

ANGELICA BALABANOFF

ERINNERUNGEN
UND ERLEBNISSE

61-8

Erinnerungen
und Erlebnisse

Von Angelica Balabanoff





ANGELICA BALABANOFF

Erinnerungen und Erlebnisse

von

Angelica Balabanoff

1 · 9 · 2 · 7

E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Berlin W30

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1927 by E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30

Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen GmbH., Wittenberg (Bez. Halle)

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Statt einer Selbstbiographie	7
Erste Rede	11
In den Reihen des italienischen Sozialismus.	20
Maximalisten und Revisionisten in Italien	30
Bebel und Jaurès	43
Die letzte Sitzung der Zweiten Internationale	55
Der italienische Parteivorstand und der imperialistische Krieg . . .	58
Georg Plechanoff und der Kriegsausbruch	63
Sozialistische Friedenskämpfer — deutsche Agenten — Konferenz in Lugano	66
Unwillkommener Besuch	71
Abrechnung mit Mussolini	75
Internationale sozialistische Frauenkonferenz	96
Zimmerwald	104
Erlösende Stimme aus Österreich	116
Zwischen Zimmerwald und Kiental	119
Kiental	126
Entweder tötet die Revolution den Krieg oder der Krieg die Revolution	135
Im revolutionären Rußland	143
Zimmerwald in Kronstadt	152
Grimms diplomatisches Experiment	157
Zimmerwald in Stockholm	164
Friedenskundgebung aus Stockholm	167
Die russische Oktoberrevolution und die Zimmerwalder Kommission	174
Der erste Sowjetgesandte im Auslande	181
Lenin nach dem Attentat	185
Meine Ausweisung aus der „freien“ Schweiz	190
Zimmerwald hat seine Schuldigkeit getan — Zimmerwald kann gehen	222
Sekretärin der Neuen Internationale	228
Westeuropäische Sozialisten in Rußland	253
Nachwort	278
Namen- und Sachverzeichnis	295

Statt einer Selbstbiographie.

Unzählige Male, von verschiedensten Seiten, bin ich gefragt worden, wie ich eigentlich zum Sozialismus gekommen sei. Es gibt sehr viele, unter ihnen leider sogar auch Proletarier, die eine Art verehrungsvoller Bewunderung den Bürgerlichen gegenüber haben, die sich den Reihen des revolutionären Proletariats anschließen. Die Vorteile, welche die Angehörigen der privilegierten Klassen genießen, sind so groß, daß man schwer versteht, daß jemand auf sie verzichtet, um in das Lager derjenigen überzutreten, die diese Vorteile aus der Welt schaffen wollen. Alle, die in solchen Fällen von „Opfern“ sprechen, habe ich stets als mit Blindheit geschlagene, beklagenswerte Wesen betrachtet. Das, was die Intellektuellen bei ihrem Übergang zum Sozialismus gewinnen, wird gewöhnlich ganz übersehen. In Wirklichkeit handelt es sich um unschätzbare ideelle Güter. Selbstverständlich verstehe ich unter „ideellen Gütern“ nicht nur die ethischen — nicht nur die Möglichkeit, für das große Ziel der Befreiung der Menschheit von materieller und geistiger Sklaverei mitzuarbeiten —, sondern auch die wissenschaftlichen, die materialistische Weltanschauung, die uns die Möglichkeit gibt, auf die brennendsten Fragen des menschlichen Geistes eine Antwort zu finden und, von einer harmonischen Weltanschauung geleitet, der schreienden Disharmonie der Gegenwart die Zuversicht auf eine harmonische Zukunft entgegenzustellen.

Als vor etwa 20 Jahren der Rektor der Volksuniversität Venedig, an der einige Vorträge abzuhalten ich aufgefordert wurde, mich bat, ihm meine Biographie zu schicken, antwortete ich ihm: „In meinem Leben hat sich bloß ein großes einschneidendes Erlebnis zugetragen, und zwar, daß ich aus der privilegierten Stellung, in der ich geboren war, mir das Privilegium erkämpft habe, in die kämpfende Arbeiterklasse aufgenommen zu werden. Dies aber ist ein so intimes Erlebnis, daß es die Öffentlichkeit weder angehen noch interessieren kann.“

Von diesem Standpunkt weiche ich auch heute nicht ab, wohl aber hat sich meine Einstellung zur Veröffentlichung gewisser Art Erinnerungen im Laufe der Ereignisse geändert.

Ich habe allmählich eingesehen, daß es sich bei solchen Veröffentlichungen um der Allgemeinheit angehörende, von ihr stammende und sie interessierende Erlebnisse handelt, auf deren Kenntnis sie ein Anrecht hat, und daß sie es eben geltend macht, indem sie an den einzelnen herantritt mit der Aufforderung, seine Lebenserfahrungen nicht für sich zu behalten.

Um so mehr berechtigt ist eine solche Forderung, wenn es sich, wie im vorliegenden Falle, um Teilnahme an Ereignissen handelt, von denen die Öffentlichkeit überhaupt nicht oder unzureichend, meistens jedoch in entstellender Weise unterrichtet ist. Mich bewog gerade der Umstand, der wiederholt an mich gestellten Aufforderung, meine Erinnerungen zu veröffentlichen, Folge zu leisten, daß ich mich an der Gründung der sozialistischen Bewegung gegen den Krieg während des Krieges und an ihrer Führung unmittelbar beteiligte, ja das einzige Mitglied der Zimmerwaldbewegung bin, das an allen ihren internationalen Veranstaltungen, an allen Sitzungen ihres Exekutivausschusses teilgenommen hat und am Tage der Gründung der Kommunistischen Internationale zum Sekretär derselben ernannt wurde.

Ein Bedenken aber hielt mich trotzdem lange ab, der Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, absolut objektive, wahrheitsgetreue, nichts verschönernde und nichts verhehlende Lebenserinnerungen zu schreiben. Die Memoiren, die ich gelesen hatte — abgesehen von denen Bebels und Krapotkins — und gerade diejenigen, die, wie die Rousseaus, als ein Versuch gelten, die absolute Wahrheit darzustellen, haben meine Zweifel nur noch befestigt. Nicht die „Bekenntnisse“ Rousseaus liegen dem Leser vor, sondern das, was er dem Leser von seinen Größen und Schwächen mitteilen wollte. Galt das vom bis zur Selbstzerfleischung neigenden großen Rousseau, so gilt es selbstverständlich in viel größerem Maße von Durchschnittsmenschen. Nun aber, nachdem ich gerade in den letzten Jahren sehr vieles gesehen, erlebt, erlitten, nachdem ich viele ernste Proben bestanden und mich überzeugt habe, innerlich überzeugt, daß mir das Urteil der Menschen ganz und absolut gleichgültig ist, nun habe ich auch diesen Zweifel überwunden.

Das Suchen und Streben nach Wahrheit ist mir stets innerstes Bedürfnis, das Ausschlaggebende im Denken und Wirken gewesen.

Rastlos habe ich danach gesucht, wie man zur Wahrheit gelangt, trotz allen Schwierigkeiten und Versuchungen, sich mit einer halben Wahrheit, die immer eine halbe Lüge ist, abspesen zu lassen. Das Bewußtsein, daß die Wahrheit als solche nur relativ sein kann, weil wir selbst so beschränkt in unserem Können und Wissen sind, hat mich nur immer mehr in meiner Suche nach ihr bestärkt. Wenn unserem Wissen und Können schon an und für sich eine gewisse Relativität anhaftet, so sollten wir doch wenigstens im Bereiche des Relativen das Absolute anstreben.

Nicht so aber nähert man sich der Wahrheit, daß man seine persönliche Einstellung zurückdrängt oder fälscht, sondern gerade dadurch, daß man die Tatsachen darstellt, wie man sie gesehen und erlebt hat. Dann erst wird der Leser in die Lage versetzt, der Wahrheit näherzukommen und sich Rechenschaft davon zu geben, in welcher Richtung und in welchem Maße das Temperament des Erzählenden seine Darstellung beeinflußt haben mag. Unter Umständen — und gerade in Fällen wie dem vorliegenden — ist das Subjektive der Wahrheit näher als eine unechte Objektivität.

*

*

*

Die vorliegende Arbeit, die nur einen Versuch des Wiedererlebens der Vergangenheit darstellt, beansprucht aber keineswegs, erschöpfend zu sein. Davon kann deshalb schon nicht die Rede sein, weil es sich darin um recht verschiedenartige Milieus und Zeitperioden handelt. Andererseits sind, besonders seit der russischen zweiten Revolution, so viele Versuche gerade von marxistischer Seite gemacht worden, den sozialökonomischen Hintergrund der letzten Ereignisse darzustellen, sie politisch und polemisch zu verwerten, daß auf diesem Gebiete wohl nichts mehr hinzuzufügen ist. Aber weil man die Ereignisse nur vom sozialökonomischen, politischen Standpunkt beleuchtet hat, ist gar vieles zum Gemeinplatz, zum Schlagwort, zur Abstraktion geworden. Mit diesen Abstraktionen wird jedoch so viel operiert, daß die Träger dieser Verhältnisse — die Klasse, der Mensch — nicht mehr zum Vorschein kommen.

Die Tatsache beeinträchtigt die historische Wahrheit und die pädagogische Verwertung der Ereignisse selbst. Nichts aber wäre überhebender, als durch eine einzelne Schrift, die noch dazu ohne jede Aufzeichnung, ohne Einhaltung der chronologischen Reihenfolge, ja ohne irgendein Schema entstand, solche Lücken füllen zu wollen.

Wer weiß, ob sie überhaupt je gefüllt werden können? Ich für meinen Teil beabsichtige nur, manche Episode aus den sozialistischen Kämpfen wiederzuerleben, manchen Kämpfer dem Verständnis des zeitgenössischen Lebens näherzubringen, abgesehen davon, ob die betreffenden Ereignisse oder Menschen epochemachend gewesen sind oder als berühmte gebucht werden. Auch will ich weder predigen, noch enthüllen, noch lehren.

Was auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht, soll dem Leser, so wie ich es erlebt habe, dargelegt werden, ohne voreingenommene Tendenz. Wiedererleben, ehrlich Wiedererleben heißt dem Leser das Maximum der Wahrheit bieten. Dies — nicht mehr, aber auch nicht weniger, will ich tun.

Die Grenzen meiner Absichten und meiner Schrift sind somit gezogen.

Erste Rede.

Ebenso oft, wie ich gefragt wurde, auf welchem Wege ich zum Sozialismus gekommen sei, hat man gefragt, wie ich mich zur Rednerin ausgebildet habe. Die zwei Fragen hängen psychologisch eng miteinander zusammen: nur die Selbsterziehung und die sozialistische Disziplin haben mir dazu verholfen, Reden zu halten. Erst im Laufe meiner Tätigkeit habe ich bestimmte, psychologisch-pädagogische Ansichten über das Reden gewonnen; „ausgebildet“ im technischen Sinne habe ich mich natürlich nie...

In meiner sozialistischen Sturm-und-Drang-Periode habe ich nie über die Art und Weise nachgedacht, in der ich mich betätigen würde. Mein ganzes Streben war darauf gerichtet, moralisch und intellektuell vorbereitet zu sein, um mich gänzlich in den Dienst der Enterbten zu stellen. Schon als ganz junges Wesen hatte ich gegen meine bürgerliche Umgebung rebelliert und in meinen Angehörigen unbewußt und mittelbar die bürgerliche Gesellschaft mit aller ihr anhaftenden Lüge, Heuchelei und dem von mir so innig gehaßten Konventionalismus bekämpft. In bezug auf mein persönliches Leben war das Problem schon sehr früh gelöst: alles dem Bedürfnis nach Gerechtigkeit zu unterwerfen, nichts zu genießen, was ich einer Ungerechtigkeit verdanken könnte. Zu gleicher Zeit habe ich aber immer nach objektiv-wissenschaftlicher Orientierung gestrebt und den Trieb zur Hingabe an eine große Sache so lange zurückgedämmt, bis ich ihm eine wissenschaftliche Grundlage geben konnte. Erst als ich Materialistin geworden war, habe ich festen Boden unter den Füßen zu spüren begonnen, und erst nachdem ich mit meinem häuslichen Milieu auch äußerlich gebrochen, mich zu Studienzwecken ins Ausland begeben hatte, und erst nachdem ich durch langjähriges Studium an den Universitäten Brüssel, Leipzig, Berlin und schließlich Rom, wo ich den großen Vorzug hatte, Antonio Labriolas Schülerin zu sein, Marxistin geworden war, fühlte ich mich berechtigt, der sozialistischen Bewegung auch praktisch beizutreten.

Da ich am meisten der Erniedrigungen und Leiden des russischen Volkes und des heldenhaften Märtyrertums der russischen Revolutionäre gedachte, der Reinheit und Größe ihrer Lebensauffassung, ihres Stolzes und ihrer Verachtung der öffentlichen Meinung, so bestand mein Ziel letzten Endes darin, mich der russischen Bewegung anzuschließen.

Meine ganze Einstellung zum Leben war unbewußt und bewußt von diesem Streben beeinflußt, die Strenge gegen mich selbst und eine gewisse Askese waren größtenteils durch die Angst bestimmt, nicht stark genug zu sein, um meine Pflicht unter den damals im zaristischen Rußland obwaltenden Verhältnissen zu erfüllen. Schau ich auf die damalige Periode meiner Entwicklung zurück, so ergibt sich, daß ich mich eigentlich viel mehr für den Kerker und den Tod vorbereitete als für das Leben und das konkrete, praktische sozialistische Wirken.

Trotzdem habe ich mich auch in allen anderen Ländern, in denen ich mich schon als ganz junges Mädchen zum Universitätsstudium und zur Beobachtung der Arbeiterbewegung aufhielt, nie fremd gefühlt, weil ich ohne weiteres in den engsten Kontakt mit dem Volksleben gekommen und spontan und restlos in dem Verkehr mit Proletariern und Revolutionären aufgegangen bin. Jedoch der Gedanke, innerhalb dieses Milieus selbst konkret mitzuarbeiten, lag mir schon aus dem Grunde fern, weil es mir an Selbstbewußtsein fehlte. Hätte man mir im Scherze zugemutet, öffentlich eine Rede halten zu sollen, so hätte ich den Betreffenden für nicht gescheit gehalten, eben weil ich der Meinung war, daß mir dazu alle Fähigkeiten abgingen. Auch das Milieu, in dem ich aufgewachsen war — ein Land wie Rußland, ohne öffentliches Versammlungs- und Vereinsleben, sowie meine häusliche Umgebung, wo man mich zur „höheren“ Tochter erziehen wollte — war gewiß nicht dazu angetan, mich zu einem öffentlichen Auftreten zu ermutigen.

Wie kam es nun zu meinem ersten Vortrag, den ich 1902 in einem deutschösterreichischen Bildungsverein in St. Gallen hielt, wo ich unter den italienischen Saisonarbeitern, Maurern und Handlangern, Stickerinnen und Schokoladenarbeiterinnen tätig war?

Nach Absolvierung der römischen Universität begab ich mich in die Schweiz, um mich den dort weilenden italienischen Einwanderern nützlich zu machen. Gar oft, wenn ich mit meinen Verwandten die mir verhaßten Reisen in die verschiedenen Kurorte machte, wo ich das Parasitentum der herrschenden Klassen so gründlich

kennen und hassen lernte, hatten die italienischen Proletarier, die die schwersten, schmutzigsten Arbeiten verrichteten oder aber den übersättigten Kurgästen die Verdauung durch Musik erleichterten, wobei sie demütig ihre Hand nach Trinkgeldern ausstreckten, meine tiefste Sympathie und Solidarität erweckt. Diese italienischen Arbeiter, die eigentlich Emigranten waren, schienen mir nach dem russischen Volke die Erniedrigtesten, Enterbtesten, Ausgebeutetsten und deshalb Hilfsbedürftigsten zu sein. Ihnen durch sozialistische Propaganda das Gefühl für persönliche und Klassenwürde beizubringen, das war das Ziel, zu dem ich mich nach St. Gallen begab. In dieser Stadt gab es eine größere Anzahl von italienischen Einwanderern, die damals nur sehr schwach organisiert waren.

Die Auswanderung von italienischen Arbeitern nach Frankreich, Amerika und in die Schweiz war längst zur Massenerscheinung geworden. Den italienischen Großgrundbesitzern, besonders in Zentral- und Süditalien, fiel es nicht ein, ihren Besitz bebauen zu lassen, der Regierung noch weniger, der Arbeitslosigkeit durch öffentliche Arbeiten zu steuern, und die Löhne der Landarbeiter waren sogar für die ganz bedürfnislosen italienischen Proletarier viel zu niedrig.

Wie wandern die Enterbtesten unter den Enterbten aus? Schon in ihrer Heimat werden sie wie Vieh in besonders schmutzige Waggons geladen, an der Grenze werden sie wieder in solche Waggons gesteckt, welche ebenso wie manche Bahnhofshalle die Aufschrift tragen: „Nur für Italiener!“ Das bedeutet, daß man niemandem zumuten mag, mit den italienischen Arbeitern zu reisen oder überhaupt in Berührung zu kommen. Verwahrlost, sprachenunkundig, eingeschüchtert, gelangen sie ans Ziel ihrer Wanderung, verkaufen dem ersten besten ihre Arbeitskraft zu den ersten besten Bedingungen und führen ein menschenunwürdiges Leben, das ihnen aber im Vergleich mit der heimatlichen Erwerbslosenexistenz als Paradies erscheint. Neben dieser schlimmsten materiellen Ausbeutung erliegen die Einwanderer aber auch einer politischen und moralischen, indem man sie als Lohndrücker und Streikbrecher benutzt.

Daraus ist für das klassenbewußte Proletariat Italiens und der Länder der italienischen Einwanderung ein wichtiges und nicht leicht zu lösendes Problem entstanden: Wie sollen die schon zu Hause in normalen Verhältnissen nicht leicht organisierbaren emigrierenden Elemente verhindert werden, sich zu Leistungen mißbrauchen zu

lassen, die den ausgebeuteten Klassengenossen des Einwanderungslandes nachteilig sind? Wie soll der Haß gegen die zugewanderten Lohndrücker und Streikbrecher, der bei der einheimischen Bevölkerung leicht in Nationalismus ausartet, im Keime erstickt und wie in beiden Teilen ein Gefühl der internationalen, tatkräftigen Solidarität entwickelt werden?

Diese Aufgabe hat sich die italienische sozialistische Partei gestellt und in glücklichster Weise gelöst. Seit etwa dreißig Jahren existieren in der Schweiz, in Amerika, zuletzt aber auch in Frankreich Sektionen der „Partito Socialista italiano“, die über selbständige Preßorgane verfügen und unter den Einwanderern eine energische, planmäßige Propaganda und Agitation entfalten. In allen Ortschaften der Schweiz z. B. gibt es italienische sozialistische Organisationen; gewerkschaftlich gehören die italienischen Arbeiter den örtlichen Organisationen an. Dank der unermüdlichen sozialistischen Erziehungsarbeit, die von italienischer Seite betrieben wird, hat man es so weit gebracht, daß italienische Arbeitskraft im Auslande nicht mehr zu Schmutzkonzurrenz verwendet werden kann.

An der Bewegung der reichsitalienischen Arbeiter in der Schweiz und in Amerika haben sich einflußreiche italienische Sozialisten beteiligt, die als Flüchtlinge im Ausland weilten und vor- oder nachher an der Arbeiterbewegung Italiens regen Anteil genommen haben; so waren Serati, Della Valle, Alessandri, Mussolini und ich jahrelang in der Schweiz in dieser Bewegung und an ihrem Organ „Avvenire del Lavoratore“ tätig.

Bevor ich mich dieser Bewegung anschloß und ihre Tragweite genau kannte, hatte ich mich, wie gesagt, in die Schweiz begeben, um die wehrlosen italienischen Einwanderer vor den größten Mißbräuchen und Erniedrigungen schützen zu helfen. Ich wollte ihnen wenigstens die Möglichkeit geben, ihre Meinung zu bekunden, ihre Rechte geltend zu machen, was sie in deutscher Sprache schon gar nicht tun konnten. Ich stand ihnen stets auf dem Arbeitersekretariate zur Verfügung, zwecks Verständigung und Übersetzung. Abends trafen wir uns in den Arbeiterlokalen, wo ich ihnen u. a. auch Unterricht erteilte. Auch Sonntags waren wir zusammen und führten ein gemeinschaftliches kameradschaftliches Leben. Unsere Beziehungen waren auf spontaner Seelenverwandtschaft basiert, ohne die leiseste Spur von „Anpassung“. Daß dem so und nicht anders war, ist mir erst dann zum Bewußtsein gekommen, als ich intellektuelle wiederholt habe betonen hören, wie sie sich mit den Ar-

beitern „wohl fühlen“, oder umgekehrt von den Arbeitern, wie der betreffende „Führer“ einfach und bescheiden gewesen. Erst wenn ich solche Feststellungen höre, sehe ich ein, wie privilegiert ich bin, da mein Leben und Streben sich so sehr mit dem der Arbeiter identifiziert, daß ich auch in meinem innersten Inneren mich nie als psychologisch andersgearteten Menschen empfunden habe.

*

*

*

So stand es um mich innerlich und äußerlich, als der Vorsitzende des Deutschen Arbeitervereins mich aufforderte, einen Vortrag zu halten. „Ich einen Vortrag,“ meinte ich, „dazu bin ich absolut unfähig. Ich habe weder das nötige Material, noch verstehe ich vorzutragen.“ Da aber der Genosse auf meine Einwendungen nicht einzugehen schien und mir das Sichbittenlassen äußerst unsympathisch ist, sagte ich mir dann selbst, daß man, wenn man Mitglied einer Arbeiterbewegung ist, sich allen berechtigten Forderungen ihrer Mitglieder unterwerfen müsse und nicht etwa nur eine Tätigkeit wählen dürfe, die einem am meisten zusage. Was die Arbeiter von uns, und was wir selbst von uns verlangen dürfen und sollen, ist absolute Ehrlichkeit, Hingabe an die Sache, Disziplin, peinliche Gewissenhaftigkeit.

Was aber die Form anbetrifft, in der sich unsere Arbeit äußert, so hängt sie von unseren Kenntnissen und Fähigkeiten, nicht aber von unserem guten Willen ab.

Da ich mir für das Reden ganz besonders wenig Eignung zutraute, dachte ich mir, es würde ein Auftreten genügen, um den Genossen zu beweisen, daß ich für solche Arbeit nicht zu verwenden sei. Ich war mir klar, daß ich ein Fiasko erleiden, daß ich nach ein paar Minuten steckenbleiben würde, und daß die Genossen, nachdem sie meine Unfähigkeit erkannt hätten, durch ein paar Verlegenheitssätze dem mißlungenen Versuch ein Ende machen und über meine Rede und über mich als Redner überhaupt zur Tagesordnung übergehen würden. Aber all das beunruhigte mich nicht, und das war der springende Punkt der ganzen Situation. Hätte ich mit meinem ersten öffentlichen Auftreten irgendeine äußerliche Befriedigung verbinden wollen, so hätte ich weder damals noch überhaupt je eine Rede gehalten.

Ich war bei der Vorbereitung meines Vortrages von dem Gedanken getragen, daß ich mich nicht gehen lassen und etwa so

sprechen dürfe, wie ich empfand, sondern meiner Überzeugung einen möglichst objektiven Charakter und wissenschaftlichen Inhalt geben müsse. Ich gab mir Rechenschaft darüber, wie verschieden die Wege seien, auf denen ein Intellektueller, ein Sprößling einer zum Niedergang bestimmten Klasse, zum Sozialismus kommt, und über den Weg, auf dem das Proletariat zu ihm kommen kann und soll.

Was ein Vortrag nicht sein soll, war der Grundgedanke, der mich bei meinem Nachdenken über das, was ich zu leisten hätte, beseelte. Und um alles Nebensächliche und Überflüssige zu vermeiden und mich nicht einfach gehen zu lassen, stellte ich an mich die Forderungen, die ich später nie außer acht gelassen habe: nicht vergessen, daß man nicht für sich, sondern für ein Arbeiterpublikum spricht; das ganze Ich in den Vortrag hineinlegen, aber auch aus seiner Haut herausgehen können; die Aufmerksamkeit, das Aufnahmevermögen der Zuhörer ganz auf den Inhalt konzentrieren durch Wahl entsprechender Beispiele, durch Vermeidung eines jeden persönlichen Pathos; dabei immer von marxistisch-psychologischer Kenntnis der Zuhörer ausgehen, vor denen man zu sprechen hat; die Form der Rede, die Wahl der Beispiele ganz ihrem Leben und Gedankengang entsprechen lassen; stets bedenken, daß man zu arbeitenden und der Möglichkeit systematischer Bildung beraubten, für abstraktes Denken nicht geschulten Menschen ganz anders zu reden hat als zu einem kleinbürgerlichen, einem intellektuellen Publikum, das den Vortrag gewissermaßen als Ergänzung zu bereits Bekanntem auffaßt, als Ansporn, ein neues Gebiet zu betreten, ein neues Buch zu lesen.

Der Arbeiter und die Arbeiterin, um die es sich bei der Massenpropaganda handelt, kommen zum Vortrage in ganz anderer Verfassung, mit ganz anderen Auffassungsmöglichkeiten, mit ganz anderer Tradition als die Angehörigen anderer Klassen und Berufe. Durch den Mangel an Schulung, durch zu starke körperliche Inanspruchnahme infolge eines einförmigen Produktionsprozesses, von Sorgen materieller Natur vollständig absorbiert, und vor allem durch die vom kapitalistischen Geiste durchdrungene Agitation ist der Durchschnittsarbeiter, und sei er sogar schon gewerkschaftlich organisiert, daran verhindert, sein subjektives Bewußtsein auf das Niveau des ihn umgebenden sozialen Milieus zu bringen.

Der marxistische Redner oder Erzieher muß sich zur Aufgabe machen, dem Arbeiter zu helfen, diese künstliche Kluft zu über-

brücken, und zwar so, daß ihm die Augen aufgehen über das Wie und Wann ihrer Entstehung. Es handelt sich darum, eine gewisse Trägheit des Denkens überwinden zu helfen, ohne daß die Zuhörer selbst diesen Versuch merken.

Dies waren die Forderungen, die ich an mich schon bei meinem ersten Vortrag stellte; und da ich ihnen vor meinem kritischen Bewußtsein entsprochen hatte, ging ich ruhig an die äußere Erfüllung meiner Pflicht. Das Schwerste hatte ich geleistet, und das gab mir das Recht, vor den Arbeitern aufzutreten. Ob es mir auch äußerlich gelingen würde, zu übermitteln, was ich vorbereitet hatte, war Nebensache. Und nur weil ich auf das Erste das Hauptgewicht gelegt hatte und das Zweite nur als untergeordnet betrachtete, ging ich an meine Arbeit mit der größten Ruhe, die mich auch bis an das Ende meiner Ausführungen begleitete.

Der Erfolg, den ich erntete, war für mich von ebenso geringer Bedeutung, wie es auch höchstwahrscheinlich der Mißerfolg gewesen wäre, mit dem ich gerechnet hatte. Durch die Disziplin oder vielmehr Selbstüberwindung, die ich mir auferlegt hatte, hatte ich mein Los als Rednerin besiegelt, ich habe aber nie aufgehört, an mir im selben Sinne zu arbeiten und mich stets zu kontrollieren. Ja, ich kann sagen, daß mit dem Wachsen meiner Popularität meine Selbstkritik zugenommen hat; denn gerade für den Redegewandten, für denjenigen, dem es gegeben ist, die Massen zu beeinflussen, liegt die Gefahr viel näher als für andere, das Reden zu mißbrauchen, um die große Befriedigung des Erfolges, des Schaffens, des psychologischen Umwandels des Menschenmaterials, das man vor sich hat, zu erleben. Gerade begabte und erfahrene Redner sind in Gefahr, Demagogen zu werden. Ich habe die Scheidelinie zwischen ehrlicher, gewissenhafter Vortragsweise und Demagogie mit Entsetzen und Ekel von so manchem überschreiten sehen, besonders während des Krieges und der Revolution, und die Angst, daß es auch mir passieren könnte, hat mich um so strenger gemacht.

Wie auf allen Gebieten oft Mittel und Zweck verwechselt werden, habe ich auch in diesem Falle beobachten können. So habe ich oft für einen sentimental Redner gegolten, weil es mir gelungen ist, die Zuhörer aufzurütteln, einen nicht ganz oberflächlichen Eindruck in ihnen hervorzurufen. Nun war die angebliche Sentimentalität nichts anderes als ein psychologisch-pädagogisches Mittel, um in dem Zuhörer das bloße Gefühl durch den Gedanken und Willen zur Tat zu ersetzen.

Ist es wahr, und niemand wird es bestreiten können, daß ein jedes Wesen durch das Empfinden und Fühlen zum Denken und Handeln gelangt, so gilt das um so mehr von Massen, die jahrhundertlang künstlich am Denken verhindert wurden. Selbstverständlich spreche ich vor allem von den Elementen, die von der sozialistischen Propaganda und marxistischen Weltanschauung noch gar nicht berührt sind. Auf die ist es mir immer am meisten angekommen. Nicht denen, die schon angefangen haben selbständig zu denken oder gar schon auf dem Gebiete des Klassenkampfes tätig zu sein, galten meine Reden, sondern vor allem denen, die noch einer starken Aufrüttelung bedurften, um in den Gedankengang des Sozialismus eingeweiht zu werden.

Dabei aber habe ich nie an das Gefühl appelliert, ohne meiner Argumentation auch einen sozialen, theoretischen Inhalt zu verleihen. Statt z. B. von der Mehrwert- und Verelendungstheorie in einer befremdenden Terminologie zu sprechen, habe ich mich bemüht, es in einer Form zu tun, die der unmittelbaren Erfahrung, des Zuhörers Kenntnis vom Produktionsprozeß entnommen war, und der er schwer widerstehen konnte.

Die marxistischen Theorien zu popularisieren, einen komplizierten Gedankengang in ganz elementare Form zu kleiden, habe ich immer als Pflicht und erste Bedingung eines wirklichen Einflusses auf die Massen betrachtet. Die genaueste Prüfung des Inhalts und der Form dessen, was man den Massen vorträgt, ist für mich stets Gewissensfrage gewesen, ja eine Frage der schwersten theoretischen Disziplin und Kontrolle. Ebenso, wie ich es vermieden habe, Fremdwörter zu gebrauchen, habe ich es auch vermieden, die Zuhörer durch irgendetwas zu verblüffen. Nicht darauf kommt es an, daß der Hörer während des Vortrages den Eindruck gehabt hätte, etwas ganz Neues gehört zu haben, sondern darauf, daß er das Bewußtsein erhalte, er habe etwas erfahren, das er eigentlich längst hätte einsehen sollen. Die Art und Weise gewisser Intellektueller, dem Volke gegenüber aufzutreten, habe ich als schädlichen Egozentrismus empfunden. Sie sprechen, um sich und den anderen zu zeigen, wie weise sie sind, wie sie sich von den Zuhörern unterscheiden, oder aber, um den Zuhörern etwas beizubringen, ohne sie zu überzeugen. Ich habe mich bemüht, meine Überzeugung mit den Proletariern zu teilen, in ihnen den Wunsch und die Fähigkeit zu entwickeln, über das, was sie gehört, nachzudenken und nach reifer kritischer Überlegung in die Tat umzusetzen.

Dem Intellektuellen, der auf ganz anderem Wege zum Sozialismus kommt, besonders wenn er Akademiker ist, mag die Form gewisser Vorträge sentimental erscheinen. Im Grunde genommen ist sie ein Mittel, auf entsprechendem Wege wissenschaftliche, historische Tatsachen den Zuhörern beizubringen, die infolge physischer Müdigkeit und psychischer Schwebbeweglichkeit einer rein theoretischen Beweisführung unzugänglich sind.

In den Reihen des italienischen Sozialismus.

Neben den deutschen und deutschschweizerischen Vereinen fingen auch die italienischen an, mich zur Abhaltung von Agitationsreden einzuladen, so daß ich fast immer auf Reisen war. Es dauerte nicht lange, bis ich auch in Italien bekannt wurde, wohin man mich immer öfter zu Agitationstouren lud. So übersiedelte ich schließlich ganz nach Italien, weil das Wirken unter den Volksmassen im Lande selbst mich noch mehr anzog als die Propaganda unter den italienischen Arbeitern im Auslande. In Italien selbst kam ich viel inniger mit dem Volke, mit seinem ganzen Wesen in Berührung. Dies war für mich die Quelle eines sich stets erweiternden, vertiefenden, vielseitigen Genusses; ich konnte immer neue Seiten des wunderbaren Auffassungsvermögens, des vornehmen Idealismus der italienischen Kollektivseele kennenlernen.

Große Anziehungskraft hat auf mich stets die Aufnahmefähigkeit des italienischen Proletariats in intellektueller wie ethischer Hinsicht gemacht. In diesem seinem Auffassungsvermögen überspringt er manche Stufen der sozialen und intellektuellen Entwicklung und kann, wenn man ihn in entsprechender Weise geistig und ästhetisch zu packen weiß, sich auf ein hohes Niveau des Verständnisses erheben, komplizierte Begriffe in ihrer Tiefe erfassen. Sind es Nachklänge der alten sozialen, intellektuellen und ästhetischen Kultur, die in jedem einzelnen sich kundgeben? Jedenfalls kann man auch bei einem analphabetischen Landarbeiter Italiens auf ein Verständnis stoßen, das sogar bei Industriearbeitern anderer Länder erst durch systematische, marxistische Bildung erzielt werden kann. Aber eben weil dieses Auffassungsvermögen nicht eine Anpassung an das unmittelbar soziale Milieu darstellt und nicht ein Resultat systematischer und theoretischer Bildung ist, entspricht ihm nicht jene Organisationsfähigkeit und Ausdauer, die bei den Arbeitern anderer Länder als Begleiterscheinung ihrer geistigen und politischen Entwicklung auftreten.

Gerade die in die Psychologie des italienischen Volkes Eingeweihten, diejenigen, welche die sozialistische Bewegung Italiens genauer, tiefer kennen, haben besondere Veranlassung, der Worte zu denken, mit denen Engels die Vorrede für die italienische Ausgabe des Kommunistischen Manifestes 1892 schloß: „Das erste kapitalistische Land war Italien“...

Wie erklärt es sich z. B., daß Italien eine Landarbeiterorganisation aufweist wie kein zweites Land? Vor der Zerstörungsgorgie der Fascisten waren die Landarbeiter, ja sogar die Kleinbauern in gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen vereinigt, die von zielbewußtem, tatkräftigem, sozialistischem Geiste durchdrungen waren. Es gibt wohl kaum ein anderes Land, in dem so breite Schichten der Ausgebeuteten in solchem Maße den Sozialismus in sich aufgenommen hatten, wie es in Italien vor dem Kriege der Fall gewesen ist.

Dieses Streben nach der Umgestaltung des sozialen und persönlichen Lebens, das Suchen nach einer Befreiung von ökonomischen Ketten, von sozialen Vorurteilen und Heuchelei, stand jedoch in keinem Verhältnis zum Grade des Analphabetismus oder auch zur Entwicklung der Industrie oder der gewerkschaftlichen Bewegung. Nun muß man aber gerade in diesem Zusammenhang in Betracht ziehen, daß die ländliche Bevölkerung in Italien schon aus geographischen Gründen unter dem Einflusse der Stadt stand wie sonst nirgendwo. Dazu kommt noch, daß 30 Jahre hindurch die stärkste sozialistische Agitation gerade unter den Landarbeitern betrieben wurde, und zwar so, daß die gewerkschaftliche von der politischen nicht getrennt war, und daß sich das Verständnis für den politischen Kampf gleichzeitig, ja oft noch vor dem Verständnis für die gewerkschaftliche Organisation, entwickelte. Gewerkschaftlich, genossenschaftlich, sozialistisch, alles das war für die großen Massen gleichbedeutend.

Die Genossenschaften entwickelten sich gerade auf dem Lande besonders stark, und zwar handelte es sich hauptsächlich um landwirtschaftliche und Produktivgenossenschaften. Sie waren nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis von sozialistischem Geiste geleitet, und die proletarische Solidarität wurde tagtäglich in die Praxis umgesetzt. Die Genossenschafter stellten bei der Übernahme von landwirtschaftlichen Arbeiten den Großgrundbesitzern solche soziale und wirtschaftliche Forderungen, die nur durch die Stärke der Organisationen, den Ernst und die Würde ihrer Mitglieder durch-

gesetzt werden konnten. Diese Forderungen wie auch die Statuten der Genossenschaften und Gewerkschaften enthielten Bestimmungen, die von einer großen sozialistischen Reife zeugten. Ein beträchtlicher Teil der Gewinne der Produktiv- bzw. Konsumgenossenschaften wurde für Streikfonds verwendet, sogar für Arbeiterkategorien, die der betreffenden Organisation nicht angehörten. Zahlreiche Kinder streikender Proletarier wurden von den Gewerkschaften monatelang unterhalten, und ein großer Prozentsatz der Einkünfte der Genossenschaften wurde sozialistischen Zwecken zugewendet. Man bedenke, daß Italien vor dem Kriege mehr als 200 sozialistische, meistens wöchentlich erscheinende, Zeitungen besaß.

Die Fortschritte, die das Volk in seiner allgemeinen kulturellen und politischen Entwicklung gemacht hat, sind größtenteils auf die Tätigkeit der sozialistischen Partei zurückzuführen. Der Kampf, der im Parlament für die Verbesserung des Schulwesens geführt wurde, spielte im Vergleich zu dem, was unter den breitesten Schichten des Volkes direkt von Sozialisten geleistet wurde, eine ganz untergeordnete Rolle. Nur die unermüdliche Tätigkeit der Sozialisten bewirkte, daß die Arbeitszeit bedeutend gekürzt wurde, und nur ihrer großen Hingabe an den Sozialismus ist es zu verdanken, daß die italienischen Massen überhaupt eine menschenwürdige Existenz zu führen begannen.

Aber auch das persönliche und Familienleben des einzelnen Mitgliedes der sozialistischen Bewegung war von sozialistischen Anschauungen geleitet, erhielt doch die Klassen- und individuelle Ethik in Italien ein ausgesprochen sozialistisches Gepräge. Die Dorf- und Stadtproletarier hatten das Bedürfnis, sich auf gar manchem Gebiete gegen die Tradition aufzulehnen und ihre revolutionäre Weltanschauung tapfer und konsequent in die Tat umzusetzen. Wieviel ungetaufte Kinder und wieviel Zivilehen hat es gerade unter den Proletariern gegeben, und zwar nicht weniger auf dem Lande als in der Stadt! Wie oft sind nicht Anträge auf Ausschluß aus der Partei gestellt und ausgeführt worden gegen Mitglieder, die sich aus Rücksichten auf die öffentliche Meinung an irgendwelchen religiösen Veranstaltungen beteiligt hatten! Bezeichnenderweise kam die Rüge nicht etwa von den oberen Parteinstanzen, sondern aus den lokalen Organisationen selbst.

*

*

*

Eines der Hauptmittel, das Volk aufzuklären, war — was in Anbetracht der übergroßen Zahl der Analphabeten nur zu verständlich ist — die mündliche Propaganda. Es gibt keinen bedeutenden Redner Italiens, der nicht auch auf dem Lande gesprochen hätte, und vor allem auf dem Lande. Die Arbeiterorganisationen, ausschließlich von Sozialisten geleitet, betrachteten es als Pflicht, ihren Mitgliedern auch auf dem Gebiete der Propaganda das Modernste und Beste zu bieten. Die besten Redner kamen mit Begeisterung und Vorliebe aufs Land, wo ihrer ein verständnisvolles, begeisterungsfähiges, in seiner ganzen Einstellung sozialistisches Auditorium wartete. Überhaupt tragen die Versammlungen in Italien einen anderen Charakter als anderswo. Nicht für eine gegebene, abgeschlossene Zuhörerschaft, sondern für die ganze Bevölkerung waren sie bestimmt, in der die nicht ausgebeuteten Elemente eine winzige Minderheit darstellen. Meistens wurden die Versammlungen unter freiem Himmel oder in einem Theater abgehalten, wohin alle, buchstäblich alle, kamen.

Das wunderbare Auffassungsvermögen des italienischen Volkes, seine revolutionäre Solidarität, kam besonders anlässlich der russischen revolutionären und konterrevolutionären Ereignisse zum Vorschein. Als nach der ersten russischen Revolution und nach der Metzelei der russischen Arbeiter, die unter Führung Gapons sich am 22. Januar 1905 zum Kaiserlichen Palast begaben, die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung wieder auf die zaristischen Greuel gelenkt wurde, erhob sich in Italien eine förmliche Revolte der werktätigen Massen gegen das russische Selbstherrschertum, gegen die Verfolgungen der Revolutionäre.

In allen, auch den allerentlegensten, Ortschaften wurden auf Initiative der Arbeiter- und Bauernorganisationen große Protestversammlungen abgehalten. Die sozialistischen Redner wurden, besonders wenn sie den verhaßten Zarismus brandmarkten oder von dem Märtyrertum der Revolutionäre sprachen, so laut, unaufhaltsam, stürmisch unterbrochen, der Applaus gestaltete sich zu einer so wuchtigen Demonstration des Hasses und der Solidarität, des Abscheus und der Bewunderung, daß die Regierung zu außerordentlichen Maßregeln greifen mußte. Der überwachenden Sicherheitspolizei wurde die Verfügung gegeben, keine Namensnennung des Verantwortlichen der russischen Greuel zu dulden. Die Versammlungen überhaupt zu verbieten, hätte man unter den damaligen Verhältnissen nicht gewagt. Alles, was nur entfernt als Solidarität mit den russischen Volksunterdrückern gedeutet werden konnte,

hätte die stärkste Mißbilligung hervorgerufen. Kaum merkten die Zuhörer, daß der Redner es vermied, einen Namen zu nennen, unterbrachen sie ihn laut und ergänzten seine Darstellungen in drastischer Weise, zur großen Bestürzung der anwesenden Polizeibeamten und Karabinieri. Die letzteren — meistens aus den untersten Volksschichten stammend — verhehlten nur schwer ihre Sympathie für das unterdrückte Volk und seine Freiheitsbestrebungen. Die Empörung über die Vorgänge in Rußland war so groß, daß die Bauern, nach stundenlanger Wanderung von einer Protestversammlung zu Hause angelangt, Mauern und Zäune mit grotesken Figuren bemalten, unter die sie die Namen Nikolaus' II. oder den irgendeines seiner Werkzeuge schrieben, und die sie mit Kot bewarfen. Diese Stimmung in den Massen fand selbstverständlich den größten Widerhall in der sozialistischen Presse, in den Gemeinderäten und im Parlament. Dort erklärte der Abgeordnete Ferri, der Selbstherrscher Rußlands dürfte nicht wagen, nach Italien zu kommen, das Volk würde ihn mit Zischen empfangen.

Der Abgeordnete Morgari, der damals eine hervorragend redigierte Propagandazeitschrift, den „Sempre Avanti“, leitete, veröffentlichte darin eine Reihe von Diskussionsartikeln, in denen sich Proletarier über das Verhalten bei einem eventuellen Besuch des verhaßten Blutzaren aussprachen. Von dem Verlage des Blattes wurde eine besondere Art von Pfeifinstrumenten, die das Bild einer Lokomotive trugen, den Lesern zugesandt, mit welchen für den Fall, daß der Besuch, von dem dringend abgeraten wurde, doch stattfände, Lärm gemacht werden sollte. Als dann nach mehreren Jahren die diplomatischen Beziehungen den Besuch des unerwünschten Gastes nötig erscheinen ließen, trauten sich weder der Zar noch seine Gastgeber, den Empfang in einer größeren Stadt vorzunehmen. In einer winzigen Residenz wurde er für einen Tag beherbergt.

In dieser Zeit der intensivsten Protestbewegung mußte ich jeden Abend, Sonn- und Feiertags oft drei- bis viermal, in den verschiedensten Ortschaften — in Großstädten wie Mailand, Turin, Rom, Triest, Bologna und in den kleinsten Orten, zu denen nicht einmal eine Eisenbahn führte — über die Freiheitsbewegung Rußlands reden. Als ich gerade infolge der aus Rußland angelangten Nachrichten beschlossen hatte, nach Rußland zurückzukehren, wurde ich von russischer sozialdemokratischer Seite in Briefen und Unterredungen bestürmt, ich möchte mich der Propaganda für das revo-

lutionäre Rußland im Ausland widmen und durch Geldsammlungen die russische sozialistische Bewegung unterstützen. Dieser Aufforderung leistete ich Folge und wurde von italienischer Seite zu so vielen Veranstaltungen eingeladen, daß ich manchmal nicht dazu kam, zwei Nächte in der Woche am selben Ort zu schlafen. Freilich war mir der Gedanke, die Zuhörerschaft könnte, weil ich als Redner und Russin in ihnen gewisse Assoziationen hervorrief, auch in mir ein Symbol des leidenden und kämpfenden Märtyrers sehen, und mir Verehrung zollen, furchtbar unangenehm.

So erinnere ich mich nicht ohne wirkliche Gewissensbisse daran, wie ich in einer ländlichen, meistens aus Emigranten bestehenden Organisation, mein Versprechen, ihnen einen Vortrag zu halten, demonstrativ nicht erfüllte, weil sie auf den Einladungen zum Vortrag in naiver, lobender Weise meine Tätigkeit und russische Nationalität hervorgehoben hatten. Die Ortschaft lag in einer sehr entlegenen Gebirgsgegend, und ich war schon nach langer Reise bis an die Endstation gelangt, wo meiner ein Wagen harnte. Aber gleichzeitig mit dem Wagen erblickte ich das erwähnte Flugblatt, und ich entschloß mich, ohne weiteres umzukehren. Nach Jahren noch erinnerten sich einzelne Genossen dieses Ortes meines intransigenten Vorgehens und der Enttäuschung, die ich ihnen und der Bevölkerung damals verursacht.

Daß die Teilnahme des italienischen Volkes an der russischen Bewegung keine oberflächliche und rein platonische gewesen ist, erhellt auch daraus, daß gerade in Italien, wo die Löhne und das Lebensniveau der arbeitenden Massen kein hohes war, nicht nur relativ, sondern absolut mehr Geld für das revolutionäre Rußland gesammelt wurde als in anderen Ländern. Zu bemerken ist, daß die Beiträge nicht etwa dem Kassafonds einer Organisation entstammten, sondern den freiwilligen Beiträgen einzelner Proletarier. Ich erinnere mich, daß die Summen, die bei meinen Vorträgen und anderen Veranstaltungen in Italien gesammelt wurden, viel größer waren als die von Maxim Gorki in Amerika gesammelten. In Italien handelte es sich tatsächlich um vom Munde abgesparte Proletariergroschen.

Demjenigen, der das hier nur ganz lückenhaft Skizzierte miterlebte, kommt mit sich immer vertiefender Erbitterung zum Bewußtsein, wie sehr die Führer der Kommunistischen Internationale sich an dem revolutionären Rußland und an den italienischen Massen selbst — milde ausgedrückt — vergangen haben, indem sie zur

Bekämpfung der unliebsamen Elemente und der Sozialistischen Partei sich demagogischer Mittel bedienten. Denn gerade die italienischen Massen, im sozialistischen Geiste erzogen, mußten durch solche Methoden abgestoßen werden. In Italien waren die werktätigen Massen wie in keinem anderen Lande fähig und bereit gewesen, große Opfer für den revolutionären Internationalismus zu bringen, in keinem Lande hatte die Größe und Tragödie des russischen Volkes so viel Verständnis gefunden wie gerade in Italien. Dort hat eine ganze Bevölkerung der russischen Befreiungsbewegung mit Verständnis und Tatbereitschaft zur Seite gestanden, zu einer Zeit, als die russischen Revolutionäre besiegt darniederlagen; sie hat Sowjetrußland Solidarität und Bewunderung gezollt, als das Regime und das Land, von der ganzen übrigen Welt angefeindet, bedroht und bekämpft wurde und Solidarität mit Rußland Verfolgungen und Verleumdungen zur Folge hatte.

*

*

*

So manches Erlebnis aus der Zeit, da ich mich ganz besonders der Aufklärung über Rußland widmete, hat sich besonders tief in mein Gedächtnis eingepreßt, weil es typisch für die psychologische Einstellung der italienischen Massen zum revolutionären Rußland ist....

Ich spreche über die Greuel des Zarismus in einem so dicht besetzten Theatersaal, daß das Atmen einem schwerfällt und die Gaslampen auszugehen drohen. Neben Arbeiter- und Bauernpublikum sieht man auch aufmerksam lauschende Männer und Frauen der freien Berufe. Trotz der Überfüllung herrscht absolute Ruhe, nichts rührt sich. Ich spüre, daß mich jemand leise am Arm packt, schaue mich aber nicht um, um die Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft nicht abzulenken, und denke im Unterbewußtsein, daß ein Genosse mich auf die Stufen aufmerksam machen will, die das Podium vom Publikum trennen. Im selben Augenblick wird die absolute Stille stürmisch unterbrochen; tausend Hände klatschen leidenschaftlich laut und ostentativ. Bevor ich mir noch davon Rechenschaft abgeben kann, wodurch diese Umwandlung hervorgerufen wurde, springt das ganze Auditorium wie ein Mann auf, um noch stürmischer zu applaudieren. Eine schwangere Frau — ich werde diesen Anblick nie vergessen — steht mühsam von ihrem Stuhle auf, um sich dem allgemeinen Applaus anzuschließen.

Trotz meiner Gewohnheit, mich beim Reden durch nichts und niemand unterbrechen zu lassen, konnte ich nicht weitersprechen und schaute mich um. Hinter mir auf dem Podium standen einige Karabinieri, die nicht wußten, was sie anfangen sollten, während ihr Führer, der Vertreter der „Öffentlichen Sicherheit“, der politischen Polizei, in großer Verlegenheit mit dem Einberufer der Versammlung parlamentierte. Eine meiner Behauptungen — es handelte sich um Nikolaus II. — erschien dem Beamten doch zu weitgehend, und er wollte von seiner Befugnis, die Versammlung aufzulösen und die Rednerin verhaften zu lassen, Gebrauch machen. Das alles hatte sich hinter meinem Rücken abgespielt, die „zarte Berührung“, die ich einem Genossen zugeschrieben hatte, war ein Versuch der Karabinieri, die Vorschrift auszuführen, und das stürmische Klatschen sollte Protest gegen diesen Versuch und vorbehaltlose Solidarität mit meinen Äußerungen bedeuten. Nicht weniger typisch als dieser kollektive Solidaritätsausdruck war der Wortwechsel, der auf dem Podium zwischen dem Einberufer der Versammlung und dem Vertreter der Obrigkeit geführt wurde. Letzterer war höchst verlegen: denn die Verhaftung vollstrecken zu lassen, getraute er sich nicht mehr.

Um diese Vorgänge zu verstehen, muß man einen Begriff davon haben, was das damalige Italien war: zweifelsohne das freieste und demokratischste Land. Gewiß handelte es sich nicht um die von der Arbeiterklasse durch Abschaffung des Privateigentums erlangene absolute soziale Freiheit. Im Gegenteil, gerade deshalb, weil die Bourgeoisie noch kein Klassenbewußtsein besaß, sich als Klasse nicht direkt vom Proletariat bedroht sah und Ausbrüche des Klassenkampfes nur für einzelne lokale Episoden hielt, herrschte im Lande eine Art Gemütlichkeit; diese unterschied sich von den als demokratisch verschrienen Ländern, wie die Schweiz, England usw., dadurch, daß es sich um den Geist der ganzen Bevölkerung handelte, einen Geist, der das öffentliche und private Leben beherrschte. Jede Freiheitsbeschränkung wurde mit Abscheu zurückgewiesen. Auch die Bürgerlichen und Kleinbürgerlichen kokettierten mit abstrakten oder persönlichen Freiheitsbegriffen.

Auch im obenerwähnten Falle war der Haß gegen das Symbol der Freiheitsunterdrückung, den blutbefleckten Zaren, die Empörung gegen den Versuch, mir das Wort zu entziehen, so groß, daß der Beamte sich gezwungen sah, nachzugeben. Ich konnte unter steigender Begeisterung meine Rede fortsetzen und wurde im

Triumph zum Gasthaus gebracht, das bis in die späte Nacht hinein von einer großen Zahl von Versammlungsteilnehmern umgeben war. Am nächsten Morgen, bei der Abreise, wurde ich von einer jubelnden Menge auf den Bahnhof begleitet.

Einen ähnlichen, noch ergreifenderen Vorfall erlebte ich in Triest, im „Circolo di studi sociali“, einer Institution, die von Arbeitern für Arbeiter gegründet war und auf einer Höhe stand, um die sie manche bürgerliche, von Intellektuellen gegründete Bildungsinstitution hätte beneiden können. Die besten Redner Italiens, von Enrico Ferri angefangen, wurden aufgefordert, dort Vorträge zu halten. Die Eindrücke, die ich in Triest empfang, gehören zu den tiefsten; wahrscheinlich, weil es sich um eine Zuhörerschaft handelte, die, als eine auch national unterdrückte, für Freiheitsbestrebungen und revolutionäre Orientierung besonders empfänglich war.

In der damaligen Österreichischen Monarchie gab es Begriffe, wie Gott, Familie, Monarchie, die man als Redner überhaupt nicht erwähnen durfte. Darüber setzten die Leiter des „Circolo di studi sociali“ alle aus dem freien Italien kommenden Redner in Kenntnis, damit sie nicht in Konflikt mit den Behörden kämen. Für mich war das erwähnte Verbot ein Ansporn, die verbotenen Fragen zu behandeln, weil ich es stets für meine elementare Pflicht gehalten habe, gerade Fragen zu erörtern, von denen man annehmen konnte, daß sie am wenigsten durchdacht und somit wenig populär waren. So war es auch in Triest, wo die Genossen und die allgemeine Zuhörerschaft mich mit solcher Sympathie umgaben, mir so gerne zuhörten, daß ich oft zwei- oder dreimal jährlich aus Italien hinüberkommen mußte.

Schließlich aber wurde ich doch von einem Bischof denunziert, der Gotteslästerung angeklagt und, nachdem ich in Triest freigesprochen worden war, in Wien in Abwesenheit zu drei Monaten schweren Kerkers und zur Ausweisung verurteilt.

Die frevelhafte Mißhandlung der russischen Revolutionärin Maria Spiridonowa hatte sie zum Symbol des Befreiungskampfes des russischen Volkes gemacht. Die Triester Genossen hatten mich aufgefordert, über eben dieses Thema zu sprechen. Der Vortrag wurde im größten Theater Triests abgehalten; der Zustrom war so massenhaft, daß man sich förmlich gegen die Neueintretenden wehren mußte. Die Spannung der Zuhörerschaft während des Vortrages war so groß, daß man den Eindruck hatte, eine jede Atembewegung vernehmen zu können. Es handelte sich um eine

der Stimmungen, in der die Aufmerksamkeit, das Interesse, die Teilnahme am Dargestellten so intensiv wird, daß man nichts mehr aus der Außenwelt vernehmen will oder kann. Ich wollte auch nicht die winzigste Pause eintreten lassen, um so viel wie möglich sagen zu können und keine Ablenkung zu verursachen. Als ich nach etwa anderthalb Stunden meine Ausführungen für eine Sekunde unterbrach, um einen Tropfen Wasser zu trinken, ereignete sich im Saale etwas Überwältigendes. In der absoluten Stille erscholl von der Galerie eine Stimme: „Wir werden die Märtyrer der Revolution rächen.“ Dieser Ruf fand im Saale einen stürmischen Widerhall; die zurückgehaltene Erregung, Leidenschaft und Begeisterung und die Zuversicht auf eine noch so schwer zu erobernde schönere Zukunft der Menschheit vereinten sich unter endlosem Händeklatschen und Hochrufen zum machtvollen Gelöbnis: „Wir werden die Märtyrer der Freiheit rächen.“ Ich wurde vom Podium zur Tür geführt, die Massen begleiteten mich unter Absingen revolutionärer Lieder zum Parteilokal. Bis zu meiner Abreise aus Triest wurde ich von den Leuten auf der Straße mit dem Ruf empfangen: „Es lebe das revolutionäre Rußland!“ So ging es unter der Arbeiterbevölkerung und der sozialistischen Intelligenz italienischer Sprache sogar in der Habsburger Monarchie zu!

Maximalisten und Revisionisten in Italien.

Vom ersten Moment meines Eintrittes in die sozialistische Bewegung gehörte ich dem linken Flügel der Partei an, der vor dem Kriege der „intransigente“ (unversöhnliche) hieß. Nach dem Kriege erhielt er infolge der psychologischen Verschiebungen, die der Krieg und die Revolutionsperiode auch auf dem Gebiete der Parteibenennungen und Fraktionsschattierungen mit sich brachte, die Bezeichnung „maximalistisch“. Der theoretischen, praktischen und polemischen Einstellung nach könnte diese Fraktion vor dem Kriege am ehesten mit dem orthodoxen Flügel der deutschen Partei verglichen werden, insofern, als überhaupt die italienische Arbeiterbewegung mit der deutschen verglichen werden kann. Der italienische Reformismus kann nicht ohne weiteres dem Opportunismus anderer Länder gleichgestellt werden. Der Bernsteinsche Revisionismus hatte wohl Anhänger und Nachfolger in Italien, aber die Begriffe Revisionismus und Reformismus decken sich nicht vollständig.

Auch die Beziehungen zwischen Partei und Gewerkschaft waren ganz andersgeartet als in anderen Ländern. Es scheint paradox; in einem Lande mit vorwiegend agrarischer Bevölkerung und einer primitiven Industrie ist der Kampf der ausgebeuteten Massen unter dem Banner des Marxismus entstanden. Unter seinem Banner ist dieser Kampf von Sieg zu Sieg geführt worden, hat sich die Entwicklung vom elementaren Klasseninstinkt zur sozialistischen Weltanschauung vollzogen, ist diese Bewegung zu einer mächtigen einflußreichen Partei geworden, ja vor dem Kriege zu der Partei, die allein Programm, Gefolgschaft, Anziehungskraft und ein großes Ideal besaß. Die Prampolini, Serrati, Turati, um nur die repräsentativsten zu nennen, begannen ihre mündliche und schriftliche Agitation im marxistischen Geiste. Sie trugen diesen Geist mit aufs Land, ins ländliche Proletariat hinein.

Die erstaunliche psychologische Anpassungsfähigkeit der Begründer der italienischen Bewegung brachte es zustande, daß von den marxistischen Grundgedanken gerade so viel und in solcher Form verbreitet wurde, als das entsprechende soziale Milieu aufzunehmen imstande war. Das Endziel des Sozialismus aber war der großen Masse nahegebracht.

Waren die italienischen Massen genügend geschult, um zu verstehen, daß der endgültigen Umgestaltung des sozialen und persönlichen Lebens die ökonomische und politische Umgestaltung der Gesellschaft notwendig vorausgehen müsse, so wollten sie sich, von tiefer Empörung gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung durchdrungen, nicht das Recht und die Möglichkeit nehmen lassen, schon heute, wenn auch innerhalb der engegezogenen Grenzen, ihr Leben auf gesünderer, reinerer, menschlicherer Grundlage aufzubauen. Ihr Protest, kein platonischer oder nur antiklerikaler, sondern einer, der tatkräftigen Charakter trug und von sozialen Gesichtspunkten getragen wurde, traf vor allem die Heuchelei der Kirche. Massenhaft verzichtete man auf Taufen und kirchliche Leichenbestattungen, die Kinder wurden in ganz freiem, ja antikirchlichem und antireligiösem Sinne erzogen, wobei man der Kirche nicht nur vorhielt, daß sie Aberglauben und Unwissen verbreitete, sondern auch, daß sie sich in den Dienst der Mächtigen und Reichen stellte, um die Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu verherrlichen.

Der italienische Revisionismus, der, dem Temperament und der geistigen Tradition seiner Träger entsprechend, eher einen allgemein skeptischen Anstrich als einen bestimmten sozial-ökonomischen Inhalt hatte, war eigentlich mehr eine Krise der Intellektuellen als eine Krise der sozialistischen Bewegung überhaupt. Aber weil in Italien die Hauptträger des Marxismus, die industriellen Massen, nur spärlich vertreten waren, konnten die Hauptprobleme des Revisionismus, Verelendungstheorie, Verhältnis zwischen Bewegung und Endziel, nur ganz allgemein und theoretisch behandelt werden. Die Massen, vom marxistischen Glauben an die Zukunft und von Kampfesfreude für ihre Sache beseelt, wurden, zumal sie keinen Personenkultus trieben, von der Krise der Intellektuellen kaum berührt.

Dafür, daß ein Personenkultus nicht entstehen konnte, hatte auch die Persönlichkeit derjenigen gesorgt, die zuerst den Sozialismus in die Massen Italiens getragen. Die Stellung der einzelnen zu den verschiedenen Problemen zog nicht notwendigerweise eine ent-

sprechende Einstellung der Massen mit sich; Toleranz ist den italienischen Massen ebenso wie ihren Führern stets eigen gewesen.

Die traurige Erfahrung der letzten Jahre hat bewiesen, wie subjektiv anderswo gerade die Führer die proletarische Bewegung beeinflussen, deren Ausgangspunkt eine angeblich objektiv wissenschaftliche Einstellung ist. Selbstverständlich rächen sich diese Methoden; auch die Massen werden ihrer gewahr und kommen dadurch zu einer Skepsis, die jedenfalls gefährlicher ist als diejenige Freiheit des Suchens und Einschätzens, die eine Grundlage für eine wirklich felsenfeste Überzeugung bildet. Aus alledem ergibt sich, daß man in Italien nicht wie in manchem anderen Lande mechanisch von der Stellung oder Äußerung eines Führers oder Abgeordneten auf die Stimmung der in Betracht kommenden Massen schließen kann.

So war es mit dem Reformismus im allgemeinen wie mit seinen leitenden Geistern im einzelnen. So ist z. B. die Persönlichkeit Turati im Auslande vollständig verkannt. Die Tatsache, daß er gerade unter den Arbeitern Mailands, d. h. unter den ausgesprochen industriellen Wählern, einer unerschütterlichen Popularität genießt, wird entweder nicht verstanden oder entstellt. Filippo Turati ist zweifelsohne eine der vielseitigsten, kompliziertesten Persönlichkeiten des zeitgenössischen Sozialismus. Hervorragend begabt, über eine vielseitige Bildung verfügend, ist er gerade durch seine kritische Einstellung zu allem Dogmatischen, allem Einseitigen, zum Marxismus in Theorie und Praxis gekommen und gehört wohl zu den leidenschaftlichsten Anklägern der bürgerlichen Gesellschaft. Kein einziger Widerspruch, keine Schattenseite, keine Heuchelei des Kapitalismus ist seinem scharfen Blick, der beißenden Ironie seiner Beredsamkeit, seiner meisterhaften Feder entgangen. Seinem unveröhnlichen Protest gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung und seinem unerschöpflichen Glauben an den Sozialismus hat er Ausdruck zu geben vermocht wie kein zweiter.

Turati hat wenig umfangreiche Werke veröffentlicht, aber eine jede seiner unzähligen Reden, seiner Gelegenheitsschriften, ein jeder Artikel, der im Laufe von mehr als einem Menschenalter in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Critica Sociale“ und in der Tagespresse veröffentlicht wurde, sind ein Muster von Sachlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Formvollendung. Ein jedes seiner Werke ist von einem tiefen sozialen Pathos beseelt, das nur demjenigen gegeben ist, der einer Weltanschauung, und zwar einer revolutionären Welt-

anschauung, lebt. Das Volkslied, das am meisten in Italien gesungen wird, das unzählige Proletarier in die größte Begeisterung, zum Kampf, zum tatkräftigen Idealismus gebracht hat, das Lied, das nicht nur in den Schichten der Organisierten und in der Arbeiterschaft gesungen wird: „Entweder leben wir von der Arbeit oder sterben wir im Kampf“ stammt von Turati.

Und trotz seiner tiefen Auffassung, seiner beispiellosen Hingabe an die Sache der arbeitenden Klasse hat Turati ihr — wenigstens nach außen — geschadet wie kein anderer ihrer Führer.

Dieselbe kritische, wahrheitssuchende Einstellung, die ihn veranlaßte, die Ideologie des Sozialismus zur seinigen zu machen und mit seiner bürgerlichen Vergangenheit wie kein anderer zu brechen, diese kritische Einstellung hat ihn wie so manchen seiner Landsleute oft zu Handlungen und Äußerungen veranlaßt, die zu seiner ganzen Tätigkeit in Widerspruch stehen, und die er morgen durch eine ebenso ehrliche Begeisterung widerruft. Auch der Abscheu vor der Demagogie hat ihn häufig zu Worten veranlaßt, die er unter anderen Umständen nicht gesagt hätte. Es liegt ihm stets daran, den Arbeitern, besonders wenn es sich um entscheidende Beschlüsse und Streiks u. dgl. mehr handelt, das Verantwortungsgefühl wach zu halten, eine jede Episode des Klassenkampfes vom allgemeinen Standpunkt der revolutionären Erziehung und der Praxis des Klassenkampfes zu betrachten. Seine Tugenden — Haß der Demagogie, Gleichgültigkeit vor der öffentlichen Meinung, Verschmähung der Popularität — schlagen aus diesen Gründen oft in Untugenden um.

So war es auch unzähligemal im Parlament, wo Turati aus Widerspruch gegen irgend jemand aus seinen eigenen Kreisen, der ihm zu apodiktisch erschien, Erklärungen abgab, die weit über das Ziel hinausschossen, besonders während des Krieges. Daher mag es paradox erscheinen: Turati, dessen Namen im politischen Leben Italiens so häufig erwähnt wurde, Turati, der wie kein anderer seine parlamentarische Tätigkeit ernst nahm, ist nicht für die Politik geschaffen, vor allem nicht für eine Tätigkeit in einer demokratischen revolutionären Partei, die die Disziplin zur wichtigsten Pflicht macht. Nur die große Anerkennung seiner hervorragenden Eigenschaften, seines Mutes, seines durch und durch sozialistischen Wesens hat so manchen Delegierten auf so manchem Parteitag veranlaßt, für ihn die Stimme abzugeben und damit für den Reformismus.

Die intransigente Richtung, die im Gegensatz zur reformistischen revolutionär genannt wurde, war zu jener Zeit in zwei voneinander grundverschiedenen, jedoch in ihrem politischen Gebaren ähnlichen Männern verkörpert: in Costantino Lazzari und Enrico Ferri. Lazzari, der von Turati und seiner Gefolgschaft aufs heftigste angegriffen wurde, war und bleibt der vollständigste und typischste Träger des damaligen Klassensozialismus. Zuerst Arbeiter, dann Handelsreisender, später Parteifunktionär, vereinigte Lazzari die gesunde, tapfere Empörung des Proletariats gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung mit einer marxistischen und allgemein sozialistischen Bildung, die für einen Autodidakten jener Zeit erstaunlich war. Hinzugefügt muß werden, daß Lazzari wie manche andere sich seine Bildung zum Großteil im Gefängnis, wohin er nicht selten wanderte, angeeignet hat. Er war einer der Begründer der italienischen sozialistischen Arbeiterpartei, arbeitete an einem der ersten italienischen sozialistischen Blätter „Lotta di classe“ und hat nie aufgehört, für seine Partei und innerhalb dieser für die intransigente Fraktion zu kämpfen; für die letztere stets im heftigsten Widerspruch zu Turati.

Zur Zeit, da ich anfang, mich an der italienischen Bewegung zu beteiligen, hatten sich die Kämpfe für und gegen den Reformismus zu Kämpfen Turatis gegen Enrico Ferri zugespitzt.

Schon an der Brüsseler Universität hatte ich Gelegenheit, Enrico Ferri kennenzulernen, wo er unter stürmischem Beifall Abendkurse über soziale Kriminologie und Sozialismus hielt. Aber trotz seiner großen Beredsamkeit, und trotzdem er den Zuhörern eine Brücke schlug zwischen dem sozialen Leben, der Wissenschaft und dem Sozialismus, was gerade mir den Übergang zum Sozialismus erleichterte, war ich doch, trotz meiner Jugend und politischen und wissenschaftlichen Unreife von seinen Darstellungen, von seinem Wesen nicht ganz befriedigt. Auch in Italien, wo ich ihn ebenfalls als Universitätsprofessor und Redner kennenlernte, behielt ich zu ihm dieselbe Einstellung. Seine Anschauungen und Darstellungen waren mir zu schematisch und zu elementar; seine Beredsamkeit, die alle hinriß, hatte für mich etwas Kaltes und Berechnendes. Und tatsächlich, obwohl Ferri besonders zu jener Zeit viel vom Marxismus sprach und diesen vom Spencerismus und Darwinismus ableitete, war er innerlich kein Marxist im wahren Sinne des Wortes. Der Marxismus, vor allem die ihm zugrunde liegenden Gedanken, war ihm auch damals schon keine Weltanschauung, kein Leitstern

im wissenschaftlichen Schaffen und persönlichen Leben, sondern die Anpassung an eine geniale Idee, die er dann auch ziemlich einförmig popularisierte.

Das, was uns Revolutionäre von den damaligen Reformisten trennte, könnte vielleicht am besten so zusammengefaßt werden, daß für uns das Endziel, für die anderen die unmittelbaren Errungenschaften alles waren.

Als die Polemik zwischen Ferri und Turati entstand, wobei Ferri den intransigenten, revolutionären Standpunkt gegen den reformistischen Turatis verteidigte, kam seine Oberflächlichkeit erst recht zum Vorschein. Das war mir um so peinlicher, als ich zu den Anhängern der intransigenten Richtung gehörte. Angesichts der großen Oberflächlichkeit Ferris und des Umstandes, daß für ihn der Sozialismus keine Weltanschauung, sondern nur eine Anschauung war, zu der er übrigens ziemlich spät gekommen, ist seine schwankende Haltung in der Kriegsfrage nicht ohne weiteres als bewußter Verrat zu betrachten, wohl aber seine wohlwollende Einstellung zum Fascismus. Unangenehm berührte schon immer in ihm der Gegensatz zwischen glühender Beredsamkeit und innerer Kälte, ja Berechnung. Auch darin steht er im Gegensatz zu Turati, der sich stets befließigte, das innere warme Empfinden zum Sozialismus und zu den Menschen in eine mehr als nüchterne Form zu kleiden.

Wenn man von italienischen Sozialisten spricht, die auf die damalige jüngere Generation Einfluß ausübten, darf der Name Antonio Labriola (nicht zu verwechseln mit dem ebenfalls sozialistischen Universitätsprofessor Arturo Labriola, der in seiner theoretischen und politischen Einstellung allzu viele Wandlungen durchgemacht hat) nicht unerwähnt bleiben.

Eine der tragischsten, für die geistige Entwicklung des Proletariats verhängnisvollsten Folgen der allgemeinen Ungerechtigkeit und Ungleichheit des Kapitalismus ist der Umstand, daß die Ausgebeuteten am allerwenigsten diejenigen kennenlernen, die am meisten für ihre Befreiung getan. Dieser Gedanke tauchte in mir besonders lebhaft auf eben im Zusammenhang mit Labriola, bei dem Lesen seiner Schriften, bei dem großen, befruchtenden Genuß, den mir seine Vorlesungen auf der Universität und die persönlichen Unterhaltungen mit ihm verschafften und bei der Wehmut, die ich bei seinem Dahinscheiden und jedesmal, wenn ich sein einfaches Grab auf dem römischen deutsch-protestantischen Friedhof besuchte, empfand.

Antonio Labriola ist auf eigenen Wegen, um nicht zu sagen auf Umwegen, zum Marxismus gekommen. Er hat nicht etwa die materialistische Weltanschauung sofort zur seinigen gemacht, sondern hat sich zu ihr emporgehoben durch Herbart, Hegel, durch unmittelbares Schöpfen an den Quellen der deutschen Philosophie. Seine Studien, seine Vorliebe für die deutsche Wissenschaft, seine materialistische Weltanschauung, seine kritische Einstellung hat ihn in eine ganz absonderliche, einsame Stellung zu seinem Lande und seinem akademischen Milieu gebracht, und gerade, weil sein sprühender Geist auf diese Weise ziemlich zur Unproduktivität verurteilt war, empfand er das Bedürfnis, wenigstens während und nach den Vorlesungen, die er über „Moralphilosophie“, „Geschichte des Sozialismus“ und andere Themen hielt, seinem lebhaften, stets kritisierenden Geiste Luft zu verschaffen. Seine Art des Vortrages erinnerte an die antiken Philosophen, sein Aussehen, sein Auftreten, seine Redekunst waren die eines antiken Römers.

Der geistige Kontakt zwischen ihm und uns war nicht etwa mit dem Schluß der offiziellen Vortragszeit erschöpft. Professor Labriola ließ sich immer von einer Schar Auserwählter ins Café Aragno begleiten, wohin er sich von der Universität regelmäßig begab. Er fesselte uns so sehr durch seine Ausführungen und ermutigte, ich möchte fast sagen, forderte so zu Fragen, Äußerungen, Diskussionen heraus, daß man förmlich hingerissen wurde und nicht wußte, wie man vom alten Sapienza auf den belebten modernen Corso bis zum historisch gewordenen Café Aragno gelangte, wo sich das parlamentarisch-politische Leben Roms und Italiens abspielte, wo Intellektuelle und Politiker aller Arten zusammenkamen, und wo auch Antonio Labriola Stammgast war...

Eröffnet schon das Studium der Werke Labriolas einen unerschöpflichen Schatz des Wissens und der Erkenntnisse, so boten seine Vorlesungen gerade durch die Einschaltungen und Bemerkungen, die ihm das unmittelbare Milieu suggerierte, die Ideenassoziationen, die im Laufe des Vortrages entstanden, die geistreichen, oft unerbittlichen satirischen Urteile noch mehr Anregung als seine Schriften. Alles Oberflächliche, alles Kleinbürgerliche, alles, was nicht materialistisch eingestellt war, rief seine bitterste Ironie hervor. Ganz besonders unerbittlich war er gegen seine eigenen Landsleute, unter denen sich nur ganz vereinzelt Marxisten befanden.

Seine geistige Einsamkeit, die geringe Schätzung seiner Persön-

lichkeit, entlockte ihm manch bittere Bemerkung und veranlaßte ihn, mit seinen Studenten und Zuhörern näheren Kontakt zu suchen. Labriola hat die intellektuelle Generation seiner Zeit tief beeinflußt, und wenn er auch nicht oft direkt zur Arbeiterklasse sprach oder unmittelbar unter ihr wirkte, so ist es zweifelsohne ihm zu verdanken, daß viele Intellektuelle auf dem Wege über die Wissenschaft zur sozialistischen Bewegung kamen, und daß diejenigen, die ihr bereits angehörten, einen höheren Einblick in den Sozialismus und die Arbeiterbewegung bekamen.

Die eigentliche Werbekraft Labriolas bestand darin, daß er nie die Würde der Arbeiterklasse oder der Wissenschaft dadurch herabsetzte, daß er irgendwie die Intellektuellen mit primitiven Mitteln für den Sozialismus zu gewinnen suchte oder etwa Propaganda oder Agitation im üblichen Sinne betrieb. Im Gegenteil, er pflegte, indem er auf andere Kollegen, vor allem auf Enrico Ferri, hindeutete, zu sagen: „Wer in den Universitäten, unter den Studenten für den Achtstundentag agitiert, gehört ins Irrenhaus.“

Labriola war zu sehr Aristokrat der Wissenschaft und des Sozialismus, zu sehr von der historischen Mission des Proletariats überzeugt, zu sehr vom Glauben an die Unabwendbarkeit der sozialen Entwicklung und von der Klassenscheidung der menschlichen Denk- und Handlungsweise durchdrungen, als daß er unter bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Elementen agitiert hätte. Beweisen und Überzeugen, das war seine Mission, und das war ihm wie wenigen anderen gegeben. Die Tiefe und Kompliziertheit der Probleme aufzudecken, alles Hergebrachte, alle halben Wahrheiten, oberflächlichen Schlußfolgerungen kritisch zu zerfetzen, auf neue Wege hinzuweisen, den dialektischen Werdegang des Denkens und Geschehens aufzudecken, diese aufwühlerische Arbeit auf sämtlichen Gebieten des menschlichen Forschens anzuwenden und so den Schüler zu gewissen Schlüssen gelangen zu lassen, ohne auf ihn irgendwelchen psychologischen Zwang ausgeübt zu haben: das war die Methode Labriolas... Die Worte, mit denen er einen Zyklus Vorlesungen über Moralphilosophie beendete, werfen ein helles Licht auf seine Methode: „Meine Herren, im Laufe meiner Vorlesungen habe ich Ihnen bewiesen, daß die heutige Gesellschaftsordnung die Menschheit in Ausgebeutete und Ausbeuter teilt. Mit den ersteren gegen die letzteren zu kämpfen, ist eine edle Sache. Das sage ich Ihnen als Professor der Moralphilosophie. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen...“

Ob Antonio Labriolas hervorragende Eigenschaften die Folge seiner pädagogischen Tätigkeit waren oder umgekehrt, ist schwer zu sagen. Tatsache aber ist, daß er ein bahnbrechender Lehrer gewesen ist. Er lehrte immer, aber nichts war ihm verhaßter als Schulmeisterei. Zwischen ihm und seinen Schülern stellte sich allmählich ein sokratisches Verhältnis ein. Auch die Bescheidensten und Zurückhaltendsten unter ihnen wurden durch seine Art und Weise dazu bewogen, ihre Schüchternheit zu überwinden und in nähere Beziehung zu ihm zu treten. Unter den Besuchern seiner Vorträge gab es auch solche, die schon längst ihre Studien absolviert hatten. Auch viele Mönche sowie Studenten, die sich im Militärdienst befanden, besuchten seine Vorlesungen. Andere wieder kamen wegen des geistigen Genusses, wegen des sozialistischen Inhaltes. Wissensdurst, nicht etwa Diplomhascherei brachte die meisten Zuhörer seiner Vorlesungen zusammen. Zu jener Zeit waren viele Vorlesungen an der römischen Universität öffentlich und frei zugänglich, was ihnen ganz besonderen Charakter verlieh. Nicht durch Einzahlung von Geldern und Erfüllung von geisttötenden Formalitäten, nicht durch irgendein Vorrecht, sondern mehr auf Grund des allgemein menschlichen Rechtes auf Wissen und Wahrheit gelangte man zur Quelle des allerhöchsten und tiefsten Genusses, wie es die Vorlesungen eines Labriola waren.

Auch die ordentlichen Hörer hatten fast keine Formalitäten zu erfüllen. Labriola machte absolut keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Kategorien seiner Zuhörer. Allein sein spähes, scharfes Auge entdeckte und verfolgte diejenigen, die ihm aus dem einen oder anderen Grunde interessant, begabt oder besonders entwicklungsfähig erschienen. Es trieb ihn, sie näher kennenzulernen und in den Kreis seines unmittelbaren persönlichen Einflusses zu ziehen. —

Diese ganze Einstellung, wie auch der Geist, der an der römischen Universität herrschte, die Tatsache, daß notorische Sozialisten, wie Labriola und Enrico Ferri, öffentliche Vorlesungen halten durften, alles das mußte auf mich, die unmittelbar vorher an der Berliner und Leipziger Universität studiert hatte, einen ganz besonderen Reiz ausüben.

Es hat sehr lange Zeit gebraucht, bis ich mich entschloß, dem Kreise derer beizutreten, die nach den Vorlesungen an der Universität Antonio Labriolas anregende Gesellschaft genossen. Dazu hatte er mich übrigens nicht nur auf-, sondern geradezu heraus-

gefordert, wie er es mit allen den neuen Zuhörern zu tun pflegte, die irgendwie sein Interesse erweckt hatten oder sich besonders zurückhaltend verhielten. Verschiedentlich hatte er an mich direkte Fragen gestellt und mich dann schließlich wegen der Übersetzung eines juristischen Werkes, die ich seinerzeit gemacht hatte, eingehend in ein Gespräch gezogen. Sehr bald wurden diese Gespräche zur Gepflogenheit; Antonio Labriola suchte förmlich marxistische Gesinnungsgenossen, zumal solche, denen die deutschen Geistesströmungen nicht fremd waren.

Als er zu einer seiner Vorlesungen ein eben erschienenenes marxistisches Werk — wenn ich nicht irre, in französischer Sprache — mitbrachte, rief er mich an seinen Tisch und bemerkte nicht ohne Bitterkeit: „In Italien bin ich der Testamentsvollstrecker Marxens; wenn ich mal sterbe, werden Sie der meinige sein.“

An diese Worte, wie überhaupt an alles das, was ich Antonio Labriola verdanke, habe ich mit besonderer Dankbarkeit immer gerade dann gedacht, wenn es mir zum Bewußtsein kam, es sei mir gelungen, marxistische Ideen unter den Massen zu verbreiten...

*

*

*

Seit ihrer Gründung war die italienische Partei fast ausschließlich von Reformisten geleitet. Der Begründer und Hauptredakteur des 1896 gegründeten Zentralorgans der Partei, „Avanti!“, war Bissolati, mit Turati der bedeutendste Führer des Reformismus. In seine Hände wanderte das Blatt immer wieder zurück wegen des Prestiges, der Achtung und Anerkennung, die dieser selbstlose, mutige, vornehme Mensch, der seine Kenntnisse und sein reiches Temperament ganz in den Dienst der erwachenden Arbeiterbewegung gestellt hatte, weit über die Schichten des organisierten Proletariats hinaus genoß. Auch die Parteileitung war den Reformisten anvertraut.

Allmählich begannen die Vertreter der Minderheit, der revolutionären Richtung, sich zu einer Gruppe innerhalb der Partei zusammenzuschließen, deren Aufgabe es war, die Grundsätze des revolutionären Sozialismus gegen den Opportunismus, sowohl den reformistischen als den syndikalistischen, zu verteidigen. Die syndikalistisch orientierten Elemente unter der Führung von Leone Labriola waren bereits durch den Kongreß in Rom 1908 aus der Partei entfernt.

Weil unsere Gruppe zu einem Abwehrzweck entstanden war, trug sie einen eher negativen als positiven Charakter, weshalb sie von den Reformisten, die das Positive nur in der Erringung materieller Vorteile und dem Aufbau materiell greifbarer Institutionen erblickten, als steril betrachtet wurde. Zu einer echten Fraktion, die auch über ein eigenes Organ, die „Soffitta“ (Rumpelkammer) — so benannt, weil Giolitti im Parlamente erklärt hatte, die Sozialisten hätten Marx in die Rumpelkammer gebracht und wir just beweisen wollten, daß Marx sich nun erst recht in keiner Rumpelkammer befand — verfügte, wurde sie erst 1911, wobei zu bemerken ist, daß sie mit dem, was man heutzutage Fraktion nennt, nur sehr wenig gemein hatte. Weder Diplomatie noch politische Intrigen gehörten zu den Mitteln, deren sie sich bediente. Sie betrieb offene Propaganda und bekundete loyale Disziplin der Parteilichkeit gegenüber. Unter den bekannten Führern dieser Gruppen mögen Lerda, Vella, Lazzari, Alessandri, Musatti erwähnt werden. Auch ich ergänzte durch meine Mitarbeit an der „Soffitta“ die Tätigkeit, die ich seit längerer Zeit für die maximalistischen Ideen unter den Massen entfaltet hatte.

Als 1912 der Kongreß in Regio Emilia stattfinden sollte, glaubte unsere Fraktion, der inzwischen auch Serrati und Mussolini beigetreten waren, sich mit der früher weit stärkeren Richtung der Reformisten messen zu können. Trotzdem bedeutete das Ergebnis der Abstimmung, die uns die Oberhand gab, für uns alle eine Überraschung. Die unerwartet rasche Entwicklung unserer Richtung war mit darauf zurückzuführen, daß die Stellungnahme zum Tripoliskrieg eine Spaltung innerhalb der reformistischen Strömung selbst hervorgerufen hatte, die im verkleinerten Maßstab der Spaltung der sozialistischen Internationale durch den imperialistischen Raubzug des Weltkrieges glich. Einige der führenden Reformisten, wie Bissolati, Cabrini und Podrecca, hatten die antikriegerische Einstellung der Partei nicht gebilligt. Sie hatten ihr durch Äußerungen innerhalb und außerhalb des Parlamentes entgegengearbeitet, was schon vor dem Kongresse große Unzufriedenheit der Partei hervorgerufen hatte und in den Spalten sämtlicher sozialistischen Blätter eifrig diskutiert wurde. Nicht nur wir Intransigenten erhoben Protest, sondern auch die Mehrheit der Partei. Wir verlangten energisches Vorgehen gegen die, welche die Disziplin und die Grundsätze der Partei mit Füßen getreten hatten.

Einer der schärfsten Redner der Intransigenten war Mussolini,

der eine Resolution vorschlug, in der er den Ausschluß von Bissolati, Cabrini und Podrecca aus der Partei verlangte. Daß diese Resolution vom Kongreß angenommen wurde, besiegelte das Schicksal unserer Fraktion: sie sollte die Leitung der Partei übernehmen! Ich erinnere mich an die heftigen Debatten, die wir in einer vollbesetzten Fraktionssitzung am Vorabende der endgültigen Abstimmung und der Übernahme der Parteileitung abhielten. Vor der Abstimmung sollte je ein Redner der verschiedenen Fraktionen das Wort ergreifen, wozu von der revolutionär-intransigenten Fraktion ich bestimmt wurde.

In der Einführung zum politischen Teil meiner Rede betonte ich, daß nur eine proletarische Partei wie die sozialistische, die ein grundsätzliches Programm besitzt und ihre Hoffnung auf den Sieg der Arbeiterklasse setzt, sich den Luxus gönnen kann, Menschen aus der Partei auszuschließen, die so Bedeutendes, ja Bahnbrechendes geleistet hatten wie einige von denen, deren Ausschluß wir jetzt beantragten. Jetzt mag diese Einstellung befremdend wirken — wer nimmt die Ausschlüsse aus den früheren revolutionären Parteien noch ernst? Damals handelte es sich aber um eine ernste, politisch und moralisch schwerwiegende Maßnahme, und es schien mir revolutionäre Pflicht und vielleicht auch vom revolutionären Standpunkt zweckmäßig, das Politische vom Persönlichen zu scheiden. Daß man eine Richtung durch Verleumdung und Beschimpfung ihrer Führer einflußlos macht, ist eine ebenso unwürdige wie zwecklose Methode, die nur von denjenigen angewendet werden kann, die nicht an das Proletariat glauben, sondern es beherrschen wollen.

Daß die Einstellung der italienischen Partei sich bewährt hat, daß die Massen aus eigener Überzeugung gehandelt, hat sich auch in folgendem Falle gezeigt. Als Bissolati, der einst vergötterte Begründer der Partei, aus ihr aus prinzipiellen Gründen entfernt wurde, rückten die Massen von ihm ab. Und als er dann während des imperialistischen Weltkrieges die bekannten nationalistisch-patriotischen Wandlungen durchmachte, war er dem Proletariate schon ganz entfremdet. Es wußte, daß Bissolati nicht aus Verrat oder Karrierismus seine Einstellung geändert hatte; aber daß er ganz und gar mit der Arbeiterklasse, mit ihrer Ideologie, mit dem Glauben an ihre Mission und an ihre Zukunft gebrochen hatte, wußte das Proletariat ebensogut. Bissolati schloß so seine Lebensbahn ganz vereinsamt, vielleicht auch bitter enttäuscht ab. —

Wie ich schon erwähnt habe, war die Freude der Führer der Intransigenten über den unerwarteten Sieg nicht besonders groß, und zwar, weil es an sogenannten bekannten Führern fehlte, vor allem an einer entsprechenden Kraft zur Besetzung der Redaktion unseres Zentralorgans. Bis zum Siege unserer Fraktion war diese dem hervorragenden Journalisten Claudio Treves, dem geistigen Führer des Reformismus, anvertraut. Ich erwähne diese Verlegenheit um einen Chefredakteur, weil sie große Folgen gehabt hat, nicht nur für unsere Bewegung, sondern auch für die Entstehung und Machtentfaltung des italienischen Fascismus unter Führung Mussolinis!

Bebel und Jaurès.

Gleichzeitig mit meiner Wahl in den italienischen Parteivorstand wurde ich auch als Vertreter der italienischen Partei in das Bureau der Zweiten Internationale entsandt, dem ich übrigens schon früher in Vertretung der Parteileitung der russischen Sozialdemokratie angehört hatte. Ich muß gestehen, daß ich dieser Institution und demgemäß auch meiner Tätigkeit in ihr keine besondere Bedeutung beigemessen habe. Sie war für mich sozusagen eine Ergänzung der Tätigkeit der nationalen sozialistischen Partei, eine Superstruktur, wenn ich mich so ausdrücken darf. Diese meine Einstellung war nicht etwa ein Beweis der Geringschätzung internationalen Denkens und Tuns, sondern gerade umgekehrt. Da ich stets das Hauptgewicht auf die Einstellung und das Auftreten der Massen legte und die leitenden Instanzen nur als nebensächliche, koordinierende und ausführende Organe betrachtete, so war für mich die Durchdringung der Massen mit internationalem revolutionären Klassenbewußtsein die Hauptsache. Das Verhältnis der Massen zur Internationale deckte sich für mich mit der Entwicklung ihres revolutionären Klassenbewußtseins überhaupt. Auch scheint es mir, daß die meisten Marxisten jener Zeit dieselbe Einstellung hatten, und daß die Kritik, die an der Zweiten Internationale jetzt geübt wird, darauf zurückzuführen ist, daß man die Erfahrungen, die man seit dem Ausbruche des Krieges gesammelt hat, der Vergangenheit unterschiebt und das ruhmlose Versagen der Zweiten Internationale im Weltkrieg vorhergesehen haben will. Vor dem Kriege und ihrem tragischen, beschämenden Ende gab es nur wenige Vertreter verschiedener Richtungen, die aus verschiedenen Gründen mit der Leitung der Internationale unzufrieden waren. Manche aus praktischen Gründen, manche, unter ihnen Lenin, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, aus theoretischen Gründen und weil sie das Bureau eines zu großen Bürokratismus bezichtigten. Nun hat es mir immer geschienen — und die Erfahrungen der letzten

Jahre haben es noch bekräftigt —, daß eine jede Organisation, die an der Spitze anderer steht, besonders wenn es eine internationale ist, bürokratisch sein muß. Meines Erachtens lag der Fehler der Leiter des Bureaus nicht nur auf diesem Gebiete. Außerdem trifft die Verantwortung auch die einzelnen Parteien, die der Internationale angehörten. Das Verbrechen am Weltproletariate, ihren eigenen Selbstmord, hat die Zweite Internationale durch ihre Stellungnahme zum Weltkriege begangen.

Da ich die Tätigkeit im Internationalen Bureau nur als eine ergänzende, d. h. nebensächliche, betrachtete, haben sehr wenig Episoden in meinem Gedächtnis irgendwelche Spur hinterlassen. Zu den Mitgliedern des Bureaus, die durch die Stärke und Harmonie ihrer so verschiedenen Wesensart einen tiefen Eindruck auf mich machten, gehörten Bebel und Jaurès. Was man in Menschen sucht, was uns zu ihnen zieht, ist — ebenso wie in Kunstwerken — die Harmonie. Je umfassender die Idee ist, die ein Mensch verkörpert, desto mehr lechzt man nach Harmonie zwischen Wort und Tat, vielleicht gerade deshalb, weil es so schwer ist, diese Harmonie zu erreichen . . . Bebel und Jaurès waren grundverschiedene Naturen, aber sie ergänzten sich, weil jeder von ihnen sein ganzes Ich in den Dienst einer Idee gestellt hatte. Ihre Größe bestand darin, daß sie sich dem Gebote ihres Gewissens gänzlich unterwarfen und ihre mächtige, überwältigende Individualität völlig in der Massenbewegung aufgehen ließen. Und weil sie es so bedingungslos taten, haben sie, ohne es zu wollen, ihren Worten und Taten ein individuelles Gepräge zu verleihen verstanden, einen unauslöschbaren Eindruck hinterlassen.

Einen nicht minder gewaltigen Eindruck machte Viktor Adler, obwohl seine Persönlichkeit gerade in den Sitzungen des Bureaus jener Zeitperiode wenig zur Geltung kam. Bebel und Jaurès verkörperten die Bewegung zweier Länder, deren sozialistischer Werdegang bestimmend für die Entwicklung des Weltsozialismus war, sie verkörperten auch die zwei Strömungen, in die der Sozialismus vor dem Kriege verfiel. Der eine war das Symbol des deutschen Marxismus in Gedanken und Tat, des revolutionären, klassenbewußten, deutschen Proletariats, während der andere den damaligen, in Wort und Tat zu Kompromissen neigenden, kleinbürgerlichen französischen Sozialismus mit dem Nachklang der großen Französischen Revolution zu erfüllen verstand. Aus diesem Grunde bin ich vielleicht dem rednerischen und politischen Zwei-

kampf dieser zwei leitenden Geister der Zweiten Internationale nicht immer ganz objektiv gegenübergestanden. Bei Bebel fesselte die Schlichtheit der Ausdrucksweise, der strenge Ernst seiner Behauptungen, die feine Ironie, mit der er alles zurückzuweisen verstand, was nicht in das Arsenal der marxistisch geschulten revolutionären Arbeiterklasse gehörte, die unerbittliche Kritik, die er an den Schwächen der Bewegung übte, seine Verachtung der Phrase und jedes Anscheins von Demagogie. Er war für mich die Verkörperung der aus Not und geistiger Finsternis emporstrebenden Arbeiterklasse, die, wie Lassalle es formulierte, den Lastern und Schwächen der herrschenden Klasse überlegen war und, von einer großen, kritischen, siegverbürgenden, wissenschaftlichen Idee getragen, auf kleine Mittel, Intrigen und Hintertreppenpolitik verzichten konnte. Bebel hat in sich die geistige und moralische Überlegenheit eines Wesens vereint, das selbst den schweren, tastenden, aber stolzen und ruhmvollen Weg der Eroberung der revolutionären Weltanschauung gegangen war. Sein ganzes Auftreten, ein jedes seiner Worte, jede Geste trug das Gepräge des großzügigen Revolutionär-Idealisten der vorbildlichen deutschen Arbeiterklasse. Er ist für mich nach wie vor das harmonischste Wesen geblieben, das ich je gekannt habe, und das sich am meisten dem Ideal nähert, das wir uns von einem Menschen und Revolutionär bilden. An ihm gemessen, ist mir so mancher, der ihm, rein äußerlich genommen, ebenbürtig gewesen wäre, recht klein und kleinlich erschienen . . .

Jaurès' Größe habe ich erst allmählich — vollständig vielleicht erst nach seinem Tode — schätzen gelernt, und zwar desto höher, je mehr mir einleuchtete, wieviel Schlichtheit, wieviel Selbstverleugnung in seiner Einstellung zum Sozialismus lag, je mehr ich einsah, welche leidenschaftliche Glut für die Arbeiterbewegung, für die Befreiung der Menschheit in seinem Eklektizismus sich verbarg, wieviel selbstverleugnende Askese in seinem praktischen oder vielmehr taktischen Opportunismus lag. Die Einigkeit der Partei war ihm Grundbedingung des sozialistischen Sieges, ihr unterwarf er alles. Er fühlte sich ganz und gar nur als bescheidenes, gleichberechtigtes Mitglied der großen Kampfesarmee des Sozialismus. Wenn man an die erstaunlich vielseitige Begabung Jaurès' denkt, an die Tiefe und Mannigfaltigkeit seines Wissens, an die Zähigkeit seines Wollens, an seine nie rastende Schaffenskraft, an seine poetische, befruchtende Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, muß man sich sagen, daß ein

Geist wie der seinige nur durch die weltumstürzende, alle Gebiete menschlicher Tätigkeit umfassende Bewegung des Sozialismus befriedigt werden konnte.

Würde man von Bebel und Jaurès noch besonders rühmen, daß sie trotz der Stellung, die sie im Weltproletariat und im politischen Leben ihrer Länder erobert hatten, einfach und allen zugänglich geblieben sind, so wäre das ebenso abgeschmackt, als wenn man nach dem Tode Lenins bewunderte, daß dieser trotz der Macht, die er besaß, als „einfacher“, „armer“ Mensch gelebt hat und gestorben ist. Daß Menschen, die von der sozialistischen Weltanschauung durchdrungen sind, für äußere Vorteile des Lebens nur Gleichgültigkeit und Verachtung haben können, ist selbstredend. Weder bei Bebel noch bei Jaurès und Lenin handelte es sich um diejenige Einfachheit, um denjenigen Demokratismus, den man gewöhnlich unter dieser Benennung versteht. Nicht daß diese bedeutenden Menschen mit jedem zu verkehren bereit waren und jedem zur Verfügung standen, war das Bezeichnende und ein Beweis ihrer Größe, sondern die Art, wie sie es taten. Man hatte den ganz bestimmten Eindruck, daß sie auch in ihrem Innern sich den anderen nicht überlegen fühlten.

*

*

*

Im Herbst 1907 fuhr ich von Stuttgart nach Brüssel zu einer Sitzung des Bureaus der Internationale. Irgendwo, in der Nähe der Grenze, bestiegen Bebel und Singer denselben Zug. Noch hatte er sich nicht in Bewegung gesetzt, als die zwei Veteranen der deutschen Arbeiterbewegung zu mir kamen und mich zum Mittagessen im Speisewagen einluden. Ich war damals, besonders in der internationalen Bewegung, Anfängerin, hatte mich auch in selbstverständlicher Schüchternheit stets von jeder persönlichen Berührung mit den führenden Genossen zurückgehalten und verehrungsvoll zu ihnen aufgeblickt. Nun aber eine ganze Stunde mit Bebel und Singer zusammen zu sein, eine gemeinsame Mahlzeit einzunehmen . . . Wie gerne hätte ich die Einladung abgelehnt, aber, um nein zu sagen und das Nein eventuell begründen zu müssen, war ich viel zu schüchtern.

Lag schon in der Einladung selbst ein charakteristischer Zug, so war der Verlauf des Mittagessens und eine Episode, die sich

darán knüpfte, noch tausendmal bezeichnender und machten das Erlebnis zu einem der unvergeßlichsten meines politischen Lebens.

*

*

*

Wir sitzen im Speisewagen. Bebel stellt mir eine Reihe von Fragen über die italienische Bewegung und über einzelne ihrer Mitkämpfer. In keiner Nuance verrät er den überlegenen Menschen, sondern tut wie einer, der immer noch etwas Neues lernen will, um sein Urteil so unparteiisch und vielseitig als möglich zu gestalten. Ich habe nicht den Eindruck, daß man mich prüfen will, sondern es scheint mir beinahe, daß ich zum Gebenden und die alten, bewährten Genossen zu Empfangenden werden. Meine Schüchternheit ist überwunden, denn nichts Persönliches kommt in der Unterhaltung zwischen zwei so ungleichen Parteien zum Vorschein. Plötzlich winkt Bebel Singer und mir und sagt leise: „Ich möchte gerne hier noch einige Minuten allein bleiben.“ —

Wir nähern uns Brüssel. Der Zug verlangsamt das Tempo. Schon sieht man das graue, feuchte Profil der Stadt und alles Prosaische, was bei der Einfahrt in eine große Stadt unser Auge erwartet. Im Waggon herrscht eine nicht minder prosaische Stimmung. Alle denken an ihre Koffer und Schachteln, um ja nichts zu vergessen, und sind bestrebt, sich vorzudrängen, um als erste den Wagen verlassen zu können. Da erscheint Bebel, sein vornehmes, von Gedanken und Leiden, von langjährigen äußeren und inneren Kämpfen geprägtes Antlitz ist von einem strahlenden Lächeln erheitert, die Augen glänzen, trotz seines Alters scheint er das einzige junge Geschöpf zu sein. „Wißt ihr,“ sagt er lächelnd, „auch hier im Speisewagen, wo wir es am allerwenigsten hätten erwarten können, habe ich einen Gesinnungsgenossen getroffen. Der Kellner hat mir einen Wink gegeben, und als wir allein blieben, erzählte er mir, daß er der Sozialdemokratie nahestehe und mit mir über Verschiedenes sprechen wolle. Denkt euch, sogar hier ist unsere Weltanschauung verbreitet.“ Auf dieses Bekenntnis des Kellners war die glückliche, jugendfrohe Stimmung Bebels zurückzuführen. Jeder Proletarier hatte eben Anspruch auf seine Teilnahme und vor allem auf die Heranziehung zur sozialistischen Weltanschauung. Derjenige, der so vor uns stand, war nicht ein Begründer einer weltumstürzenden Bewegung, nicht der gefeierte und gefürchtete große Bebel, sondern ein Mensch, ein Sozialist, der seinesgleichen ge-

funden hatte und sich freute, daß er gleich ihm, mit und durch ihn den Weg der Befreiung aus dem Joche der Sklaverei, der Erniedrigung gehen würde.

*

*

*

Der italienische Parteivorstand ist in Rom in einem schlichten Raum, einige Minuten vom Pantheon entfernt, zu wichtigen Beratungen versammelt. Ihn beschäftigt die Frage: Wie soll die Krise überwunden werden, die unseren „Avanti“ infolge der Klasseneinstellung bedroht, die er im Tripoliskrieg eingenommen hat und die die Entfernung der kriegsfreundlichen Elemente aus der Partei zur Folge hatte? Die Lage ist um so verantwortungsvoller, als es sich um eine neue Leitung der Partei handelt, der man teils mit Unrecht, teils mit Recht vorhält, daß sie die Tragweite der praktischen Probleme überhaupt übersehe und das Augenmerk nur auf das Endziel, das Ideelle, lenke. Da macht Mussolini, unsicher wie immer, wenn er vor einigen ihm überlegenen Menschen spricht, einen Vorschlag: „Wenden wir uns nach Deutschland. Beauftragen wir damit die Genossin B.“ Obwohl ich gerne zu Diensten stand in allem, was die Partei von mir haben wollte, war mir gerade dieser Auftrag, weil es sich um eine finanzielle Frage handelte, nicht besonders sympathisch. Nichtsdestoweniger erklärte ich mich bereit, ihn zu erledigen, da ich ohnedies in den allernächsten Tagen nach Deutschland gehen sollte. Nach meiner Ankunft schrieb ich an Bebel, und zwar an einem Montag. Am Donnerstag erhielt ich einen vom Mittwoch datierten Brief, der mit einer Entschuldigung begann, daß der meinige erst vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft beantwortet werde; er, Bebel, sei eben von einer Reise heimgekehrt. Und ebenso schlichtes Pflichtbewußtsein bekundete er in der Behandlung der Angelegenheit selbst. „Die italienische Partei hat durch ihre Stellung zum Tripoliskrieg sich so große Verdienste um die internationale Arbeiterbewegung erworben, daß es eine selbstverständliche Pflicht ist, ihr finanziell beizustehen. Ich habe bereits an den deutschen Parteivorstand geschrieben, falls aber Ihre Genossen warten können, so wäre es ratsamer, meine Genesung abzuwarten. Wenn die Angelegenheit in meiner Gegenwart besprochen wird, werde ich mich ganz besonders für sie verwenden.“

Nebenbei sei bemerkt: gerade Mussolini drängte darauf, daß man die Hilfe des deutschen Parteivorstandes sofort in Anspruch

nehme. Das verhinderte aber nicht, daß gerade die von Mussolini nach seinem Übergang zur Bourgeoisie begründete Zeitung den italienischer Parteivorstand zu verleumden und denunzieren begann, weil er seinerzeit „deutsches Geld“ empfangen habe!

*

*

*

Ich erinnere mich des Auftreten Bebels auf dem Jenaer Parteitage, der dadurch, daß er gegen die drohende Gefahr des Krieges protestierte und den festen Willen der deutschen Sozialdemokratie, ihn zu verhindern, kundgab, eine nationalistische Gegendemonstration der Jenaer Korpsstudenten hervorrief. Als Genosse Oskar Cohn dem Parteitag mitteilte, eine nationalistische Studentendemonstration sei in Vorbereitung, trat Bebel sofort dafür ein, daß man von sozialdemokratischer Seite der Demonstration nicht fernbleibe und aktiv den Bübereien der Nationalisten entgegentrete. „Trotz meiner 70 Jahre werde ich den Herren zu spüren geben, was es bedeutet, uns anzugreifen.“ Als ich am nächsten Nachmittag — es war ein kalter, grauer, windiger Herbsttag — Bebel, der schon sehr krank war und am Vorabende nur mit Mühe den Arbeiten des Parteitages hatte beiwohnen können, auf der Straße traf, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zuzurufen: „Wie, bei diesem Wetter?“ Und er antwortete mir ebenso schlicht mit dem ihn auszeichnenden Lächeln — wehmütig und heiter zur gleichen Zeit —: „Glauben Sie, daß ich fernbleiben kann, wenn es sich darum handelt, für unsere Sache Schläge zu geben oder zu bekommen?“ Bezeichnend war nicht so sehr die Tatsache, daß Bebel an verantwortungsvoller Stelle dabei sein wollte, als die Überzeugung, daß er selbstverständlich bis zu seinem letzten Atemzug die gleichen Pflichten wie jedes andere Mitglied der Partei auf sich nehmen müsse. Solche Charaktereigentümlichkeiten sind viel bezeichnender als Reden auf den Parteitagen oder im Parlament und bringen uns den Kämpfer und den Menschen viel näher als noch so viele offizielle Dokumente aus seiner Parteitätigkeit.

*

*

*

Jaurès hatte etwas Gewaltsames in seinem Auftreten, das vielleicht in den kleinen Sitzungen des Bureaus noch mehr zum Vorschein kam als bei seinen großen Reden, von denen man wirklich sagen

kann, daß sie die Welt aufhorchen ließen. Ich muß gestehen, daß die Beredsamkeit Jaurès' auf mich nicht immer und nicht sogleich tief eingewirkt hat. Vielleicht befremdete mich die französische Einstellung und Betonung, die Gestikulation des Redners; wenn ich aber mich in die Kraft hineindenke, die seinem ganzen Wesen entströmte, wird es mir klar, daß auch er vor allem durch seine große Ehrlichkeit und Hingabe an die Sache gewirkt hat. Allmählich ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß auch die äußeren Anstrengungen, die Jaurès machte, um seine Zuhörer zu überzeugen, die Wahl seiner Beispiele, der Ton, die Modulation, die Bewegungen, ja sein ganzes Pathos dem stets wachen Bewußtsein der vielen Hindernisse entsprangen, die dem Siege des Sozialismus noch im Wege standen, und der eisernen Kraft, die nötig sein würde, um sie zu überwinden. Und gerade in seinem Bemühen, sich den Beschlüssen der Internationale nach dem Amsterdamer Kongreß zu unterwerfen, obwohl sie seiner ganzen Einstellung widersprachen, die Leidenschaftlichkeit, mit der er einen Ideengang verbreitete, mit dem er sich eigentlich persönlich nicht identifizieren konnte, das gerade bewies mir seine Stärke. Jaurès war zu groß, um sich als Übermensch zu gebärden oder zu fühlen. Er hatte eine Weltanschauung und verstand sein vielseitiges Ich ganz in ihren Dienst zu stellen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit, ich möchte fast sagen, bürokratischen Peinlichkeit, machte er seine Notizen während der Sitzungen des Bureaus; mit welcher Aufmerksamkeit verfolgte er eine jede Rede, einen jeden Zwischenruf. Wie oft pflegte Jaurès, um bei jeder Gelegenheit den von ihm so gehaßten Chauvinismus zu bekämpfen, seine Anreden im Exekutivkomitee der Internationale deutsch zu beginnen, den Hauptteil der Rede französisch zu halten und dann die Übersetzung aufs genaueste zu überwachen. Zu welchen nebensächlichen Fragen er auch das Wort ergriff, wie klein die Zahl der Zuhörer auch sein mochte, seine Art und Weise, zu sprechen, war immer dieselbe; immer haftete ihr Prophetenhaftes an, immer war er der Redner, der durch seine Wucht auch die Abwesenden beeinflussen zu wollen schien. Und derselbe Große, unheimlich Große, dessen Einfluß alles unterlag, der wissenschaftliche Thesen wie menschliche Herzen durch seine Kritik und seinen Wahrheitsdurst erschütterte, wie schüchtern war er, wenn es sich darum handelte, einem einzelnen Menschen etwas Unangenehmes zu sagen oder sich eines noch so Zudringlichen zu entledigen!

Ziemlich oft pflegte er sich während der Sitzungen des Bureaus oder auf den internationalen Kongressen mit dem Ersuchen an mich zu wenden, ich sollte ihm mit einer Übersetzung beispringen. Nie tat er es, ohne seiner Bitte einen ganz persönlichen, spontanen Charakter zu verleihen. Die letzten Worte, die er in Brüssel an mich, drei Tage vor seiner Ermordung, richtete, waren: „Citoyenne, chère Citoyenne, in welcher Sprache werden Sie die nächste Rede halten?“

Einen Tag früher, am Schlusse der Sitzung des Bureaus, auf die ich noch zu sprechen komme, saß ich neben Jaurès im Restaurant. Er sollte in der Riesenversammlung, die einberufen war, um gegen die Kriegsgefahr zu protestieren, die Hauptrede halten; außerdem mußte er das Manifest entwerfen, dessen Veröffentlichung das Bureau beschlossen hatte. Dunkelrot im Gesicht vor Anstrengung und unerträglichen Kopfschmerzen aß er mit Mühe und Überwindung ein paar Bissen Fleisch. Was würde er nicht für ein paar Minuten Ruhe, absoluter Ruhe gegeben haben? Aber Ruhe war ihm nicht gegönnt. Ein Genosse, einer derjenigen, denen alles gegeben ist, Intelligenz, Begabung, Kenntnisse, nur Takt und Zurückhaltung nicht, hatte sich Jaurès genähert und überschüttete ihn mit Fragen. Der Genosse hatte nämlich verschiedene Parteien in verschiedenen Sitzungen des Bureaus vertreten; in dieser Sitzung aber war sein neues Mandat strittig gemacht worden, nicht etwa, weil man ihm zu wenig Vertrauen schenkte, sondern weil man keinen Präzedenzfall schaffen wollte. Er entschädigte und rächte sich hierfür an uns, die sein Mandat für ungültig erklärt hatten, indem er, geistreich und diplomatisch, alles aus Privatgesprächen erfahren wollte, alles. Jetzt war die Reihe, ausgeholt zu werden, an Jaurès. Armer, armer Jaurès, wie hilflos und eingeschüchtert saß er vor seinem Peiniger. Flehend sah er zu mir hinüber: „Citoyenne, ich bitte Sie, befreien Sie mich — ich halte es nicht mehr aus, der Kopf platzt mir vor Schmerz — ich will, ich muß allein bleiben.“

Ohne besonders an den Erfolg meiner Mission zu glauben, aber weil ich die Qual Jaurès nur zu gut verstand, wandte ich mich an seinen Peiniger: „Wollen Sie nicht mit mir und den anderen Genossen zur Versammlung fahren; wir müssen wohl vor dem Redner dort sein?“ „O nein,“ antwortete er, „ich warte auf Genosse Jaurès, wir fahren zusammen.“ Der Blick Jaurès' war unwiderstehlich traurig, verzweifelt, resigniert . . .

*

*

*

Bebel war gestorben. Als ich im Auftrage des italienischen Parteivorstandes am 14. August 1913 nach Zürich kam und mich mit einem Strauß roter Nelken ins Volkshaus begab, wurde noch niemand zur Leiche zugelassen. Für mich machte man eine Ausnahme, und ich bin bei den sterblichen Überresten des großen, großen Genossen geblieben, bis sie dem Feuer übergeben wurden. Ich kann auch sagen, daß mich der Hingang eines Menschen nie so erschüttert hat wie gerade der Bebels, und zwar war es nicht Wehmut, was ich empfand oder irgendein sentimentales Bedauern, daß der Mensch Bebel nicht mehr war, vielmehr, als ich ihn so ruhig, lächelnd liegen sah und so manche Augenblicke aus seinem Leben mir vergegenwärtigte, was er gelitten hatte, und was ihm noch bevorgestanden hätte, empfand ich ein Gefühl der Erleichterung. Dagegen fühlte ich die ganze Schwere dieses Verlustes für die Arbeiterklasse, die verwaist, für die Internationale, die enthauptet war, und für unsere ganze Generation...

*

*

*

Oft ist darüber gesprochen worden, welche Einstellung Bebel zum Krieg gehabt hätte. Eines scheint mir gewiß: daß er den Zerfall der Internationale, das völlige Versagen der deutschen Partei, die zerstörte Einigkeit der Arbeiterbewegung auch physisch nicht hätte überleben können.

Bebel hatte vermöge seines großen Scharfsinnes und seiner Kenntnis der Arbeiterbewegung ein Vorgefühl des tragischen Schicksals, das des Sozialismus und unserer Generation überhaupt harnte. Dieser Umstand kam mir in Basel 1912 besonders klar zum Bewußtsein. Wir waren zum außerordentlichen Kongreß versammelt, der die Kriegsgefahr abwehren sollte. Auf den Versammelten lastete eine Art Alpdruck. Nur wenige, und unter ihnen vor allem Bebel, waren sich der Kriegsgefahr und der Folgen, die sie für den Sozialismus mit sich bringen mußte, bewußt. Das Bewußtsein der allgemeinen Schwäche und Unvorbereitetheit war allen gemein. In den Reden, die die bekanntesten Vertreter des internationalen Sozialismus bei dieser Gelegenheit im Basler Dom hielten, spürte man denn auch mehr Pflichtgefühl, mehr den heißen Wunsch, die Gefahr zu beschwören, als Siegeszuversicht. Am letzten Tage der Verhandlungen sollte auch der Vertreter Italiens, Genosse Agnini, das Wort ergreifen. Da mir sehr viel daran lag, daß die

Stellungnahme der italienischen Partei so authentisch wie möglich in dieser äußerst wichtigen Versammlung zum Ausdruck käme, übernahm ich selbst die Übersetzung seiner Rede. Schon während seiner kurzen Ausführungen wurde der italienische Redner, obwohl die wenigsten ihm folgen konnten, stürmisch bejubelt. Kaum hatte ich die Übersetzung begonnen, als die Begeisterung sich intensiver, stürmischer gestaltete, und schließlich, als ich in die dritte Sprache übersetzt hatte, machte der Saal einen bestürzenden, fast unheimlichen Eindruck. Kein einziger Delegierter, kein einziger Journalist war auf seinem Platze geblieben. Es war kein Applaus mehr, es war eine brausende Ovation. Als ich vom Podium herunterging, ohne nur im entferntesten denken zu können, daß der Beifall mir gelten könnte, trat mit anderen Bebel auf mich zu, raschen Schritts, als ob er mich umarmen wollte. Erst jetzt erkannte ich, daß meine Übersetzung Eindruck gemacht hatte, und daß dieser die Begeisterung galt. Schien mir schon eine solche Anerkennung meiner Übersetzungsweise hier wie in anderen Fällen übertrieben, so konnte ich noch weniger verstehen, daß Bebel der Übertragung eines fremden Gedankens in mehr oder weniger vollendeter Form, einer nebensächlichen Leistung, irgendeine Bedeutung beimessen konnte. „Ja,“ sagte er, „wenn ich Sie, Genossin, höre, scheint es mir, daß ich die Internationale vor meinen Augen habe.“

Erst im Laufe der Zeit, nach all den tragischen Erlebnissen des Krieges, habe ich mir Rechenschaft abgelegt von dem, was eigentlich damals diese stürmische Begeisterung bedeutete. Es war das Bewußtsein der allgemeinen sozialistischen Impotenz, das Vorgefühl der Niederlage der Internationale, die zum Ausbruch kamen, als der Redner eines Landes sprach, dessen sozialistische Partei auch in Kriegszeiten der proletarischen Internationale treu geblieben war. Und die Tatsache, daß dieselbe Rede von derselben Stimme in derselben Betonung in verschiedene Sprachen übertragen wurde, ließ die Vision einer lebenden, kämpfenden, siegenden Internationale auftauchen.

Die Frage, wie sich Bebel und Jaurès, die beiden Vorkämpfer der proletarischen Internationale, nach Kriegsausbruch verhalten hätten, ob sie für oder gegen den Burgfrieden gewesen wären, wird nie beantwortet werden können, mag man noch so viele Äußerungen, noch so viele ihrer Resolutionen anführen. Welche Verschiebungen und Umwandlungen hat man nicht gerade bei diesem Anlasse erlebt, Verschiebungen und Umwandlungen, die in keinem logischen Zu-

sammenhang mit der Fraktionszugehörigkeit standen! Eines glaube ich behaupten zu dürfen: daß es keiner langen Kriegsdauer bedurft hätte, um diese zwei Großen zu den leidenschaftlichsten Anklägern des Imperialismus zu machen. Die Greuel des Krieges, seine tragischen Konsequenzen hat niemand so vorausgesagt wie sie. Wer erinnert sich nicht der Eindringlichkeit, mit der Bebel 1905 sagte: „Kinder, ihr wißt nicht, was der Krieg unter den heutigen Verhältnissen bei der vorgeschrittenen Kriegstechnik bedeuten wird. Was wißt ihr vom siebziger Krieg? Die Zahl der im Krieg Gefallenen ist noch lange nicht alles, denkt an die Folgen des Krieges für die Überlebenden, für die ganze Arbeiterklasse, Krise, Arbeitslosigkeit, Seuchen, Hunger, moralische Verwahrlosung. Aber der siebziger Krieg ist ein Kinderspiel im Vergleich mit dem, was jetzt ein imperialistischer Raubzug sein würde.“ Und jede der feurigen Reden Jaurès', seine Bekämpfung des Chauvinismus, seine verzweifelten Anstrengungen, eine französisch-deutsche Annäherung zustande zu bringen, ja, seine Schriften über die Neuorganisierung des Heeres, waren es nicht im Grunde genommen Anzeichen dafür, daß er die Katastrophe voraussah und alles in Bewegung setzte, um ihr vorzubeugen, auf politischem wie auf psychologischem Gebiete?

Weil Bebel und Jaurès so ausschließlich von den menschenbefreienden Ideen des Sozialismus und vom revolutionären Pflichtgefühl getragen waren, konnte es keinem von ihnen einfallen, sein Ich in den Vordergrund zu stellen. Und nur weil ihnen ein jeder Heroenkultus zuwider war, hat ihr Leben ihnen ein Denkmal errichtet im Herzen und im Bewußtsein unzähliger Menschen...

Die letzte Sitzung der Zweiten Internationale.

Nie war die Ohnmacht der Internationale so deutlich und tragisch zum Vorschein gekommen, wie in der Sitzung, die ihr Bureau dringend auf den 27. und 28. Juli 1914 nach Brüssel einberufen hatte. Der Krieg war eigentlich schon ausgebrochen, es handelte sich nur darum, seine Ausdehnung auf andere Länder zu verhindern. Nur die wenigsten unter den Anwesenden, so Jaurès und Rosa Luxemburg, schienen sich Rechenschaft davon zu geben, was der Arbeiterklasse harrte, aber auch die Scharfsehendsten machten sich keinen Begriff von den Dimensionen oder von der Nähe der Katastrophe. Als sich während der Nachmittagssitzung des ersten Tages das Gerücht vom russischen Ultimatum verbreitete, wollte niemand daran glauben, am allerwenigsten die anwesenden Russen Rubanovitsch und Axelrod. Die Sitzung hatte ganz den Anschein einer normalen. Die Vertreter der einzelnen Länder gaben Berichte über die Zustände im Lande; derjenige Viktor Adlers, der auf absolute Aussichtslosigkeit irgendeiner proletarischen Aktion gegen den Krieg und während desselben schließen ließ, verlieh dem ganzen Verlauf der Sitzung das Gepräge. In keinem der Berichte kam ein Funken Glaube an die Abwehrkraft der Arbeiterklasse zum Vorschein, es waren rein formelle Darstellungen ohne jede Perspektive einer revolutionären Aktion. Als ich — ohne etwa einen bestimmten Antrag zu stellen — auf frühere Diskussionen über einen eventuellen Generalstreik zurückkam, schaute man mich bestürzt an. Viktor Adler sagte mit wehmütiger Ironie, ich sei von Sinnen, während Jules Guesde darauf hinwies, daß ein Generalstreik gerade die sozialistisch entwickeltsten Länder bedrohen würde, denn gerade in diesen würde die sozialistische Parole befolgt werden, wodurch der „Feind“ in eine bevorzugte Stellung gelange. Nur die englischen Delegierten, Keir

Hardie und Bruce Slapier, schienen den Generalstreik für durchführbar zu halten, wobei sie erklärten, daß die Kriegsgefahr für England ganz ausgeschlossen sei, daß aber gegebenenfalls die Trade Unions die energischste Opposition machen, ja den Generalstreik proklamieren würden. Als man dann in der zweiten Sitzung auf die Notwendigkeit zu sprechen kam, den für September 1914 in Wien geplanten Internationalen Sozialistischen Kongreß anderswo abzuhalten, wobei Rosa Luxemburg im Einvernehmen mit Jaurès Paris vorschlug, und sie gerade mit der Ausarbeitung dieses Vorschlages beauftragt wurden, erschien es mir als ein deutliches Zeichen dafür, daß man sich außerstande fühlte, überhaupt etwas Wirksames gegen den Krieg zu unternehmen.

Noch drastischer kam die Ohnmacht der Internationale in der Riesenversammlung zum Vorschein, die aus Anlaß der Bureau-sitzung in Brüssel stattfand. Der Hauptredner war Jaurès. Sein Name hatte solche Menschenmassen angezogen, daß man sich fragen mußte, besonders während des brausenden Beifalls, den man ihm zollte, ob der große Zirkus, in dem die Veranstaltung stattfand, den Menschenandrang würde aushalten können. Mir erschien seine Rede als Ausdruck einer tiefen Verzweiflung, der Verzweiflung über die Schwäche der Arbeiterklasse, und zwar um so mehr, je mehr Jaurès in Pathos geriet. Er appellierte weniger an die Arbeiterklasse als an die Einsicht und Menschlichkeit der französischen Regierung, und er drohte, daß, falls sie das Bündnis mit dem zaristischen Rußland nicht löse, das Volk es im Namen der Menschlichkeit lösen würde. Ein jedes seiner Worte, ja seine Leidenschaft selbst schien zu beweisen, daß er nur mehr an Wunder glaubte und die Sozialdemokratie, den internationalen Zusammenschluß der Massen, den revolutionären Aufstand der Arbeiterklasse nicht mehr als einziges Mittel, den Krieg zu verhindern, betrachtete. Trotz der Begeisterung der Anwesenden und obwohl niemand im entferntesten daran dachte, Belgien könnte irgendwie in die Katastrophe hineingezogen werden, lag ein Alp auf den Versammelten, unter denen sich übrigens auch Nichtarbeiter befanden. Die große Spannung des Redners, sein verzweifelter Versuch, durch ein Wunder das Unabwendbare abzuwenden, teilte sich den Zuhörern mit. Nur einen Augenblick gab es, in dem die Versammlung von einem anderen Glauben erzitterte, nämlich als Rosa Luxemburg, die zu der Zeit gerade schwerwiegende Beschuldigungen gegen den deutschen Militarismus erhoben hatte, und zwischen zwei Gefängnisstrafen

stand, das Wort ergriff . . . Aber diese zuversichtliche Stimmung dauerte nicht lange an.

*

*

*

Einige Minuten später erzitterte das Pflaster von dem energischen Schritt der demonstrierenden Arbeiterbataillone, die ihren Protest gegen die Kriegsgefahr, die benachbarte Länder bedrohte, kundgaben, und vom mächtigen Klang revolutionärer Lieder. Einige Tage später dröhnte dasselbe Pflaster vom schweren Schritt tatsächlich kriegsführender Bataillone wider — andere Lieder begleiteten diesen Marsch — und so mancher, der vor ein paar Tagen noch den Worten Jaurès' gelauscht, die übermenschlichen Anstrengungen geahnt hatte, die er machte, um die Menschheit vor dem Kriege zu retten, dachte zitternd an den großen Propheten . . .

Wie ahnungslos die Teilnehmer an der Sitzung des Bureaus waren! Als wir am nächsten Morgen, nach der erwähnten Versammlung wieder zusammenkamen und das Manifest, mit dessen Entwurf Jaurès beauftragt war, angenommen wurde, nützten die Delegierten, wie gewöhnlich, die bis zur Abreise verbleibende Zeit zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten aus. Jaurès begab sich ins Museum. Einige von uns — die schweizerischen Delegierten Moor und Grimm, die italienischen Morgari und ich — gingen nach Antwerpen. Wir waren recht überrascht, auf den Straßen und besonders auf den Bahnhöfen Soldaten zu sehen. Als wir im Zuge saßen und Extrablätter ausrufen hörten, dachten wir, es handle sich um die „Affäre Caillaux“, was auch tatsächlich der Fall war. Erst am nächsten Morgen, als wir am Basler Bahnhof frühstückten und Grimm zwei vorbeieilende Mitglieder des deutschen Parteivorstandes — der eine war Ebert — ansprach und erfuhr, sie seien in die Schweiz gekommen, um die deutsche Parteilasse in Sicherheit zu bringen, erst dann bemächtigte sich unser das Gefühl der unmittelbar nahenden Katastrophe . . .

In der Tat hatten wir ahnungslos mit dem letzten normal fahrenden Zug Belgien verlassen . . .

Am folgenden Tage erfuhren wir in Bern die Ermordung Jaurès'. Wir waren in eine ganz andere Welt, in die Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, versetzt. Jaurès Ermordung war ein mahnendes Symbol des Schicksals, das der Arbeiterklasse harnte. Am selben Tage wurden Genosse Morgari und ich telegraphisch zu einer außerordentlichen Sitzung des Vorstandes der italienischen Partei nach Mailand berufen.

Der italienische Parteivorstand und der imperialistische Krieg.

Zu der außerordentlichen Sitzung des Parteivorstandes wurden auch infolge der außergewöhnlich ernsten Lage die Vertreter der Gewerkschaften (Confederazione Generale del Lavoro und der autonomen, vorwiegend syndikalistischen Eisenbahnergewerkschaft) eingeladen. Für die Einberufenen war es eine solche Selbstverständlichkeit, daß von proletarisch-revolutionärer Seite zum Kriege nur eine Einstellung denkbar sei, daß überhaupt keine Debatte stattfand. Daß der Krieg ein imperialistischer Raubzug sei, den die revolutionäre Arbeiterklasse aller Länder mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen habe, brauchte nicht noch besonders betont zu werden. Das war der Ausgangspunkt, und da keine Meinungsverschiedenheiten vorlagen, und es — es war am 3. August, wenn ich nicht irre, neun Monate vor dem tatsächlichen Eintritte Italiens in den Krieg — sich auch nicht darum handeln konnte, konkrete Maßnahmen zu ergreifen, war die Sitzung sehr schnell zu Ende. Allein vor dem Abschluß ließ ein syndikalistischer Redner eine Bemerkung fallen, die sofort von uns Marxisten zurückgewiesen wurde. Der Redner meinte, im Vorbeigehen, daß die intransigente, ablehnende Stellung zum Kriege sich ändern lassen würde, wenn Italien — diese Eventualität schien damals ziemlich ausgeschlossen — statt als Bundesgenosse der Zentralmächte als deren Feind auftreten sollte, denn ein solcher Krieg, meinte der Redner, würde viel populärer in Italien sein. Ich ergriff das Wort, um diese Anpassung an den kleinbürgerlichen Irredentismus zurückzuweisen, und bat den Schriftführer, Genossen Lazzari, im Protokoll die Zurückweisung festzustellen, damit ja kein Zweifel darüber entstünde, daß die Einstellung der sozialistischen Partei zum Kriege durch einen Entschluß der Regierung, sich der einen oder der anderen Koalition kapitalistischer Interessen anzuschließen, nicht

beeinflusst werden könne. Mussolini, der die Sitzung vor ihrem Abschluß verließ — höchstwahrscheinlich war auch das kein bloßer Zufall — vertrat unseren Standpunkt mit der größten Vehemenz. Er ging so weit, daß er in Artikeln, die er in einer Revue veröffentlichte, und in der Versammlung der Mailänder Parteisektion den Standpunkt vertrat, für das Proletariat wäre ein Sieg Deutschlands vorteilhafter als ein Sieg der Alliierten. Im Grunde genommen war diese Äußerung auch nur ein Bluff. Er hatte sie irgendwo gelesen und wollte die kleinbürgerlichen Leser vor den Kopf stoßen. Er riskierte nichts dabei, denn auch das hieß nicht gegen den Strom schwimmen. Als ich ihm die Episode mit der syndikalistischen Abweichung vom Klassenstandpunkt erzählte, sagte er: „Nun ja — das sind halt die kleinbürgerlichen Syndikalisten.“ Zu jener Zeit gab es sogar unter den der Partei nicht mehr angehörenden Bissolatianern keine irredentistisch oder nationalistisch Eingestellte. Diese Situation änderte sich infolge der Stellung der deutschen und französischen Sozialisten zur Kreditabstimmung und zufolge eines Artikels, der in der „Wiener Arbeiterzeitung“ im Anschluß an die Kreditbewilligung unter dem Titel „Der Tag der deutschen Nation“ erschien. Wenn je von einem einzelnen Artikel behauptet werden konnte, daß er eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, so gilt dies vor allem von dem erwähnten Artikel des Zentralorgans der österreichischen Sozialdemokratie. Ohne Übertreibung darf wohl gesagt werden, daß er den italienischen Irredentisten, ja den austrophoben Elementen unter dem italienischen Volke einen großen Dienst erwiesen und die psychologische Vorbereitung zu einem Kriege gegen Österreich bedeutend erleichtert hat, wogegen er die Lage der sozialistischen Partei äußerst erschwerte. Dieser Artikel entfesselte so manche Stimmung und Äußerung, die ohne ihn nicht zum Vorschein gekommen wäre, nicht zuletzt deshalb, weil gerade die italienische sozialistische Partei ihrer Propaganda und ihrer Einstellung zum Kriege ein ausgesprochen internationalistisches Klassengepräge verlieh.

Die Solidarität der Interessen, die Identität des Endziels der Ausgebeuteten aller Länder war ihr Leitmotiv besonders in dem Moment geworden, wo die Frage des Internationalismus akut wurde und eine konkrete, tatkräftige Lösung erheischte.

In der Zeit, in die der erwähnte Artikel fiel, war die konkrete Gefahr, ja die Wahrscheinlichkeit der Teilnahme Italiens am Kriege noch nicht vorhanden, auch die Bourgeoisie wußte noch nicht recht,

ob ihr Neutralität oder Krieg vorteilhafter sein würde, weshalb auch ihre Organe eine abwartende Stellung einnahmen.

Nur die sozialistische Partei war entschieden gegen den Krieg, machte gegen ihn Stimmung und stellte den Internationalismus des Proletariats allen anderen Strömungen und Interessen gegenüber. Es war im Grunde genommen eine ideologische Abwehrkampagne des proletarischen Internationalismus. Die Bande der internationalen Solidarität sollten intensiver als je empfunden werden. Und da erscheint ein Artikel in einem sozialistischen Bruderblatt, der die nationale Solidarität über die internationale stellt, den Burgfrieden verkündet und das verherrlicht, was das Ende des revolutionären Internationalismus in der ganzen Welt bedeutet. Nun sagten sich viele, die bisher die Regungen ihres irredentistischen Gefühles unterdrückt hatten, ihre Stellungnahme sei eine naive gewesen, die Österreicher, die Deutschen fühlten und handelten ganz anders. „Seht mal die österreichischen Sozialdemokraten — das ist ihr Internationalismus! Unsere einheimischen Sozialisten wollen uns wehrlos machen; den Feinden ausliefern. Sie fassen Resolutionen gegen den Krieg — ihre Brüder bereiten Kanonen gegen uns vor!“ Gewiß nicht diese Einstellung der kleinbürgerlichen Elemente, sondern die wahren oder vermeintlichen Interessen der Schwerindustrie haben Italien in den Krieg hineingezogen; aber man bedenke nur, welche Rolle die Demagogie im Kriege gespielt hat, man bedenke weiter, daß es in Italien eine einzige Partei gab, die Prestige genoß, Furcht einflößte, dann wird man ohne weiteres verstehen, daß alles, was die sozialistische Propaganda beeinträchtigte, direkt Wasser auf die Mühle des Ententeimperialismus bedeutete. Somit hatten die sozialdemokratischen Parteien der anderen Länder der antisozialistischen Propaganda in Italien die schärfsten Waffen geliefert. Die gegenerrische Presse nutzte sie reichlich aus, und zwar zuerst als allgemeines Kampfmittel gegen die proletarische Bewegung Italiens, später aber, als die Bourgeoisie und die Regierung anfangen, sich kriegerisch bzw. ententefreundlich zu orientieren, als bestes Mittel, um für den Krieg selbst Stimmung zu machen. Das Benehmen der Sozialisten, die den Burgfrieden eingegangen waren, wurde tagtäglich durch unwiderlegbare Beweise und authentische Aussagen, konkrete Stellungnahme führender Sozialisten illustriert. Dadurch begann für die Partei im allgemeinen und für mich persönlich eine äußerst schwere, verantwortungsvolle, ja, ich möchte fast sagen, trostlose Lage. Die Ideen der Internationale zu verteidigen,

war uns Pflicht und Bedürfnis zur gleichen Zeit, die Mittel, die uns dafür zur Verfügung standen, wurden immer spärlicher, sei es, weil das Auftreten der Bruderparteien immer weniger revolutionär wurde, sei es, weil die kriegführenden Länder immer mehr von der übrigen Welt abgeschnitten wurden. Die Demagogie wurde mit jedem Tag frecher, in allen Ländern, Italien nicht ausgenommen; ja vielleicht gerade in Italien nahm sie die größten Dimensionen an. In den anderen Ländern hatten die Sozialisten bereits das von den Gegnern Gewünschte geleistet: sie hatten den Krieg für eine Sache des Volkes erklärt und es für ihn begeistert. In jenen Ländern brauchte man keine besondere Kampagne zu führen. Gegen die Minderheit revolutionärer und internationalistisch eingestellter Sozialdemokraten konnte man immer das „gute Beispiel“ der ausschlaggebenden Mehrheit der führenden Instanzen der Partei und Gewerkschaft anführen; bei uns war dem nicht so. Partei und Gewerkschaft, die mehr als 200 sozialistischen Zeitungen, die zahlreichen sozialistischen Gemeinden, die sozialistische Lehrerschaft, die begeisterte und überzeugungstreue sozialistische Jugend standen wie ein Mann im Kampf gegen Krieg und Nationalismus. Man wußte, daß es nicht leicht sein würde, diesen Widerstand zu brechen, und entfaltete um so mehr Energie im Angreifen, Verleumden. Konnte man die Massen nicht so leicht dem Sozialismus, dem in ihnen tiefwurzelnden Internationalismus entreißen, so wollte man wenigstens die Führer der Bewegung in ihren Augen verdächtig machen. „Der Internationalismus war und bleibt eine Illusion, ein Hauch der Wirklichkeit hat ihn zerstört,“ predigten die Feinde der Arbeiterklasse. „Die klugen, ehrlichen Führer des ausländischen Sozialismus haben das eingesehen — die Einheimischen tun es nicht, weil sie vom Feinde bestochen sind.“

Nur diejenigen, die sich die damalige zügellose Kampagne gegen den italienischen Sozialismus, die in den Ententeländern ganz besonders geschürt wurde, und zwar mit allen Mitteln, inklusive Korruption, vergegenwärtigen, können sich einen Begriff davon machen, wieviel Zähigkeit, Überzeugungstreue und Mut die italienischen Sozialisten bekundet haben. Ja, die Entstehung des Fascismus in seiner Mussolinischen Rache- und Vernichtungsform, die Tatsache selbst, daß die Bourgeoisie und die Regierungen ihr Schicksal in die Hand eines Abenteurers gelegt haben, alles das ist weitgehend dadurch zu erklären, daß gerade während des Krieges die Gegner die werbende Kraft des Sozialismus, die Stärke der italienischen

sozialistischen Bewegung zu erkennen Gelegenheit hatten. Rache für die Vergangenheit und Angst für die Zukunft haben die Mussolini-Blutdiktatur möglich gemacht. Welche Mittel standen uns während des Krieges für die Verteidigung des proletarischen Internationalismus zur Verfügung? Berufung auf die theoretische und historische Berechtigung, auf die Vergangenheit und Zukunft, das war nicht genügend zu einer Zeit, wo ein Augenblick der Gegenwart in seiner Gewalt Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte aus dem Gedächtnis, aus dem Empfinden der Zeitgenossen riß . . . Die Gegenwart, allein die Gegenwart war maßgebend, aber gerade für die proletarische Internationale war die Gegenwart beschämend, entmutigend, vernichtend. Eines blieb uns übrig: einzelne Tatsachen vorzuführen, aus denen die Massen ersehen konnten, daß die Schlüsse, die die Gegner aus dem Verhalten unserer Bruderparteien zogen, Trugschlüsse waren, daß der Krieg nicht imstande war, alles zu vernichten, daß einzelne leuchtende Funken des überzeugungstreuen Sozialismus in der Welt weiterglühten, und gerade, weil sie verstreut in der dunklen Nacht des blutigen Welthasses strahlten, um so leuchtender und verheißender den Weg zum völkerbefreienden Sozialismus zeigten. Um solches Tatsachenmaterial dem „Avanti“ und durch ihn dem italienischen Proletariat zu vermitteln, beschloß ich, in die Schweiz zu übersiedeln.

Georg Plechanoff und der Kriegsausbruch.

Den krassesten Beweis dafür, daß auch die intellektuell Diszipliniertesten, Objektivsten sich von Gefühlen und Leidenschaften in ihrem Urteil und ihrer Einstellung zu den verschiedenen Problemen beeinflussen lassen, lieferte mir meine letzte Zusammenkunft mit Plechanoff, die zu den unauslöschlichsten, erschütterndsten Erfahrungen meines Lebens gehört.

Beim Ausbruch des Krieges hatte Plechanoff mir nach Mailand geschrieben, ich möge ihn sofort in Genf besuchen. Obwohl mir gerade bei ihm, dem so Rücksichtsvollen, den Frauen gegenüber beinahe „Ritterlichen“, diese Aufforderung etwas auffiel, hätte ich alles eher als den tatsächlichen Beweggrund seiner Einladung vermutet. Auch dann nicht, als Frau Plechanoff mir schrieb, ihr Mann würde sich bemühen, nach Mailand zu kommen — obwohl er wie gewöhnlich krank sei —, wenn es mir zu umständlich sei, nach Genf zu kommen.

„Was gedenken Ihre Partei und Sie selbst dem Kriege gegenüber zu tun?“ fragte mich Plechanoff, als ich morgens früh in sein Haus eintrat.

„Die Beschlüsse meines Parteivorstands sind bereits bekannt: mit allen Mitteln den Eintritt Italiens in den Krieg zu verhindern. Auch ich werde selbstverständlich mein Äußerstes tun, um meinen Genossen zu helfen, diese schwere, mühevolle Aufgabe zu leisten.“

„Was,“ schrie Plechanoff förmlich auf, „den Krieg verhindern? So, da sieht man, das ist Ihre Liebe zu Rußland, Ihre Solidarität dem armen Belgien gegenüber.“

Ich spürte, wie alles in mir zitterte, wie von einem physischen Riß in meinem Innersten. War das Plechanoff, der Genosse, der Meister, der Wegweiser? Es war in den ersten Wochen des August, die Nachricht von der Bewilligung der Kredite war kaum an uns gelangt und hatte die bitterste Entrüstung bei uns hervorgerufen. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, daß man unter

Marxisten zweierlei Meinung über den Krieg sein könnte. Und gar Plechanoff!

Was er für die russischen Sozialdemokraten meiner Generation gewesen, ist genügend bekannt; er hat uns zur wissenschaftlichen Orientierung auf allen Gebieten verholfen, wie eine leuchtende Fackel ist er uns vorausgegangen und hat uns geholfen, so manche Krise zu überwinden, ja zu vermeiden, ohne ihn wäre unser Weg zum Marxismus viel länger gewesen. Mir persönlich war Plechanoff sehr, unendlich viel. Nach Marx, Engels und Bebel verdanke ich am meisten ihm und Antonio Labriola, gerade bei ihm habe ich die Antworten auf die mich am meisten interessierenden Probleme gefunden. Auch hatte ich den intellektuellen und ästhetischen Genuß, Plechanoff oft persönlich sprechen, erzählen, diskutieren zu hören. Da war er unvergleichlich. Deutsche Gründlichkeit und russischer Ernst paarten sich bei ihm mit echt französischem Geist. Auch er, wie Labriola, verstand es, alle an sich heranzuziehen, von denen er vermutete, es würde aus ihnen etwas werden. Auch er verstand zu lehren, ohne zu belehren, auf sein Niveau zu heben, ohne seine Überlegenheit spüren zu lassen. Monatelang hatte ich Gelegenheit, ihn täglich zu sprechen, als er aus Gesundheitsrücksichten in Italien weilte. Auch im Internationalen Bureau, auf den Kongressen hatten wir uns getroffen...

Nachdem Plechanoff mich so angesprochen hatte, war es mir klar geworden, daß wir uns nichts mehr zu sagen hatten. Ich wollte sofort abreisen; aber in jenen ersten Kriegstagen verkehrten die Züge seltener, und da mich Plechanoff brieflich eingeladen hatte, bei ihm abzusteigen, wollte ich mich beherrschen und den nächsten Zug abwarten, um dem inneren nicht auch einen äußeren Bruch hinzuzufügen. Plechanoff hatte wohl eingesehen, daß er bei mir nichts ausrichten könne, er benutzte aber meinen Aufenthalt, um mich mit Neckereien und Sticheleien zu quälen. „Ja, Ihre deutschen Genossen,“ meinte er in einem fort und erzählte manche Anekdote, äußerte manches Bedauern über sein Alter, das ihn verhindere, gegen die Zentralmächte auszurücken. Ich bemühte mich, alles ruhig entgegenzunehmen. Ich vergaß nie, wen ich vor mir hatte, und in seinem leidenschaftlichen Versuch, mich herauszufordern, lag vielleicht auch die Bitterkeit der Enttäuschung, die ich ihm verursacht hatte. „Ja, aber Genosse Plechanoff,“ erwiderte ich ihm ein einziges Mal im Laufe der unendlichen 24 Stunden, die ich unter seinem Dach verbrachte, „haben Sie uns nicht gelehrt, im Kapitalismus die Ur-

sache aller Kriege zu sehen, wollen Sie im Ernst, daß ich einen Unterschied zwischen ‚Angreifern‘ und ‚Angegriffenen‘ mache, zwischen dem ‚barbarischen‘ Deutschland und dem ‚edlen‘ Frankreich?“

Und was mich am meisten bestürzte und in der Annahme bekräftigte, Plechanoff habe es darauf abgesehen, mich zu peinigen, war der Umstand, daß er in meiner Gegenwart in der Unterhaltung mit irgendeiner frankophilen Schweizerin das Wort „boches“ gebrauchte. Wie eine Erlösung war es für mich, daß ich den Zug wieder besteigen und nach Italien, zu meiner Partei, zurückkehren konnte, die eine schwere, undankbare, aber glorreiche Mission übernommen hatte. Wie seltsam es auch klingen mag, ich bin sicher, daß auf Plechanoffs Stellungnahme äußere Umstände gewirkt haben: er war in Paris, als diese Stadt vom Einmarsch der deutschen Truppen bedroht war.

Sozialistische Friedenskämpfer — deutsche Agenten — Konferenz von Lugano.

Die Verleumdungskampagne der Presse der kriegführenden Länder gegen die italienische Sozialistische Partei und speziell gegen mich hat nicht verfehlt, auf mich einen tiefen Eindruck zu machen. War schon die Möglichkeit, daß man als Kämpfer für das große Ziel des Sozialismus der schmähhlichen Rolle des bezahlten, bestochenen Spions bezichtigt werden konnte — ich wurde allgemein als „Agent“ der Zentralmächte verschrien —, etwas an und für sich Ekel- und Grauererregendes, so war doch für mich noch schrecklicher, noch unerwarteter die Tatsache, daß es ganze gesellschaftliche Schichten und von ihnen besoldete Presseorgane gab, die bewußt und aus materiellen Interessen verleumdeten, weil sie uns als ehrlich für ein Ziel Kämpfende betrachteten, dessen Größe und Unbesiegbarkeit sie kannten. Daß es möglich war, derart zu lügen, zur Lüge aufzufordern, das Lügen zu bezahlen und ganze Lügenapparate aufzubauen, war das Bestürzendste und Erniedrigendste, was ich je erlebt habe. Ähnliche Methoden waren es übrigens, die mich einige Jahre später der kommunistischen Internationale und allen ihr unterstehenden Organen vollständig entfremdeten.

Das erste Schulbeispiel großen Stils, wie eine Verleumdungskampagne inszeniert wird, lieferte mir der Widerhall, den unser erster Versuch, dem imperialistischen Rasen der Großmächte die Macht des Sozialismus gegenüberzustellen, in der Presse erfuhr.

Gewöhnlich lassen auch die Freunde und Anhänger der Bewegung gegen den Krieg und gegen die Zweite Internationale sie mit der Zimmerwald-Konferenz beginnen. Das stimmt mit den Tatsachen nicht überein. Der erste Versuch, eine sozialistische Kollektivstimme gegen den Krieg hören zu lassen, wurde auf Initiative der italienischen Sozialisten mit Unterstützung und

Mitwirkung der Schweizer Sozialisten schon im September 1914 gemacht. Der italienische Parteivorstand hatte beschlossen, die Einberufung des Internationalen Bureaus zu verlangen, um einen Plan für den internationalen sozialistischen Kampf gegen den Krieg auszuarbeiten. Zur Ausführung dieses Beschlusses begab ich mich im Auftrage des italienischen Parteivorstandes zu einer Unterredung mit Robert Grimm an die Schweizer Grenze.

Es war in den allerersten Kriegstagen, und noch war eine Illusion in bezug auf das I.S.B. und die Zweite Internationale im allgemeinen erklärlich, besonders bei den Genossen, deren sozialistischer Glaube sich nie von dem Glauben an die Organisationen und die Menschen, die sie leiten, löste. Ich gestehe, daß sich auch bei mir — vor dem Zusammenbruch der Internationale — der Glaube an den Sozialismus mit dem an strengste Disziplin paarte, sich auf alle Einrichtungen und Führer erstreckte, aber zu dem Zeitpunkt, von dem ich schreibe, hatte ich, u. a. auch, weil ich an der letzten Sitzung des I.S.B. vor dem Kriege teilgenommen hatte, über das Bureau selbst, über die Möglichkeit und Wirksamkeit seiner Einberufung keinerlei Illusionen mehr. Wenn ich mich gleichwohl nach Brieg begab, so tat ich es nur, um die mir von der italienischen Partei übertragene Aufgabe zu erfüllen. Die italienische und schweizerische Partei waren sich ihrer Verantwortung der Internationale gegenüber bewußt, außerdem wollten sie die eigenen Länder vor dem imperialistischen Abenteuer bewahren. Sie beabsichtigten demgemäß, Schritte zu tun, um die Leiter des Internationalen Sozialistischen Bureaus zu seiner Einberufung zu veranlassen. Zu diesem Zwecke sollte eine Besprechung zwischen den Vertretern beider Parteien stattfinden, über deren Einzelheiten Grimm und ich uns in Brieg verständigten.

Einige Details der Einberufung und Ausführung der Zusammenkunft werfen ein klares Licht auf den Verrat, der schon damals gegen die italienische sozialistische Partei angezettelt wurde, und den unsauberen Anteil desjenigen, der zum schmutzigsten Werkzeug dieses Verrates wurde. Natürlich wurde die Konferenz geheim gehalten, da es sich darum handelte, einen Kampfplan gegen alle Regierungen zu entwerfen und den durch den Kriegszustand gedrosselten Parteien Kampfmittel anzugeben. Dies mußte getan werden, während wir alle Kriegszensuren gegen uns hatten, alle Grenzen gegen jedes sozialistische Wort, jede Bewegung, jedes Dokument hermetisch verschlossen waren. Wie groß war die Ver-

wunderung der Versammelten — und bei einigen auch der Verdacht —, als man am Tage der Konferenz die Zusammenkunft im „Avanti“ (!) angezeigt fand. Der damalige Leiter der Zeitung, Mussolini, der an dem Vorschlag, die Konferenz einzuberufen, aktiv teilgenommen hatte, kam, eine Krankheit vorschützend, nicht nach Lugano, wohin die Konferenz einberufen war. Erst später kamen wir darauf, daß diese Abwesenheit kein Zufall war, ebensowenig wie die erwähnte Veröffentlichung . . .

Als ich in Mailand den Zug bestieg, um mich nach Lugano zu begeben, begegnete ich am Bahnhof außer den Genossen Serrati und Musatti, die aus Venedig kamen, auch einigen bürgerlichen Journalisten, die sich ebenfalls nach Lugano begaben, um der angekündigten Konferenz beizuwohnen.

Ich gehörte mit Serrati zu den wenigen Genossen, die sich immer gegen die Zulassung bürgerlicher Journalisten zu unseren Versammlungen ausgesprochen, schon zu einer Zeit, wo von Konspiration überhaupt nicht die Rede sein konnte. Selbstredend leitete uns hierbei nicht das Bestreben, etwas zu verheimlichen, sondern nur ein Gefühl der Würde und der Exklusivität, die die Vertreter einer revolutionären Partei und unterdrückten Klasse der bürgerlichen Welt gegenüber empfinden müssen. Im vorliegenden Falle verboten überdies schon Charakter und Zweck der Zusammenkunft die Zulassung bürgerlicher Zeitungsleute. Als Einberuferin der Konferenz war ich mir der Verantwortung um so mehr bewußt und machte den Journalisten schon bei der Hinreise keinen Hehl daraus, daß ich mich ihrer Zulassung aufs energischste widersetzen werde. Auch war der erste Antrag, den ich der Konferenz vorbrachte, der auf Nichtzulassung der Journalisten. Alle Anwesenden, bis auf einen, der später auch Mitkämpfer Mussolinis für den Krieg und gegen den Internationalismus wurde, stimmten meiner Aufforderung zu!

Als ich am Tage nach der Konferenz nach beendeter Arbeit mit dem Genossen Musatti in einem Kaffeehaus Luganos am Seeufer saß, war ich nicht wenig verblüfft, im „Secolo“ zu lesen, wir hätten die Sitzung geheim gehalten, weil es sich um ein Bündnis mit dem deutschen Imperialismus auf der Basis deutscher Gelder handelte. Selbstredend war ich als „Agentin“ Deutschlands bezeichnet, die für gutes Geld die Vermittlerrolle übernommen hätte.

*

*

*

In der Beratung, deren Bericht seinerzeit veröffentlicht wurde, kamen die Ansichten zur Geltung, die während des ganzen Krieges als Demarkationslinie zwischen den internationalen Sozialisten und den Anhängern des Burgfriedens dienten. Es wurde als eine Pflicht der Internationale und der einzelnen sozialistischen Parteien erklärt, die öffentliche Meinung, und zwar hauptsächlich die sozialistische und proletarische, dahin aufzuklären, daß der wahrhaft Schuldige am Kriege der internationale Imperialismus sei, und daß es unter den Regierenden keine „Unschuldigen“ gebe und geben könne, da alle kapitalistischen Regierungen am Kriege schuldig seien.

Aus dieser Konstatierung leitete man die Notwendigkeit ab, das I. S. B. dringend einzuberufen, denn der Krieg könne und dürfe die Solidaritätsbände, die die Proletarier aller Länder vereinigen, nicht zerstören. Sie, die Proletarier, müßten ihre Stimme gerade während des Blutbades, in das die Kapitalisten die Völker gestürzt hätten, hören lassen, die Stimme der proletarischen Internationale, die Stimme des Völkerfriedens, der Klassenkämpfe!

Verglichen mit den heutigen Verhältnissen, der Dauer und den Folgen der Weltkatastrophe, mögen die angeführten Gedanken geringfügig erscheinen, damals stellten sie einen Fortschritt dar. Sie waren das erste kollektive Bekenntnis zum proletarischen Internationalismus, die erste offizielle, kollektive Verurteilung des I. S. B.

Soviel ist sicher, daß nicht nur die Mitglieder des patriotischen I. S. B., sondern auch die Sozialpatrioten aller Länder sich von der Konferenz abwendeten; die einen griffen sie an, weil sie „ungerecht“ gegen die Zentralmächte, die anderen, weil sie „ungerecht“ gegen die Entente, die dritten, weil sie dem I. S. B. als höchste Autorität nicht genug ergeben sei. Eine konkrete, interparlamentarische Aktion der vertretenen Parteien sollte der Konferenz folgen. Von den Teilnehmern der Konferenz erinnere ich mich, daß Mario Ferri, Rimathe, Grimm, Greulich, Naine, Graber und Pflüger für die Schweizer Partei, Serrati, Musatti, Lazzari, Modigliani, Morgari, Turati und ich im Namen der S. P. I., Genosse Armuzzi und ein anderer, der zum Ententekriegsbefürworter wurde, in Vertretung der sozialistischen italienischen Partei in der Schweiz, anwesend waren.

So abgespannt waren wir alle, so ruhe- und friedenverheißend hingegen der Luganer See, so feierlich und stolz die hohen, unerreichen Berge . . . Wir unternahmen eine Kahnfahrt . . . Mir schien es symbolisch, daß dasselbe Boot Lazzari und Turati, die

sich jahrzehntelang bekämpft hatten, trug. Einer von ihnen ruderte. Plötzlich fiel es mir ein, daß wir eine Frage nicht erschöpfend beantwortet hatten. Unsere Boote näherten sich einander, blieben stehen, bis wir mit der Beratung zu Ende waren.

Mit dem Absingen des Turatischen Arbeiterliedes „Oder kämpfend in den Tod“ schlossen wir die Zusammenkunft, die den Keim Zimmerwalds in sich barg. „Oder kämpfend in den Tod“ schallte es von einem Ufer des Sees herüber. Der Monte Generoso lächelte uns in seiner selbstbewußten Überlegenheit an...

Unwillkommener Besuch.

Nachdem ich den „Avanti“ endgültig verlassen, lebte ich auch nicht mehr in Mailand, als aber der Krieg ausbrach und man auf alle Eventualitäten gefaßt sein mußte und die Mitglieder des Parteivorstandes zur persönlichen Verantwortung gezogen werden konnten, wollte ich mich von dem Zentrum der Bewegung nicht mehr entfernen. Ich nahm mir ein provisorisches Zimmer, „provisorisch“, weil ich überzeugt war, ich würde sehr bald ins Gefängnis wandern müssen: alle Aufrufe gegen den Krieg wurden von allen Mitgliedern des Parteivorstandes individuell unterschrieben, und dazu war ich auch noch Ausländerin.

Fast täglich kam ich in die Redaktion des „Avanti“, um in Fühlung mit der ausländischen Parteipresse zu bleiben. Eines Abends, es war gegen 10 Uhr, als ich gerade im Begriff war, die frisch angelangte „Neue Zeit“ zu lesen, fragte mich Mussolini: „Weißt du, wer heute um 10 Uhr herkommt? Südekum.“

„Südekum?“ wiederholte ich erstaunt, ohne daß dieser Name in mir eine besondere — vor allem keine angenehme — Ideenassoziation hervorrief. War mir Südekum persönlich ganz unbekannt, so war mir seine militärische Einstellung viel zu unsympathisch, als daß ich mich über seinen Besuch hätte freuen können. Auffallend oder verdächtig erschien er mir aber nicht, waren wir doch gewöhnt, daß alle ausländischen Parteigenossen auf den „Avanti“ kamen. Ohne irgendwie auf die Mitteilung zu reagieren, las ich weiter. Einige Minuten später erschien Treves in Begleitung eines Mannes, den ich nicht wiedererkannte und der mir von ihm als Südekum vorgestellt wurde.

Dieser erklärte, er sei vom deutschen Parteivorstand nach Italien gesandt worden, um mit der italienischen Partei in Fühlung zu treten, und um zu sehen, was sie zu tun beabsichtige, um die Neutralität zu verteidigen und die Wiederaufnahme der Tätigkeit der Internationale zu beschleunigen. „Vom Parteivorstand? — Wie kommt es,

daß der Parteivorstand gerade so einen Revisionisten herschickt, der lange vor dem Kriege schon Kandidat für den Ausschluß aus der Partei war?“ wandte ich mich verwundert an Treves und Mussolini, und übersetzte sofort meine Frage ins Deutsche, mich mit ihr an Südekum wendend. Ohne jegliche Verlegenheit wiederholte er, er sei auf Veranlassung des Parteivorstandes ins Ausland geschickt worden, und zwar u. a., weil es ihm gelungen sei, sich einen ausländischen Paß zu verschaffen. (In der Tat hatte Südekum bereits eine Reise in die Balkanländer unternommen.)

Was mir auffiel, war das Verhalten Mussolinis. Ich hätte vorausgesetzt, daß ihn das Delegieren eines ausgesprochenen Revisionisten ebenso peinlich berühren würde wie mich, und daß er seinen Eindruck ebenso offen äußern würde, wie ich es getan hatte. In Wirklichkeit aber sagte er kein Wort zu meiner Feststellung, war mit Südekum ausnehmend liebenswürdig und veranlaßte ihn, sich für den „Avanti“ interviewen zu lassen. Südekum erklärte ohne weiteres seine Zustimmung, worauf sich Mussolini an mich wandte. „Bitte, mache du das Interview.“ Erst nachträglich kam ich darauf, daß das alles kalte, verräterische Berechnung war, Mussolini wollte den „Avanti“, die Partei, mich durch ein Interview mit einem „Agenten“ der deutschen Regierung kompromittieren, wobei der Anschein erweckt werden sollte, daß er persönlich keinen Anteil an dem Erscheinen des Interviews genommen hätte. Damals traute ich ihm natürlich einen solchen Hintergedanken gar nicht zu; ich äußerte nur meinen Widerwillen gegen jegliche Interviews, den Mussolini übrigens genau genug kannte. Inzwischen hatte Südekum einige bereits von ihm in Form eines Interviews beschriebene Bogen hellblauen Briefpapiers aus der Tasche herausgeholt und sie Mussolini übergeben, der sich wieder an mich wandte mit der Bitte, das „Interview“ zu übersetzen.

„Gut,“ sagte ich, „aber die Verantwortung für die Veröffentlichung eines Interviews mit einem patriotisch gesinnten Revisionisten will ich nicht übernehmen. Nach verrichteter Übersetzung werde ich sie mit Südekum nochmals durchsehen und mit ihm die Entfernung alles dessen besprechen, was in den „Avanti“ nicht hineingehört oder jedenfalls nicht ohne Kritik veröffentlicht werden darf. Du machst den entsprechenden Kommentar.“

Dementsprechend wurde auch verabredet, daß Südekum am nächsten Abend in die Redaktion kommen sollte. Er tat es auch. Als ich ihn auf einige Stellen seiner Erklärung aufmerksam machte,

die von den italienischen Arbeitern mit Heiterkeit aufgenommen werden würden, so z. B. seine Behauptung, Wilhelm II. hätte immer den Frieden angestrebt, und andere monarchistisch angehauchte Stellen, ging Südekum ohne weiteres auf die Streichung oder Änderung derselben ein. Im großen und ganzen war in seinem Schreiben wie in seinem Verhalten überhaupt nichts enthalten, was auf eine Ausführung eines diplomatischen Auftrages der deutschen Regierung schließen lassen konnte.

Inzwischen war die Stunde, zu der — seiner Verabredung und Gewohnheit entsprechend — Mussolini in der Redaktion sein sollte, längst verflossen. Südekum mußte fort. Der Leiter der Druckerei drängte — das Manuskript, dessen Veröffentlichung Mussolini bereits verfügt hatte — sollte abgeliefert werden. Ich gab nicht nach, ersetzte das Manuskript durch anderen Stoff. Ich fand es unzulässig, eine Meinungsäußerung eines Revisionisten ohne Kommentar im „Avanti“ erscheinen zu lassen und wollte Mussolini veranlassen, Stellung zu nehmen. Spät nach Mitternacht erschien er endlich und war sehr erstaunt, daß das „Interview“ noch nicht im Druck sei. Auch war der Kommentar, den er schließlich doch gezwungen war zu schreiben, kurz und ganz farblos.

Im Gespräch mit uns Mitgliedern des Parteivorstandes äußerte Südekum die Absicht, nach Rom zu gehen, um mit dem Parteisekretär Lazzari und den in Rom weilenden Mitgliedern des Vorstandes Rücksprache zu nehmen. Kaum war er dort angelangt, als alle Zeitungen von einer Unterredung des Parteivorstandes der italienischen sozialistischen Partei mit einem „Emissär der deutschen Regierung“ berichteten. Was mich aber viel mehr entsetzte, ja ich muß sagen, enttäuschte, war die Tatsache, daß der Parteivorstand sich zu einer Erklärung herabgelassen hatte, die das wortgetreue Protokoll der Unterredung enthielt, und zwar eine Wiedergabe der ziemlich frankophil angehauchten Antwort, die das Mitglied des Parteivorstandes Genosse Della Seta an Südekum gegeben. In dieser Antwort war nicht so sehr vom Revisionisten und Verteidiger der Monarchie Südekum Abstand genommen als von demjenigen, den die Entente-Prese für einen Emissär der deutschen Regierung ausgab. Inhalt und Ton der Antwort, das Erwähnen des „armen Belgien“ und des „glorreichen Frankreich“ verrieten eine zu große Rücksichtnahme auf die bürgerliche und kleinbürgerliche öffentliche Meinung. Ein jedes Mitglied der deutschen Partei sollte uns näherstehen, meinte ich, als alle ententefreundlichen, nicht soziali-

stischen Elemente, für unsere Beziehungen zu unseren Gesinnungsgenossen wären wir niemandem Antwort schuldig. Auch Serrati, der der Sitzung des Parteivorstandes ebensowenig wie ich beige- wohnt hatte, empfand die Rede Della Setas und ihre Veröffentlichung als zu weitgehende Konzession an die bürgerliche und klein- bürgerliche öffentliche Meinung, die in Rom ausgesprochen und vulgär frankophil war. Das war das einzige Mal, daß ich mit dem italienischen Parteivorstande nicht einverstanden war.

Als Südekum auf seiner Rückreise nach Deutschland wieder nach Mailand kam, beschäftigten sich die Zeitungen noch mit seinem Aufenthalt in Rom und hetzten gegen ihn, wie gegen alles Deutsche, ganz besonders. Um einer teuren Freundin und Genossin in einer schweren Schicksalsstunde beizustehen — es war eine junge Mutter, die ihr drittes Kind zu Grabe getragen hatte —, hatte ich mich in die Schweiz begeben. Mussolini forderte mich telephonisch auf, sofort nach Mailand zu kommen, ohne mir sagen zu wollen, worum es sich eigentlich handle. In jenen ereignisreichen Tagen mußte man auf alles gefaßt sein; ich vermutete eine außerordentliche Sitzung des Parteivorstandes im Zusammenhang mit den Kriegsereignissen und eilte nach Mailand auf den „Avanti“: „Weißt du,“ sagte mir Mussolini, indem er mir einen Kartenbrief von Südekum überreichte, „Südekum möchte mich oder dich sprechen, ich habe Kopfschmerzen, bitte, geh du hin . . .“ Ich begab mich ins Hotel, obwohl ich Südekum nichts zu sagen und von ihm nichts zu hören hatte, einfach nur, weil die Hetze, die man gegen alles Deutsche trieb, es mir zur Pflicht machte, mich ihm gegenüber solidarisch und gast- freundschaftlich zu zeigen.

Einige Tage später verbreiteten die Zeitungen das Gerücht, Süde- kum sei von mir aufgefordert worden, nach Italien zu kommen. Über seinen Besuch wurde eine ganze Broschüre veröffentlicht. Ein Spottwort „Südekumerei“ wurde geprägt, was so viel heißen sollte, als daß man durch Südekum Geld von der deutschen Regierung empfangen hätte. — — —

Abrechnung mit Mussolini.

Nachdem der Führer und geistige Urheber der blutigen anti-proletarischen Reaktion, Mussolini, weltberüchtigt geworden ist, haben sich oft und mit Recht die ausländischen Sozialisten gefragt, wie es überhaupt möglich sei, daß ein Mensch dieses Kalibers eine hervorragende Rolle in der italienischen Partei habe spielen können. Daraus hat man dann Fehlschlüsse auf die ganze Bewegung, vor allem aber auf den Charakter und die Wirksamkeit der revolutionären Fraktion gezogen. Die reformistisch eingestellten Sozialisten Italiens und des Auslandes haben, wie es oft in diesen Fällen schon aus psychologisch naheliegenden Gründen geschieht, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Es kostet mich Überwindung, in meinen Darstellungen einzelner Menschen und Bestrebungen, deren Ziel der Emanzipationskampf der Menschheit, die Verwirklichung eines großen Ideals ist, auch eines Individuums erwähnen zu müssen, das einerseits zu einem Auswurf der Menschheit geworden ist, andererseits eine ganz banale pathologische Erscheinung darstellt. An dem ganzen Mussolini-Erfolg und -Rausch ist nichts so auffallend, so bezeichnend und beschämend für unsere Zeit wie die Tatsache, daß man ihn als Menschen hat ernst nehmen können. Der Fall Mussolini ist ein Beispiel der Suggestion und Autosuggestion, die eine herrschende Klasse und ihre Wortführer ausüben, wenn es sich darum handelt, ihre Privilegien gegen die revolutionären Bestrebungen der ausgebeuteten Klassen zu verteidigen.

Daß der Fascismus eine ausgesprochen reaktionäre, antiproletarische, aus der Krise der Nachkriegszeit hervorgegangene und vom Geiste des Krieges und der revolutionären Ebbe getragene Bewegung sei, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß eine reaktionäre Bewegung in Italien in irgendeiner anderen Form nicht hätte entstehen, vor allem sich nicht hätte halten können. Jede andere Bewegung wäre bei den italienischen Massen auf zähen, unüberwindbaren Widerstand gestoßen. Vor dem Kriege und unmittelbar nach ihm verfügte die italienische Arbeiter-

klasse über einen solchen politischen Einfluß, über so mächtige Organisationen, das allgemeine Freiheits- und Gleichheitsgefühl war so verbreitet, der Sozialismus auch im Heere so populär, daß eine normale, sich allmählich breitmachende Reaktion zweifelsohne zurückgeschlagen worden wäre. Mussolini und seine Banden haben das italienische Proletariat überrumpelt.

Die Überrumpelung gelang Mussolini, weil er auf keinen Widerstand bei seinen Opfern und nur auf Unterstützung, Lobhudelei und Kriecherei bei den Herrschenden und seinen Mitläufern rechnen konnte. Die Arbeiterklasse war technisch, d. h. militärisch und psychologisch auf den Überfall und die Verteidigung nicht vorbereitet. Die Regierung, die Monarchie, die Großgrundbesitzer, die Industriellen und die kleinbürgerlichen Mitläufer, die bei der Entstehung und Entfaltung des Fascismus eine große Rolle spielten, haben ihm nicht nur Geld, Waffen, Einmarscherleichterungen nach Rom beschafft, nicht nur die Organe der Presse, des Gerichtes, der Kirche in seinen Dienst gestellt, sie verliehen ihm und seinem Banditengefolge — darauf kommt es vor allem an — juristische und moralische Freizügigkeit und Straflosigkeit auf allen Gebieten. Dieser Mensch, dessen Stärke so allgemein bewundert und verschrien wird, ist der erbärmlichste Schwächling, er hat nie eine selbständige Tat verrichtet, eine Verantwortung übernommen, er ist nie gegen den Strom geschwommen...

Auf einer Agitationsreise in die französische Schweiz lernte ich Mussolini in einer kleinen Parteiversammlung in Lausanne kennen. Durch nichts als durch den Ausdruck seiner krankhaft exaltierten Augen konnte er die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Er machte den Eindruck eines unbeholfenen Menschen, was wohl seiner Jugend und seiner Deklassiertheit zuzuschreiben war. Er war nicht Maurer, wie er behauptet hat, sondern lebte als politischer Flüchtling auf Kosten der italienischen Maurer in der Schweiz. Seine Unbeholfenheit und materielle Not ließen in mir den Wunsch auftauchen, ihm behilflich zu sein. Sein höchstes Bestreben war damals, Kautskys „Am Tage nach der Revolution“ ins Italienische zu übersetzen, wodurch er fünfzig Franken verdienen wollte, was ihm aber nicht gelingen konnte, weil er weder die deutsche Sprache noch die marxistische Terminologie beherrschte. Ich schlug ihm deshalb vor, ihm bei der Übersetzung zu helfen.

Zu diesem Zwecke hielt ich mich auch einige Male auf der Durchreise in Lausanne auf. Schon damals ist mir seine große

moralische Schwäche aufgefallen, und gerade sie veranlaßte mich, mich seiner besonders anzunehmen. Im Laufe der Zeit hatte ich Gelegenheit, seinen psychologischen und politischen Werdegang in der Nähe zu betrachten, als er sich als deklassierter Vagabund, mühsam einen Brocken literarischen Wissens erwarb, als er sich die Gedankengänge des Sozialismus aneignete und allmählich anfang, sich politisch zu betätigen. Ich konnte ihn beobachten, wie er als feuriger Antimilitarist und Antiklerikaler in Schrift und Wort die Lehren des Sozialismus zu propagieren begann, des Sozialismus, der ihn selbst aus dem Abgrund seelischer und physischer Misere emporgehoben hatte. Noch genauer konnte ich ihn beobachten, als er in der sozialistischen Partei Italiens immer höhere Posten, größere Verantwortung und größeren Ruhm erwarb. Ich sah ihn aus nächster Nähe bis zu dem Augenblick, da sein großer Ehrgeiz und das Rachegefühl gegenüber der sozialistischen Partei — die ihm alles gegeben, aber das versagt hatte, worauf er in seinem Größenwahn rechnete: die Alleinherrschaft — ihn zu seinem Verrat an der sozialistischen Bewegung und an sich selbst trieben. Es war wirklich ein Verrat an sich selbst, an seiner Vergangenheit; denn, wenn Mussolini je an etwas geglaubt hat, so an den revolutionären Sozialismus! Alles andere war und ist für ihn nur Bluff.

Auch glaubt niemand weniger als er selbst an seine „Stärke“. Er spricht nur von seiner Kraft, seiner Stärke und seinem Mut, um sich selbst und andere zu berauschen. Stark und mutig sein, heißt vor allem, fähig und bereit sein, eine Verantwortung zu tragen, gegen den Strom schwimmen können. Und gerade diese Eigenschaften fehlen dem jetzigen Selbstherrscher Italiens mehr als alles andere.

Bevor er sich zu einer Äußerung oder Handlung entschließt, muß er sich überzeugt haben, daß ihm andere Menschen folgen, andere die Verantwortung übernehmen. Seine Initiative und sein Mut entfalten sich nur innerhalb enger Grenzen: vor Gesinnungsgeossen und Kampfgefährten.

Zum Revolutionär wurde Mussolini in einer vom proletarischen Internationalismus durchdrungenen Familie: sein Vater war Schmied und ein eifriges Mitglied der Ersten Internationale. Die Romagna, in der er aufwuchs, erzitterte zur Zeit seiner Jugend von heftigen Kämpfen zwischen Republikanern und Sozialisten. Die Kirche, ja jede geistige Verbindung mit religiösem Glauben, war in seiner Heimat tief verachtet. In der Schweiz, in die Mussolini flüchtete,

um dem Militärdienst und dem sicheren Los eines hungernden Volksschullehrers zu entgehen, bestand seine ganze Umgebung aus sozialistischen Maurern und Handwerkern, die mit ihm buchstäblich ihr karges Brot teilten.

Sein sozialistischer Werdegang trug kein individuelles Gepräge, er war kein Ergebnis von individuellem Suchen nach einer Weltanschauung, kein Ergebnis tiefer innerer Kämpfe: Mussolini wuchs in den Sozialismus gleichsam hinein, weil er in seiner Heimat wie auch unter seinen heimatlosen Landsleuten in der Schweiz vom mächtigen Strom der revolutionären Arbeiterbewegung mitgerissen wurde. Denn im Vergleich mit Mussolini, dem Deklassierten, dem es an physischer Kraft und Disziplin fehlte, um sich als Maurer einen Tagesunterhalt von ein paar Franken zu verdienen, führten die anderen italienischen Auswanderer eine beneidenswerte Existenz.

Als er aus der Schweiz, wie so mancher Deserteur, nach einer Amnestie nach Italien zurückkehrte, wurde er in seiner Heimat, in der Romagna, als Redakteur eines Provinzparteiblattes angestellt. Als man ihm ein Monatsgehalt von 150 Lire vorschlug, wies er es zurück mit dem Hinweis, das sei zuviel, er wolle sich mit weniger begnügen . . . Aus der Schweiz, wo er die französische Sprache erlernt hatte, brachte er ein paar Brocken französischer Literatur mit, als äußerst leicht beeinflussbare, pathologische Natur paßte er sich auch sehr schnell dem französischen Stil an, den er im Schreiben und Sprechen auch heute noch nachäfft.

Der Tripoliskrieg, in dem er sich sehr revolutionär betrug — er forderte dazu auf, die Eisenbahnschienen in die Luft zu sprengen, um den Truppentransport zu verhindern —, machte ihn populär. In der Zwischenzeit war er auch in Trento gewesen, wo er mit Battisti ein Parteiblatt redigierte. Die Ausweisung aus dem habsburgischen Österreich erhöhte seine Popularität unter den sozialistischen Massen.

Als 1912 unsere Fraktion auf dem Parteitag von Reggio Emilia die Mehrheit eroberte und die Reformisten sich weigerten, mit uns die Verantwortung der Leitung zu teilen, wurde Mussolini in den neuen Parteivorstand gewählt. Zu diesem Parteivorstand gehörten auch u. a. Serrati, der bis zu jener Zeit vorwiegend im Auslande gewirkt hatte, Vella und ich. Daß die Eroberung der Parteileitung durch unsere Fraktion den Sieg des revolutionären über den reformistischen Flügel im vollsten Sinne des Wortes bedeutete, bekundeten wir auch, indem wir Lazzari, den von den Reformisten und vor

allem von Turati am meisten Bekämpften, zum Parteisekretär ernannten.

Selbstverständlich war unser Hauptaugenmerk vor allem auf das Zentralorgan, den „Avanti“, gerichtet. Als Interimsredakteur des Blattes wurde Genosse Bacci, der zugleich die finanziell-administrative Leitung innehatte, ernannt. Als es sich dann darum handelte, einen Redakteur zu finden, der sich gänzlich der Redaktion des Blattes widmen konnte, fiel die Wahl auf Mussolini. Gegen die Wahl äußerte nur Genosse Vella, das jüngste Mitglied des Parteivorstandes, psychologische Bedenken. Er meinte, Mussolini sei zu individualistisch eingestellt. Was mich anbetrifft, so war ich mir selbstverständlich seines Mangels an theoretischer Bildung bewußt, allein es blieb uns keine Wahl, und ich nahm an, daß seine Hingabe an die Sache, sein Anpassungsvermögen, sein Fleiß, seine allgemeinen Fähigkeiten, die aber keineswegs irgendwie hervorragend waren, ihm ermöglichen würden, seine Pflichten in einer mehr oder minder befriedigenden Weise zu erfüllen.

Ich muß sagen, daß trotz der grauenhaften späteren Erfahrungen diese Erwartung nicht so sehr von der Wahrheit entfernt war, als man gewöhnlich annimmt. Ich sage das nicht, obwohl, sondern gerade weil ich den Werdegang des zum Verräter gewordenen Revolutionärs in nächster Nähe beobachtet habe. Gerade die schmähliche „Entwicklung“ Mussolinis beweist, wie die Menschen von äußeren Umständen, von zufälligen Einflüssen abhängen, und das um so mehr, je schwächer sie physisch und psychisch sind. Ich glaube, daß Mussolini zu jener Zeit aufrichtiger Revolutionär gewesen ist, und daß er nur allmählich durch den Druck äußerer Verführungen bei innerer Schwäche so herabglitt. Ein großer psychologischer Irrtum wäre es, von seinem jetzigen Wesen auf das damalige zu schließen.

In der Sitzung des Parteivorstandes, in der Mussolini sich dagegen sträubte, die ihm angetragene Leitung des „Avanti“ zu übernehmen, sagte er schließlich, weil er seine Unzulänglichkeit einsah, und weil er sich vielleicht auch vor sich selbst fürchtete: „Nun gut, aber unter einer Bedingung: die Balabanoff muß mit in die Redaktion.“ Diese Forderung verblüffte mich am allermeisten; denn zwischen mir und ihm bestand weder besondere Affinität noch gar persönliche Freundschaft. Auch hatte ich kurz vor der Parteivorstandssitzung längere Zeit mit ihm parlamentiert, ohne daß er mir angedeutet hätte, daß ihm meine Mitarbeit oder ständige Anwesenheit im „Avanti“ nützlich oder gar notwendig erschiene.

Erst nachträglich habe ich den Sinn der erwähnten Forderung verstanden. Mussolini war sich seiner Schwäche gerade in dem Momente, als seine Genossen ihm ein verantwortungsvolles Amt antrugen, bewußt. Er, der stets in der Provinz gelebt hatte, fürchtete sich vor der Großstadt, vor der Popularität; zugleich auch fürchtete er, die theoretische und politische Verantwortung allein zu tragen, und suchte jemanden, der sie mit ihm teilen würde, ohne jedoch in ihm irgendein Abhängigkeitsgefühl entstehen zu lassen. Er brauchte jemanden, zu dem er absolutes Vertrauen haben, dem er die Lösung der schwierigen Fragen überlassen konnte, jemanden, der ihm beistehen konnte, ohne im übrigen seinem Ehrgeiz im Wege zu stehen. Auch die Tatsache, daß Mussolini mir nichts im voraus gesagt hatte, findet seine Erklärung in seiner psychologischen Einstellung. Er wollte mich vor das *fait accompli* des Parteiegebotes stellen, dem ich mich unterwarf, während ich in einer privaten Besprechung der Angelegenheit selbstverständlich auch aus persönlichen Gründen nicht so ohne weiteres zugestimmt hätte.

Mein Zusammenarbeiten mit Mussolini brachte mir ununterbrochen Beweise seiner Schwäche. Er schrieb keinen Artikel, faßte keinen Beschluß, ohne mich um Rat zu fragen, und ich kann mich keines Falles erinnern, in dem er nicht meine Auffassung akzeptiert hätte. — — —

Eines besonders krassen Beispiels seiner Nachgiebigkeit will ich hier gedenken. Am Vorabend des 1. Mai 1913 — Mussolini war im Begriffe, zur Maifeier in die Schweiz zu fahren — reichte er mir den Abzug der Ersten-Mai-Nummer des „Avanti“ mit den Worten: „Hast du schon meine Antwort an De Ambris gelesen? Nun bekommt er, was er verdient.“ De Ambris war einer jener egozentrischen, kleinbürgerlichen Intellektuellen, deren es damals viele in Italien gab, die, außerstande, in der bürgerlichen Welt Karriere zu machen oder sich den Lebensunterhalt zu verdienen, in die Arbeiterbewegung flüchteten. Ihr Sozialismus bestand in der Befriedigung ihrer persönlichen Rebellion. Weder verstanden sie den Klassenkampf, noch wollten sie ihn verstehen. Die Massen und sich speisten sie mit revolutionär klingenden Phrasen ab. Solchen Individuen genügt der Sozialismus selbstverständlich nicht. Sie ergänzen durch demagogische Entstellung sein Wesen und seine Methoden, verunglimpfen seine Träger, woraus sich dann ein „rrrevolutionärer“ Syndikalismus ergibt, wie Plechanoff ihn zu nennen pflegte.

Zu jener Zeit nun verteidigte Mussolini die sozialistische Be-

wegung gegen solche Angriffe und wurde von den Syndikalisten, deren größter Teil später, bei Ausbruch des Krieges, also noch früher als Mussolini selbst, zu begeisterten Militaristen wurde, schonungslos bekämpft. Die Antwort, auf die mich Mussolini aufmerksam machen wollte, enthielt eine heftige Entgegnung auf einen höchst vulgären, ja, wie ich später erfuhr, obszönen Angriff. Es war das erstemal, daß ein so rüder Ton und eine so niedrige Terminologie in unserem Blatt anklangen. „So etwas kann und darf nicht im ‚Avanti‘ erscheinen,“ sagte ich ihm, wie gewöhnlich äußerst ruhig. „Wie,“ gab er erregt zurück, „hast du denn gelesen, was De Ambris von mir geschrieben?“ — „Ich lese so vulgäres Zeug nicht, aber es mag sein, was es will, so eine Ausdrucksweise darf nicht in den ‚Avanti‘. Bedenke nur, Tausende und aber Tausende von Proletariern erwarten das Blatt mit Sehnsucht, bewahren es wie ein Heiligtum auf, und gerade die Festnummer des ‚Avanti‘ sollte derartiges enthalten? Lohnt es sich, einem vulgären Verleumder solche Ehre anzutun, unseren ‚Avanti‘ zu entweihen?“

„Bitte,“ antwortete er, „es handelt sich um eine Obszönität, mit der ich dich verschonen möchte. Ich kann die Sache nicht unbeantwortet lassen. Meine Erwiderung muß veröffentlicht werden. Wenn ich heute abend den Halunken in Lugano treffe, ich bringe ihn um. Auf Wiedersehen!“

In einer Viertelstunde wurde ich dringend ans Telephon gerufen; Mussolini war es, der mir zurief: „Bitte, veranlasse sofort, daß meine Antwort an De Ambris aus dem ‚Avanti‘ entfernt wird. Du hast recht, sie darf nicht hinein.“

*

*

*

Da ich an der Zeitung nicht nur als Redakteurin, sondern auch als Redaktionssekretärin tätig und Mitglied des Parteivorstandes war, war es Mussolini möglich gewesen, mir allmählich all das zu übertragen, was ihm unangenehm war oder irgendeine Verantwortung nach sich ziehen konnte. Handelte es sich darum, einen Artikel abzuweisen, mit irgendeinem Reformisten eine unangenehme polemische Auseinandersetzung zu führen, Erklärungen abzugeben, die keine freundliche Aufnahme gewärtigen konnten, ja, sogar um persönlich Unangenehmes, immer bat er mich, es zu übernehmen.

So überließ er es mir einmal, bis in die späte Nacht eine Unterredung mit einem zudringlichen Besucher zu führen, der zwar sein

persönlicher Freund war, dessen Wunsch jedoch weder er noch die übrigen Mitglieder des Parteivorstandes erfüllen wollten. Als der Betreffende sich meldete, ließ sich Mussolini verleugnen und versteckte sich, bis die Unterredung zu Ende war. Dann kam er hervor und beglückwünschte mich zu meiner Unnachgiebigkeit. Am nächsten Tage aber, als der gleiche Besucher Mussolini in seiner Wohnung aufspürte und er an seine Freundschaft appellierte, fiel der „Starke“ sofort um und gewährte das Gewünschte.

Noch krasser zeigte sich Mussolinis Mangel an Mut bei einem anderen Vorfall, der meinen Austritt aus der Redaktion des „Avanti“ veranlaßte. Eines Tages war in dem Blatt eine polemische Notiz erschienen, die Mussolini sowohl im Manuskript wie auf dem Korrekturbogen und später in der gedruckten Zeitung gelesen hatte, ohne irgendein Bedenken zu äußern. Da erschienen in der Redaktion einige Vertreter der in der Notiz kritisierten sozialistischen Gemeinde, protestierten und drohten in grobem Ton, daß sämtliche Abonnenten des Ortes die Zeitung abbestellen würden. Statt ein so ungebührliches Verhalten von Parteimitgliedern zurückzuweisen, sagte Mussolini ganz schüchtern: „Ihr müßt schon verzeihen, so etwas wird nicht mehr vorkommen. Von heute ab werde ich selbst sämtliche Korrespondenzen erledigen.“ Es genügte, daß fünf Männer erschienen und einen energischen Ton anschlugen, um den „Starken“ zu veranlassen, seine Verantwortlichkeit zu leugnen und seine Mitarbeiter schnöde im Stich zu lassen. Fügt man hinzu, daß es sich bei dem übrigens politisch ganz belanglosen Fall um den Konflikt einer wehrlosen, arbeitslosen Lehrerin handelte, die ihr ganzes Leben in den Dienst der sozialistischen Ideen gestellt hatte, daß es also um einen Kampf des Schwächeren gegen den Stärkeren ging, so sieht man auch an dieser kleinen Episode, von welcher Charakterstärke Mussolini selbst in seinen besten Jahren war.

*

*

*

Im Frühjahr 1913 bat mich Mussolini, ich sollte in einer Versammlung in seinem Heimatsort einen Vortrag über die Pariser Kommune halten. „Wir brauchen einen Bombenerfolg,“ schrie er in der üblichen Weise. Als ich nach Forlì kam, herrschte große Aufregung in der ganzen Bevölkerung. Die Republikaner hatten gedroht, unsere Versammlung zu sprengen, ernste Zusammenstöße und Blutvergießen wurden befürchtet. Der Belagerungszustand sollte

verhängt werden. Selten sah ich einen Menschen so besorgt und so erregt wie Mussolini bei dieser Gelegenheit. Jeden Augenblick zog er neue Erkundigungen ein, sandte er Vertrauensleute fort, erwog er, ob man die Versammlung nicht aufschieben solle. Er faßte keinen Entschluß, ohne wiederholt alle Anwesenden um Rat gefragt zu haben. Während meiner Rede kam es draußen wirklich zu Zusammenstößen zwischen Anhängern beider Parteien, zu Messerstechereien und ernstesten Verwundungen. Ich versuchte, in meiner Rede fortzufahren, um die Masse zusammenzuhalten und dadurch eine Verschärfung des Konfliktes zu verhindern. Mussolini schien völlig kopflos, und zwar nicht etwa, weil er zu stark die Verantwortlichkeit des Führers fühlte, sondern nur aus elementarer Angst um sein eigenes Leben, aus bloßem Selbsterhaltungstrieb. Von den Carabinieri eskortiert, begaben wir uns nach Schluß der Versammlung nach dem Bahnhof, wobei von Republikanern ein Attentat auf uns verübt wurde. Bei dieser Gelegenheit habe ich den „Mut“ Mussolinis in der nächsten Nähe betrachten können . . . Wie hat er sich nicht nur von den Carabinieri, sondern auch von mir schützen lassen!

Das Erbärmlichste kam noch krasser am Bahnhof zum Vorschein. Ich mußte mit dem ersten Zug abreisen, da ich am nächsten Tage zur Maifeier in verschiedenen Orten Festreden zu halten hatte. Der „unerschrockene“ Mussolini hörte nicht auf, auf mich einzureden, ich solle bleiben, ich solle abtelegraphieren, ihn in dieser gefährlichen Situation nicht allein lassen. Er ließ sich erst beruhigen, als ihm andere Gesinnungsgenossen versprochen, bei ihm zu bleiben. Ähnlich benahm sich Mussolini in allen ernsteren Situationen, bei jeder Demonstration und bei jedem Streik.

*

*

*

Wiederholt hatte mich Mussolini gebeten, auf ihn nachts bei dem Nachhausegehen zu warten; es handelte sich manchmal um einige Stunden, weil er, wie die meisten Redakteure, erst spät in die Redaktion kam und sie sehr spät verließ, während ich tagsüber auf der Redaktion war und viel früher nach Hause gehen konnte. „Wovor fürchtest du dich eigentlich?“ pflegte ich ihn halb ernst, halb scherzend zu fragen.

„Wovor? Vor mir selbst, vor meinem Schatten, vor einem Hunde, vor einem Baume,“ gab er mir achselzuckend zur Antwort. — — —

*

*

*

Eine kalte Winternacht in Mailand! Der dichte Nebel nimmt jeden Ausblick und raubt uns den Atem... Frohen Schrittes, nach vollendeter Arbeit — er hat vor dem Verlassen der Redaktion noch das erste Exemplar des „Avanti“ geprüft und bewundert —, geht Mussolini nach Hause. Ich begleite ihn, weil dies bereits zur Gepflogenheit geworden ist. Er friert, beinahe zittert er in seinem dürtigen Mantel, hält die Hände in den Taschen, bleibt oft stehen, um seinen Monolog mit einer besonders lebhaften Geste zu begleiten. Ich bin in Gedanken versunken und höre nur halb zu; denn ich weiß, wozu mir Mussolini eine ganz selbstverständliche oder mir bereits ganz bekannte Tatsache schildert. Er will durch einen scheinbar unerwarteten Schluß, durch ein Paradoxon verblüffen. Vor allem kommt es ihm darauf an, jemanden „baff“ zu machen. Er erzählt mir, wie er es anstellen wird. „Hast du den letzten Artikel von Valera gelesen?“ fragte er mich. Durch seine bohemienhafte, exotische Lebens- und Schreibweise hatte Valera, der Redakteur der „Folla“, einer sozialistisch angehauchten Pamphletzeitung, Mussolini eine zeitlang beeinflußt und angezogen. „Valera ist verrückt, ich bin's noch mehr, und morgen schreib' ich für die ‚Folla‘ einen Artikel, der seinen noch übertreffen wird,“ meint Mussolini, und sein ganzer Körper schüttelt sich vor Lachen...

Das ist der echte Mussolini, das ist stets sein Traum gewesen: wenn nicht durch Besseres, so doch dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, daß er das Absurde durch noch Absurderes übertrifft, um so den kleinbürgerlichen Philister stutzig zu machen.

*

*

*

Wiederum eine stockfinstere, unheimliche Nacht, beinahe stößt man sich an den Bäumen der Straße. Mussolini bleibt vor einem dieser Bäume stehen und sagt mit einer Selbstverliebtheit, die das Auftauchen eines genialen Gedankens hätte vermuten lassen können: „An einen dieser Bäume werden wir einmal Turati hängen lassen und andere Reformisten.“

„An welche Bäume wird uns die Arbeiterklasse hängen lassen,“ werfe ich ein, ohne stehenzubleiben, „wenn wir nicht mehr ihre Interessen vertreten, nicht mehr im Einvernehmen mit ihr handeln?“

*

*

*

Schon als wir zusammen am „Avanti“ arbeiteten, kannte ich Mussolinis Rachegefühl. Er hatte die Gepflogenheit, jede Schrift, jedes Dokument, das irgendwann einmal einem Feind von ihm, vor allem aber einem Gegner innerhalb der Arbeiterbewegung schaden könnte, sorgfältig zu sammeln.

„Wozu tust du das?“ pflegte ich ihn zu fragen.

„Wozu?“ lachte er mich mit seinen krankhaft schimmernden Augen an. „Ich lege mir ein Archiv an, einmal wird es mir schon von Nutzen sein.“

*

*

*

„Genossin,“ rief mir eine junge Angestellte des „Avanti“ eines Tages zu, als ich an ihrem Schalter vorbeiging, „ein Jugendgenosse schickt mir seine Mitgliedskarte aus der Provinz mit der Bitte, daß Sie und Mussolini sie unterschreiben.“

„Liebe Genossin, recht gerne möchte ich dem Jugendgenossen und Ihnen jede ernste Bitte erfüllen — aber nicht diese. Wodurch unterscheiden sich unsere Unterschriften von denen der Zehntausende Parteigenossen, die wir in Italien haben? Wozu diesen Personenkultus, wir geben dadurch nur ein schlechtes Beispiel.“

„Sie haben recht, aber ... Nach Ihrer Antwort traue ich mich kaum zum Genossen Mussolini mit derselben Bitte zu gehen...“

Als ich einige Minuten später den Redaktionsraum betrat, war Mussolini gerade dabei, demselben Mädchen die Mitgliedskarte, die er bereits unterschrieben hatte, einzuhändigen. Durch mein Erscheinen war er in Verlegenheit geraten.

„Steht das im Einklang mit dem, was wir stets gesagt, vor allem aber du?“

Ich erinnerte ihn an einen Satz, den er auf dem Kongreß von Ancona geprägt und durch den er stürmischen Erfolg geerntet hatte.

„Die Partei ist kein Schaufenster für berühmte Männer. Die Partei darf nicht zum Werkzeug der einzelnen Genossen werden, umgekehrt, jeder von uns soll von der Partei als Werkzeug im Dienste der Sache behandelt werden. Wer nicht mehr fähig ist, der Partei zu dienen, der gehe. Die Partei ist kein Schaufenster!“

*

*

*

Ganz Mailand steht auf dem Kopf! Protestversammlungen, Demonstrationzüge, Generalstreik! Ein Arbeitsloser wurde während einer Arbeitslosendemonstration im Gedränge, das durch die Polizei hervorgerufen, getötet . . . Es handelte sich, was die Tragik des Geschehens nur noch vergrößerte, um einen ganz rückständigen Maurer: bevor er sich zur Demonstration begab, hatte er dafür gesorgt, daß das Licht, das unter dem Heiligenbild brannte, nicht ausgehe, die letzten Groschen für Öl diesem Zweck zugewendet, obgleich er eine hungernde Familie hatte. Für die industriell fortgeschrittene Großstadt waren beide Vorgänge gleich aufsehererregend. Daß es gerade in Mailand so einen Arbeiter geben konnte, fiel uns ebenfalls nicht wenig auf. Mussolini ersuchte mich, einen Artikel über diesen Fall zu schreiben. Ich begab mich in die Wohnung der Witwe und konnte den ganzen tragischen Vorfall im „Avanti“ schildern. Als Antwort auf den Artikel, in dem sich das wahre Los des Proletariats widerspiegelte, bekamen wir viele Zuschriften und Geldspenden. Auch bürgerliche Zeitungen öffneten ihre Spalten zu Geldsammungen. Eine unendliche Trauer und Protestdemonstrationen begleiteten das unbewußte Opfer des Kapitalismus zu seiner letzten — und ersten Ruhestätte . . .

Der Generalstreik war ausgebrochen. Am nächsten Tag fand ein Massenmeeting in der Arbeiterkammer statt. Wir sprachen in einem offenen Riesensaal, dessen Fenster in Überfülle von Außenstehenden umstellt waren. Der Hof war vollgepfropft, die Straßen ebenfalls. Man schätzte die Zahl der Anwesenden etwa auf 40 000. Nach der Eröffnung des Meetings durch einen Gewerkschaftsführer kam Mussolini aufgeregt und leichenblaß auf mich zu. „Bitte, sprich du zuerst. Worüber wirst du sprechen?“

Mich berührte diese Frage, vor allem der Ton, in dem sie gestellt wurde, unangenehm. Zum erstenmal tauchte in mir der Gedanke auf, es könne sich um Eitelkeit oder Nebenbuhlerei handeln. Noch unangenehmer war ich davon berührt, daß Mussolini in einer solchen Massenversammlung, bei solcher Stimmung der Massen, Äußerungen wiederholte, die ihm großen Erfolg auf einem Parteitag, in einer Parteiversammlung verschafft hätten, die aber in diesem Milieu Phrasen, ja Demagogie waren. Gerade in dem Moment wurde es mir handgreiflich klar, wie leicht die Linie überschritten werden kann, die einen geschickten Volksredner von der Demagogie scheidet. Eben weil ich mir dieser ernstesten Gefahr bewußt war, hatte ich gerade bei dieser Gelegenheit die größten Anstrengungen gemacht, um

meine eigene Rede dem äußersten Ernste des Anlasses anzupassen. Ich wußte, was ein jedes Wort aus unserem Munde für die versammelten Arbeiter bedeutete.

Als sich die Riesenmenge zum Demonstrationszug aufstellte, war Mussolini zwar einige Minuten an der Spitze der Demonstranten marschiert, aber eben nur ein paar Minuten. Und als ich am Abend leicht verwundet von der Demonstration in den „Avanti“ kam — berittene Carabinieri waren auf die wehrlose Masse eingedrungen —, ließ sich Mussolini alle Einzelheiten von mir erzählen. Einer der Portiers des „Avanti“ fragte ganz naiv: „Wie kommt es, daß Mussolini schon längst in der Redaktion war?“ —

Einige Tage später sagte mir Mussolini in einem Ton, den ich früher nicht bei ihm bemerkt hatte und der mir seine verletzte Eitelkeit verriet: „Hast du gelesen, wie die Zeitungen deine Reden loben? Die Reden am Friedhof und in der Arbeiterkammer? Es ist immer ein gefährliches Zeichen, wenn die Bürgerlichen uns loben!“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte ich ihm halb scherzend, „ich wünsche dir von ganzem Herzen, die bürgerlichen Zeitungen möchten dich nie mehr und für nichts anderes loben als mich.“ — — —

*

*

*

„Es wäre doch was Schönes,“ meinte Mussolini eines Abends mit Selbstironie, „ein großes, neutrales Blatt zu redigieren mit einem Millionenfonds, weißt du, ein echtes, großes Informationsblatt.“

„Was,“ lachte ich ihm entgegen, „ein parteiloses, neutrales Blatt,“ und sprach nicht weiter, denn das laute Auflachen Mussolinis ließ mich vermuten, daß es sich um einen seiner obligaten Bluffs handelte. Erst nachträglich leuchtete mir ein, daß es sich nicht nur darum, sondern um einen Versuch handelte, das auszusprechen, was in ihm bereits wirkte; irgendeinen Vorschlag muß er schon zu jener Zeit von ententejournalistischer Seite direkt oder indirekt bekommen haben. Vielleicht war die obige Äußerung ein Versuch, ein Geständnis abzulegen, und aus dem Widerstand, den er bei mir hervorgerufen hätte, Kraft für den Willen zu schöpfen, sich selbst zu helfen, die Gefahr zu überwinden... Aber er war auch dafür zu schwach und freute sich wahrscheinlich mehr, daß ich die Sache humoristisch aufgefaßt hatte. Wir und ein neutrales Blatt! Wurde nicht der „Avanti“, der von uns leidenschaftlich geliebte, peinlichst

gepflegte „Avanti“ sorgfältigst geprüft, bis in die Annoncen hinein, damit ja nichts hineingeriete, was eines im Sinne des unversöhnten Klassenkampfes redigierten sozialistischen Arbeiterblattes unwürdig wäre? Wurde nicht alles zurückgewiesen, was nur im entferntesten als Neutralität, als nicht genügend schroffe revolutionäre Äußerung gedeutet werden konnte? — — —

Die oben erwähnte Episode mit der Lehrerin, in der Mussolinis Schwäche und Egoismus so kraß zum Vorschein gekommen waren, veranlaßte mich, aus der Redaktion des „Avanti“ auszutreten. Das war das erste und einzige Mal, daß ich ein mir von meinen italienischen Parteigenossen anvertrautes Amt niedergelegt habe. Wie erwähnt, war ich auf Mussolinis persönliche Bitte hin in die Redaktion eingetreten und hatte meine Tätigkeit zum großen Teil als Solidaritätspflicht ihm gegenüber empfunden und ausgeübt. Seine Feigheit den Starken und seine Rücksichtslosigkeit einer Schwachen gegenüber, wie die von der Gemeinde gemäßregelte Lehrerin es gewesen, hatten mir die Gewißheit gegeben, nicht mehr die Solidarität aufbringen zu können, die für eine echte Mitarbeit, wie es die unsrige gewesen war, notwendig ist. Wenn ich jetzt nach allem, was seit jener Zeit vorgefallen ist, an die Sitzung zurückdenke, an der sämtliche Mitglieder des Parteivorstandes — besonders leidenschaftlich die älteren von ihnen, Bacci und Lazzari — mich baten, meinen Entschluß zu widerrufen, will es mir fast scheinen, als ob Mißtrauen Mussolini gegenüber sie schon damals beseelte, ohne daß sie sich davon Rechenschaft abgegeben hätten . . . Übrigens bat mich Mussolini auch noch schriftlich, in die Redaktion zurückzukehren. Ich setzte ihm wiederum schriftlich auseinander, warum ich bei meinem Entschluß beharren müßte.

Diesen Entschluß habe ich mir später manchmal vorgeworfen, gerade weil ich weiß, wie die äußeren Umstände auf schwache Menschen wirken, und wie der Zufall das eine auslöst, das andere verhindert, das dritte im Keime erstickt. Gerade weil ich nachträglich immer mehr festgestellt habe, wie sehr Mussolini sich selbst vor seiner Schwäche fürchtete, und wie er mir, ohne daß wir je ein Wort darüber gewechselt hätten, gewissermaßen die Kontrolle, die Verantwortung über sich selbst übertrug, glaube ich, daß vielleicht so manches nicht geschehen wäre, wenn ich den Überredungen der Genossen aus dem Parteivorstand nachgegeben hätte und im „Avanti“ geblieben wäre. Ebenso wie im persönlichen Leben, sieht man auch im politischen die Menschen sich in eine Situation ver-

wickeln, in die sie durch Schwäche geraten sind, und in der eine Schwäche die andere nach sich zieht, und das um so mehr, sofern sich jemand findet, der, um die Schwäche des Schwachen auszunutzen, ihm einredet, er sei stark. Solange ich im „Avanti“ war, war Mussolini nie allein, weder im äußerlichen Sinne, weil wir im gleichen Zimmer arbeiteten, und er erst nach meiner Demission die anderen Arbeitstische aus dem Redaktionszimmer entfernen ließ, noch innerlich, weil er mich auch in sein persönliches, geistiges Leben einweihte und mir von so manchem offen sprach, was er den anderen aus Mangel an Spontaneität, aus Mißtrauen, Verachtung oder Eitelkeit nie erwähnt hätte. Um so weniger hätte er sich von anderen beeinflussen lassen oder sie um Rat gefragt. — — —

Der psychologische Entwicklungsgang des Verrats, den Mussolini an der Partei und an sich selbst verübt hat, war folgender:

Felsenfest beharrte die italienische Partei im Weltkriege auf ihrem international-proletarischen Standpunkte, den die einflußreichsten Sozialisten anderer Länder bereits verlassen hatten. Vergebens waren die Versuche, die Partei zu beeinflussen und einzuschüchtern, vergebens die Lügen- und Verleumdungskampagne der Weltpresse. Da lenkte man das Augenmerk auf den, dessen Schwächen und vor allem dessen Ehrgeiz auffielen. Das bekannte, zum Überdruß bekannte System wurde nochmals und nicht erfolglos angewandt. Dem zu „Überzeugenden“ wurde eingeredet, er sei eigentlich der einzige Mann in der Partei, die anderen, die „Neutralisten“, seien nur eine Herde. Schade um das Genie, das sich in diese Schafherde verirrt habe! Wie würde es in einem anderen Milieu zur Geltung kommen, und wie wäre es möglich, daß es in einer solchen Gesellschaft verbleiben konnte! Italien, ja die Menschheit brauche einen Übermenschen!

Diesen verführerischen Schmeicheleien hat der Ehrgeizige nicht widerstehen können. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn ihm in jener Zeit jemand zur Seite gestanden wäre, von dem er sich beobachtet und durchschaut wußte, und dessen Ironie und Verachtung er fürchtete. Ich glaube, daß Mussolini in seinem Inneren, in seinem Unterbewußtsein doch froh war, daß ich auf meinem Entschluß, die Redaktion zu verlassen, beharrt hatte. Im Unterbewußtsein, sage ich, denn noch war er zu schwach und unsicher, um einen Entschluß zu fassen, noch war sein Verrat äußerlich nicht vollzogen; aber er fand sich damals in der Inkubationsperiode und war von seinem Ehrgeiz vollkommen beherrscht. Unversöhnlichster

unter den unversöhnlichen Gegnern des Krieges, hat Mussolini die heftigsten Artikel gegen die Kriegsanhänger geschrieben, die heftigsten Proteste gegen den Krieg redigiert und ein Plebiszit gegen ihn im ganzen Lande veranstaltet. Nicht nur alle Kräfte der ganzen Partei, sondern die des ganzen Landes sollten aufgeboten werden, um den Krieg zu verhindern.

Zur gleichen Stunde aber behauptete eine großagrarisches Zeitung, die Opposition der sozialistischen Partei sei nicht besonders ernst zu nehmen. Ein „sehr einflußreicher sozialistischer Führer“ habe einem „Freunde“ geschrieben, die sozialistische Partei „würde eine ganz andere Stellung einnehmen, wenn es sich um einen Krieg zugunsten der Entenmächte gegen die Zentralmächte handeln würde“.

Der Artikel stammte von dem ehemaligen Anarchisten *Libero Tancredi*, der später Mussolinis Vertrauensmann und von diesem zu einem hohen Amt in der politischen Polizei erhoben, aber kürzlich aus der fascistischen Partei für seinen „Oppositionsgeist“ ausgeschlossen wurde. Nach allem, was sich vor und nach der Veröffentlichung des erwähnten Artikels zugetragen, glaube ich, daß es sich dazumal nicht um eine „Indiskretion“ eines Freundes gehandelt hat, sondern um eine abgemachte Sache. Mussolini war zu schwach, um den Verrat, den er bereits im Innern begangen hatte, zu bekennen. Darum hatte er sich und die anderen vor ein *fait accompli* stellen lassen. Aus einer bürgerlichen Zeitung sollten wir erfahren, daß derjenige, der den vertrauens- und verantwortungsvollsten Posten im Moment der größten und gefährlichsten Spannung bekleidete, das Proletariat, die Partei schmähschlich verraten hatte. —

Sofort wurde eine außerordentliche Sitzung des Parteivorstandes einberufen, um Mussolini zur Rede zu stellen, die Wahrheit über den Brief an den „Freund“ kennenzulernen und zur unduldbaren Situation entsprechend Stellung zu nehmen. Wieder einmal kam die Schwäche, ja die Feigheit Mussolinis zum Vorschein. Ohne jemandem von uns ein Wort zu sagen, ließ er gerade in der Nacht vor der Beratung des Parteivorstandes in unserem Zentralorgan einen Artikel — „Die bewaffnete Neutralität“ hatte er ihn genannt — erscheinen, in dem er seinem schändlichen persönlichen Verrat eine objektive historische Berechtigung verleihen wollte, und zwar, bevor er sich vor dem Parteivorstand gerechtfertigt hatte. Es fehlte ihm an Mut, sich dem verführerischen Einfluß der Kreise, zu deren Gunsten er den Verrat verübte, zu entziehen, ebenso wie es ihm

an Mut fehlte, uns gegenüber seine Stellung zu verteidigen, unseren Einwänden zu widerstehen. Darum griff er nochmals zu dem gleichen äußeren, unwiderruflichen Mittel, nämlich zur Veröffentlichung eines Artikels, der uns, die Partei und die gesamte Öffentlichkeit vor eine vollzogene Tatsache stellte. — — —

Als wir an einem grauen Oktobersonntag am frühen Morgen den Zug nach Bologna, wo die außerordentliche Sitzung des Parteivorstandes stattfinden sollte, bestiegen, bemühte er sich, von allerlei nebensächlichen persönlichen Angelegenheiten zu sprechen, und von dem Hauptgegenstand die Aufmerksamkeit oder wenigsten das Gespräch abzulenken. Inzwischen hatte ich auf einer Station den „Avanti“ gekauft und den Artikel „Die bewaffnete Neutralität“ gelesen. „Wenn man so etwas schreibt,“ sagte ich zu Mussolini, der noch immer am Fenster stand, vor dem wir noch vor einigen Minuten als Genossen gesprochen hatten, „geht man entweder ins Irrenhaus, oder aber man zieht die Konsequenzen und geht an die Front; in der Partei hat solches Zeug keinen Platz.“

„Der ganze Parteivorstand wird sich mit mir solidarisch erklären“, erwiderte er in einem Ton, in dem ebensoviel Größenwahn wie Wahnsinn war.

Düster und unheimlich mutete das Lokal in Bologna an, in dem der Vorstand diesmal zusammenkam. Gewöhnlich stritten die Parteiorganisationen um die Ehre, die Parteivorstandssitzungen in ihrer Ortschaft abhalten zu lassen. Große Meetings wurden bei solcher Gelegenheit veranstaltet. Diesmal wurde alles Äußerliche aus selbstverständlichen Gründen vermieden. Der Krieg, das Hinmetzeln des Proletariats der anderen Länder, das Versagen der Internationale, die Unbestimmtheit der Lage in Italien selbst, ja der Anlaß unserer Zusammenkunft, alles das verlieh der ganzen Atmosphäre ein tragisches Gepräge. Dazu kam, daß in einer von Bologna nicht weit entfernten Ortschaft, in Molinella, das durch den heldenhaften Widerstand, den seine proletarische Bevölkerung dem Faschismus geleistet, in der ganzen Welt bekannt wurde, ein Zusammenstoß zwischen Carabinieri und Proletariern stattgefunden hatte. Die gewerkschaftlichen Organisationen hatten den Parteivorstand aufgefordert, sich an den Ort der Vorgänge zu begeben, um eine Protestversammlung abzuhalten, die Proletarier zu ermutigen und durch persönliche Einsichtnahme in alle Einzelheiten den Kampf in ganz Italien weiterzuführen. So grau und in sich geschlossen, so dem Blicke eines jeden von uns ausweichend wie in dieser Sitzung

Mussolini, habe ich nie einen Menschen wiedergesehen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Versuch, seine Stellungnahme zu verteidigen, ohne irgendeinen Entschluß zu verraten, ohne irgendeine Geste, mit tiefgesenkten Augen saß er vor uns. Jedes Mitglied des Parteivorstandes ergriff das Wort, um die Unhaltbarkeit der Situation, die der Angeklagte der Partei, dem ihm anvertrauten Organ, sich selbst geschaffen hatte, von einem neuen Gesichtspunkte zu beleuchten. Gegen den Artikel anzukämpfen, der die Argumente wiederholte, die gerade die von Mussolini als Verräter der Arbeiterklasse gebrandmarkten kriegsfreundlichen Elemente stets gegen unseren revolutionär-proletarischen Standpunkt erhoben hatten, fiel keinem von uns ein. Wem gegenüber sollten auch die kleinbürgerlichen, imperialistischen, chauvinistischen Betrachtungen bekämpft werden? Demjenigen gegenüber, der sie am eifrigsten, am leidenschaftlichsten selbst bekämpft hatte, dem gegenüber, der keine Silbe von dem glaubte, was er jetzt zugunsten des Krieges geschrieben hatte, demjenigen gegenüber, der kein Wort gefunden hatte, um überhaupt seinen Umfall, wenn nicht zu rechtfertigen, so doch wenigstens zu verantworten?

Wie schon oft in ähnlichen Fällen erwies sich Serrati als der energischste und rücksichtsloseste.

„Nach dem, was wir heute im ‚Avanti‘ gelesen haben,“ meinte er in seinem üblichen aufrichtigen und schroffen Ton, „brauchen wir wohl keine Zeit mehr zu verlieren. Handeln müssen wir. Mussolini kann keinen Augenblick mehr Chefredakteur unseres Zentralorganes sein!“

Die Lage, in die Mussolini die Partei durch die Veröffentlichung seines unverantwortlichen Artikels gebracht hatte, war so, daß sie das sofortige radikale Einschreiten des Parteivorstandes erheischte. Wäre es nicht erfolgt, so hätten die Parteimitglieder oder die öffentliche Meinung überhaupt vermuten oder behaupten können, daß die Stellungnahme Mussolinis, die im Widerspruch zu den Grundprinzipien des proletarischen Internationalismus stand, Zustimmung oder Toleranz bei jemandem von uns gefunden hätte. Davon konnte selbstverständlich keine Rede sein; darüber sollte auch kein Zweifel auftauchen. Dieses Bewußtsein beseelte alle, und alle stimmten Serrati bei. Mussolini durfte keine Silbe mehr in unserem Namen, im Namen der Partei des „Avanti“, schreiben.

Als dann auf seine Lage die Rede kam, erhob Mussolini zum erstenmal die Augen, um sie sofort wieder niederzuschlagen, und sagte

in einem kalten, trockenen, schroffen Ton, wobei er ein jedes Wort betonte: „Ihr braucht euch nicht um mich zu kümmern. Nie werde ich mehr die Feder ergreifen. Nie werde ich eine Silbe gegen den Sozialismus, gegen die Partei schreiben. Als Maurer werde ich mir fünf Lire zu meinem Unterhalt verdienen.“

Ich stellte trotz Mussolinis Erklärung den Antrag, man solle ihn finanziell für einige Zeit sicherstellen, den auch die anderen Mitglieder des Parteivorstandes ohne weiteres annahmen. Er erhob seine Augen nicht mehr. Aber den kalten, tierischen, rachsüchtigen Blick, den er auf uns geworfen hatte, hatte ich vorher nie bei ihm gesehen.

„Nicht um den ‚Avanti‘ handelt es sich,“ sagte ich, als die Reihe an mich kam, zu ihm, „für dich wird ein Ersatz gefunden werden. In unserer Partei gibt es keine Unersetzlichen, und die Zeitung wie das Proletariat werden über dich zur Tagesordnung übergehen. Nicht der Sozialismus verliert bei deinem Rücktritt, sondern du. Bedenke nur, was du tust! Denke an deine Vergangenheit zurück, an den Hunger und an den Groll, den du als Opfer des Kapitalismus empfunden hast. Bedenke, was dir die Arbeiterklasse gegeben, was du dem Sozialismus verdankst! Bedenke den unwiderruflichen Schritt, den du zu tun im Begriffe bist. Er stößt dich direkt in die Arme der Todfeinde deiner Klasse, der Bourgeoisie!“

Das waren die letzten Worte, glaube ich, die ich an Mussolini gerichtet habe. Er beantwortete sie nicht mehr. Als wir in der Mittagspause in das Restaurant hinuntergingen, setzte sich Mussolini nicht mehr an den gemeinsamen Tisch, auch als wir uns nach Molinella begaben, schloß er sich bezeichnenderweise den Mitgliedern des Parteivorstandes nicht mehr an, sondern blieb abseits von uns neben einigen bürgerlichen Journalisten stehen.

*

*

*

Zwei Tage nach der Entlassung veröffentlichte der italienische Parteivorstand eine Erklärung, in der es u. a. hieß:

„Mit berechtigtem Stolz, der von dem Bewußtsein der erfüllten und zu erfüllenden Pflicht getragen ist, mit unerschütterlichem Glauben an den Sozialismus, mit der Ruhe und dem Ernst, die nur ein ruhiges Gewissen verleihen, vom hohen Gefühl der Disziplin beseelt, hat der Parteivorstand die Leitung des ‚Avanti‘ von heute an übernommen! Die Fahne des Sozialismus ist von unserem

Kampforgan, dem ‚Avanti‘ stets hochgehalten worden. Weit davon entfernt, sie sinken zu lassen, möchten wir sie jetzt womöglich noch mehr in die Höhe heben. Der Beschluß selbst, den der Parteivorstand in Bologna gefaßt hat, demzufolge kein Name an der Spitze des Zentralorgans der Partei stehen soll, hat deutlich bewiesen, daß der ‚Avanti‘ nicht der Gefahr ausgesetzt werden soll, ein Werkzeug von persönlichen Ansichten, Direktiven und Vorsätzen zu sein, sondern immer das zuverlässige und treue Sprachrohr der Grundsätze und Beschlüsse der Partei bleiben soll. Wir übernehmen die Leitung des ‚Avanti‘ in einem äußerst schweren Augenblick. Die Schwierigkeit kommt nicht etwa von der jüngst überwundenen Krisis innerhalb der Partei, die nur eine persönliche Episode ist und keinerlei Widerhall in der Partei selbst haben kann, sondern diese Schwierigkeit entsteht aus der Stellung der sozialistischen Parteien Europas im furchtbaren Weltkriege. Wir sind der Überzeugung, daß, je mehr die Internationale getroffen ist, je mehr sie von den bürgerlichen Parteien angegriffen wird — die trotz allem, was sie scheiden mag, im Haß gegen die sozialistische Partei einig sind —, je mehr die Internationale deprimiert und zersprengt ist, unser Kampfesruf, unser Glaubensbekenntnis um so lauter erschallen muß: Es lebe die sozialistische Internationale!“

Für dieses sofortige, radikale Eingreifen, durch welches sich der Parteivorstand um die italienische Partei und um die ganze Internationale unermessliche Verdienste erworben hatte, hat der Faschismus vom ersten Augenblick an der ganzen Partei infame Rache genommen. Die reaktionäre Welle, die, wie in anderen Ländern, nach dem Kriege und nach dem Abflauen der revolutionären Bewegung auch Italien überschwemmte, hätte nie solche Formen annehmen, ihre Urheber hätten nie in solchem sadistischen Zerstörungswahn gegen alles Proletarische, gegen alles, was einen sozialistischen Keim in sich trug, wüten können, wenn an ihrer Spitze sich nicht ein Individuum befunden hätte, dessen unruhiges Gewissen und verletzte Eitelkeit es zu Racheakten veranlaßte, deren nur eine pathologische Natur fähig ist.

Mussolini hat sich an diejenigen rächen wollen, die die Partei und die Idee gegen seinen Verrat geschützt haben. Die Partei und die Idee, der er selbst die reinsten und tiefsten Stunden seines Lebens verdankt! Gar oft hat der zum Diktator gewordene Mussolini durch den Lärm der Geschütze, durch das Komödiantentum seines faschistischen Zeremoniells, durch das Prasseln der auf seinen Befehl

verbrannten, von ihm oft selbst eingeweihten Arbeiterhäuser, durch den Fluch, der sich von unzähligen proletarischen Lippen erhob, die Anklagen seines eigenen Gewissens übertönen lassen . . .

Größere Opfer als das italienische Proletariat hat wohl nur noch das russische für die proletarische Internationale gebracht, als es jahrelang hungernd und kriegführend dem Siege der proletarischen Internationale mit eigenen Leiden und eigenen Leichen den Weg ebnete . . .

In der Woche nach seiner Abberufung aus der „Avanti“-Redaktion wurde Mussolini aus der Partei ausgeschlossen. Die Mailänder Organisation, der er angehörte, die ganze Partei, die ihn bis vor wenigen Tagen mit großer Sympathie und selbstverständlich großem Vertrauen umgeben hatte, war über ihn und seinen unbeschreiblich ruchlosen Verrat zur Tagesordnung übergegangen. Bewies schon dieser Umstand, wie gesund und selbständig die Bewegung Italiens war — es handelte sich keineswegs nur um vom Parteivorstand veranlaßte Resolutionen, sondern um eine spontane Stellungnahme sämtlicher Parteisektionen und Genossen —, so bewies die Weiterentwicklung des aus der Partei Ausgeschlossenen, wie sehr der Parteivorstand und die Partei selbst recht gehabt, welchen Dienst sie dem internationalen Sozialismus überhaupt, nicht nur dem italienischen, erwiesen hatten, indem sie sofort alle Beziehungen zu der elenden Kreatur abbrachen, die vom Bürgertum als ein gefügiges Werkzeug seiner ruchlosen Rachewut gegen das Proletariat gekauft wurde.

Internationale sozialistische Frauenkonferenz.

Zu den durch den Zusammenbruch der deutschen Partei am meisten Betroffenen gehörte Clara Zetkin, deren leidenschaftliches Temperament sie zu besonders heftigen Gefühls- und Gemütsäußerungen veranlaßte. Das ganze Leben im Dienste einer Bewegung, einer Partei stehen, sein Bestes, sein Ganzes in den Dienst dieser Partei stellen, sich mit ihr ganz und gar identifizieren, und eine solche Enttäuschung erleben zu müssen! Es hat der unglaublichen Widerstandskraft Clara Zetkins bedurft, damit sie sich zu neuer Tätigkeit aufraffen konnte. Das tat sie, indem sie den für den damaligen Zeitpunkt sehr kühnen Gedanken faßte, einen außerordentlichen Kongreß der sozialistischen Frauen für März 1915 nach Bern einzuberufen. Dieser Beschluß war insofern kühn, als Clara Zetkin Sekretärin aller sozialistischen Frauen ohne Unterschied der Richtungen und Mitglied der damals geeinten Deutschen Sozialdemokratischen Partei war. Indem sie einen Protest gegen den Krieg, eine Klassenaktion gegen ihn organisierte, durchbrach sie die Disziplin und rief eine Spaltung in Kriegsanhänger und Kriegsgegner hervor. Auch mißbilligte die deutsche Partei die Konferenz, erließ Zirkulare gegen sie, gewährte keine Mittel zu ihrer Beschickung und verhinderte dadurch die Teilnahme der deutschen Frauen. Diese Konferenz war die erste größere Spaltung auf dem Gebiete des organisierten Sozialismus, sie war auch der erste wirklich internationale Protest gegen den Krieg; denn in Lugano waren, wie erwähnt, nur zwei Parteien neutral gebliebener Länder vertreten.

Gegen das grausame Blutbad erhob sich in Bern ein Protest, der von Klassenerwägungen getragen war, auf eine konkrete, politische Tat abzielte und sich nur an eine Klasse, das Proletariat, wandte. Diese Konferenz der sozialistischen Frauen verstärkte die Abgrenzungslinie zwischen revolutionärem Sozialismus und Opportu-

nismus, die in Lugano gezogen wurde, und verlängerte sie zu einer Grenzlinie zwischen sozialistischem Kampf für den Frieden und sterilen Kundgebungen des bürgerlichen Pazifismus. Sie schuf einen Abgrund zwischen Feminismus und Sozialismus.

Das Manifest und die Erklärungen, die von der Konferenz der sozialistischen Frauen ausgingen, hatten eine schwere, vielseitige Aufgabe. Sie mußten jede Proletarierin, die bisher dem Kampfe fern geblieben war, die schaffende Frau, die Arbeiter- und die Soldatenfrau und die Bedrohteste unter den Bedrohten, die Geschlagenste unter den Geschlagenen, die proletarische Mutter, zur politischen Aktion anregen. Das Manifest mußte zum Verstand wie zum Herzen sprechen, damit das Mutterherz begreifen möge, was es sonst nicht zu verstehen und nicht zu verzeihen vermag. Und es mußte vor allem und über alles schlicht sein, die deutschen Mütter, die ihrer heiligsten Güter, ihrer Söhne beraubt waren, verstehen lassen, daß die ruchlose Waffe, die sie des Sohnes beraubte, nicht vom französischen Proletarier, dem Sohn einer ebenso trauernden Mutter, geführt war und umgekehrt, sondern vom internationalen Imperialismus. Das mußte in schlichten Worten gesagt werden, ohne irgendeine rednerische oder stilistische Unechtheit. Die kompliziertesten Begriffe in die einfachste Sprache kleiden, damit jedes Wort, jede Behauptung eine Offenbarung scheine. Sich mit zarter Hand den blutenden Wunden nähern!

Nicht Rache, Völkerhaß, sondern tatkräftige Solidarität war der Schwur, der in Bern erscholl. Nicht zu verzweifeln, rachelustigen Fäusten sollten sich hier die Frauenhände zusammenballen, nicht zu demütigem Gebet sollten sie sich falten, zur Tat, zur selbst- und klassenbewußten Tat sollten sie den Schwestern in den anderen Ländern entgegengestreckt werden, über die Leichen der vergötterten Söhne hinweg, trotz dieser Leichen, gerade i h r e t w e g e n . Der Blick, stets auf die harte Fronarbeit gesenkt, der Blick, der in Verzweiflung zum Himmel gerichtet, der Blick, der von Mutter- und Witwentränen getrübt war, sollte trotz der Tränen und gerade ihretwegen erhoben werden zur Sonne der Volksbefreiung, zum Sozialismus. Daß ein solcher Schwur geleistet werden konnte, gab ein so machtvolles Zeugnis für die Unüberwindbarkeit des Sozialismus, der proletarischen Solidarität, daß vor ihm die demagogische Völkerhetze nicht standhalten konnte . . .

*

*

*

Wie gewöhnlich wurde eine vielgliederige Kommission gewählt, die schließlich zu einer zweigliederigen Subkommission — die aus Genossin Dunker und mir bestand — zusammenschrumpfte. Ich fühlte mich meiner Aufgabe absolut nicht gewachsen, der Stoff war vorhanden, den beherrschten wir, aber wie die entsprechende Form finden? Von der Form zum Inhalt, vom einzelnen, Persönlichen ausgehend, mußte der Weg zum Allgemeinen, Theoretischen führen, von den Erlebnissen der einzelnen Proletarierin zur Klassenlage, von Schmerz und Entbehrung der einzelnen zu ihren allgemeinen Ursachen und zum Mittel ihrer Bekämpfung und Überwindung.

Mehr als einmal habe ich gerade während des Krieges an Resolutionen und Manifestentwürfen mitarbeiten müssen — wieviel Mühe kosteten nicht gerade diejenigen von ihnen, die für die einfachsten galten! Diesmal aber handelte es sich um ganz besondere Schwierigkeiten. In welchen Verhältnissen, in welcher Geistesverfassung befanden sich die proletarischen Frauen am Tage nach dem Ausbruch des Krieges, nach dem Zusammenbruch der Sozialdemokratie? Wieviel Mißtrauen hatten wir zu überwinden, welchen Ton anklingen zu lassen, um diejenigen für den Klassenkampf, für den Sozialismus zu erobern, die schon in normalen Zeiten der Propaganda so zähen, geistigen Widerstand geleistet hatten? Dabei mußten komplizierte, für jene Zeit sehr kühne, allgemein bestrittene Ideengänge über die Ursachen des Krieges in eine allen verständliche Form gekleidet werden.

Zimmerwald und seine Grundgedanken, die Clara Zetkin in der Konferenz dargelegt hatte, sollten in dem „Frauenmanifest“ wiedergegeben werden, etwa fünf Monate, bevor die erste Zimmerwalder Zusammenkunft überhaupt stattgefunden. Wo Worte finden, um alles auszudrücken, ohne die Heiligkeit des mütterlichen Schmerzes zu verletzen?

Und doch fand der Sozialismus diese Worte, und diese fanden ihrerseits — wie wir es später erfuhren — den Weg zu Millionen menschlicher Herzen und Köpfe. Nie vielleicht mußte die Wahrheit einen so tragischen, so blutigen Weg gehen wie diesmal.

Ich erinnere mich nicht mehr an den Text des Aufrufs, ich weiß nur, daß er mit einer Frage begann: „Proletarierin, wo ist dein Sohn, wo ist dein Mann?“ Im Laufe der Zeit erfuhren wir, daß es keine Proletarierin gab, die unsere Frage nicht verstanden, der Antwort und dem Kommentar, die wir folgen ließen, nicht zuge-

stimmt hätte! Wir erfuhren, daß viele Arbeiterinnen dem von uns gewiesenen Weg folgten und viele, viele Hunderte anderer Proletarierinnen zum Kampf aufforderten, ohne sich durch Verfolgungen und durch die Strenge des Belagerungszustandes abschrecken zu lassen. In Fabriken und Häusern, in Stadt und Land, in Deutschland wie in Frankreich, in Rußland wie in Italien, in Österreich wie in England, in Serbien wie in Bulgarien wurde der Aufruf verbreitet.

Außer dem Agitations- und Propagandamanifest erließ der außerordentliche Frauenkongreß eine politische Kundgebung, die die Hauptgedanken der marxistischen Einstellung zum Krieg enthielt. „Krieg dem Kriege!“ war das Leitmotiv dieser Kundgebung, an die sich eine politische Richtschnur des Kampfes knüpfte, und die Aufforderung, die Proletarierinnen möchten ihrer Friedenssehnsucht einen feierlichen Massenausdruck verleihen im Klassenkampf gegen die Regierungen, gegen die Kriegsnutznießer aller Länder! In diesem schweren Kampfe sollten die Frauen, da die Männer gewaltsam dem Klassenkampf entrissen waren, eine Avantgarde, die glorreiche Avantgarde bilden; die Stuttgarter Resolution, die die Sozialisten verpflichtete, die ökonomische und politische Krisis des Krieges „zur Beschleunigung der sozialen Umgestaltung auszunutzen“, wurde ins Gedächtnis gerufen.

Diese Konferenz, wie so manche, die ihr in jener trüben Zeit gefolgt, hatte eine doppelte Bedeutung und eine doppelte Tragweite. Durch das Zustandekommen einer internationalen Zusammenkunft (auf ihr waren Delegierte aus Deutschland, England, Rußland, Polen, Frankreich, Schweiz und Holland erschienen, während Italien und sogar Belgien schriftlich ihren Anschluß erklärten) war der ganzen Welt bewiesen, daß der Krieg nicht imstande sei, trotz aller Mittel, deren er sich an der Front und im Hinterland bediente, das sozialistische Bewußtsein der Arbeitermassen zu trüben, die Bande der Solidarität der Ausgebeuteten aller Länder zu lockern. Die herrschenden Klassen mochten sich gesagt sein lassen, daß der künstlich entfesselte Chauvinismus die Massen nicht hindern konnte, den Imperialismus als die Ursache der Menschenschlächtereie zu erkennen und überzeugt zu sein, daß die blutigen Schleier, die der Krieg über alle Gemüter gezogen hatte, nur der Sozialismus heben konnte. Das Bureau der Internationale aber und die Mehrheitsparteien sollten sich gesagt sein lassen, daß die Preisgabe der sozialistischen Grundsätze von uns, trotz aller Disziplin,

nicht geduldet werden konnte. Wenn es nicht möglich war, mit ihnen, den offiziellen Instanzen, sozialistische Politik zu treiben, so mußten wir es ohne und gegen sie tun. Schmerzhafte und beschämend genug, daß es eine solche Alternative überhaupt gab. Der Einigkeit der Bewegung treu bleiben bis zum letzten Atemzuge; aber nicht dann, wenn es sich lediglich um formelle Einigkeit handelt, hinter der sich Unversöhnliches verbirgt: Verschärfung des Klassenkampfes einerseits — Burgfrieden andererseits.

Die Konferenz selbst war eine der ergreifendsten, die ich je erlebt habe. Noch hatte man sich dem Krieg nicht angepaßt, noch fand man leidenschaftliche Worte, um seine Greuel anzuklagen und seine Auswirkungen zu brandmarken.

Die „Berichte aus den Ländern“ gestalteten sich zu einem Bilde der Verzweiflung. Verzweiflung bei der Verkündung des Kriegsausbruches, Verzweiflung bei dem Abrücken der Männer, bei dem Überhandnehmen der Roheit, des Chauvinismus. Ich erinnere mich, mit welcher Entrüstung eine englische Delegierte ein Lied wiedergab, das man in den Schulen den Kindern beibrachte — es besang das durch den Krieg vergrößerte England. Das Gegenstück dazu lieferte eine deutsche Genossin, indem sie unter allgemeiner Entrüstung Lissauers „Gott strafe England“ vorbrachte. Frau Maria Philips, die mit Margret Bondfield, Frau Salter und Miß Longman England vertrat und selbst australischer Herkunft war, erzählte in knappen, nüchternen Worten, wie ermutigt die proletarischen Frauen wurden, als sie erfuhren, daß die Fraueninternationale Internationale geblieben, und daß Clara Zetkin gegen den Krieg und für die Solidarität sei . . . Diskussion gab es keine, konnte es keine geben, alles Nebensächliche, das die Delegierten der vertretenen Länder ehemals trennte — u. a. die Stellung zur bürgerlichen Frauenrechtleri —, trat in den Hintergrund vor der internationalen Gesinnungs- und Kampfesgemeinschaft, deren Betonung eine Selbsterhaltungs- und Ehrenfrage für den Sozialismus war.

Da erhoben sich die Vertreterinnen der bolschewistischen Fraktion der russischen Sozialdemokratie und die polnischen Delegierten, um eine Resolution zur Annahme zu bringen. Diese Resolution wurde von den bolschewistischen Genossen allen internationalen Zusammenkünften unterbreitet und diente als Grundlage der Zimmerwalder Linken, die in Kiental offiziell gegründet wurde. Der Antrag versetzte die Konferenz in eine der dramatischsten Lagen, die man sich denken kann, obwohl er sich grundsätzlich nicht von

dem Resolutionsentwurfe Clara Zetkins unterschied. Der Wortlaut der von den bolschewistischen Delegierten vorgelegten Resolution war der Mehrheit der Anwesenden unannehmbar, vor allem den Engländerinnen wie auch den Sozialistinnen neutraler Länder, die im Namen der respektiven offiziellen Parteien an der Konferenz teilnahmen. Das höchst Dramatische der Situation bestand nun darin, daß eine historische Tat — die eine öffentliche, internationale Kundgebung während eines Weltkrieges zweifellos war — zu scheitern drohte, nicht an den tausend äußeren Hindernissen, die der Krieg uns in den Weg legte, sondern aus Gründen innerpolitischer Charakters! Die Gefahr lag darin, daß die Antragstellerinnen gegen die Resolution Clara Zetkins stimmen wollten, dadurch wäre den Gegnern die Gelegenheit gegeben worden, zu behaupten, Einstimmigkeit sei unmöglich zwischen Vertretern kriegführender Nationen, sie möchten noch so sozialistisch sein. Dadurch wäre der Wert der ganzen Konferenz zunichte gemacht worden, mehr noch, ihr Zustandekommen hätte nur geschadet. Alle Delegierten waren sich des Ernstes der Situation bewußt, vor allem Clara Zetkin, die das Wort ergriff, um die Minderheit zu bewegen, für die Resolution der Mehrheit zu stimmen. Ihrem Beispiel folgten alle Delegierten, der Erfolg war gleich negativ . . . Clara Zetkins Aufregung steigerte sich im selben Maße, in dem sie ihr Werk scheitern sah. Ein Panikgefühl bemächtigte sich der Delegierten, eine Verständigung war ausgeschlossen, weil die Minderheit erklärte, sie könnte von ihrer Resolution nicht abweichen. Die Konferenz wurde unterbrochen. Clara Zetkin, tief erschüttert, am ganzen Leibe zitternd, begab sich mit den Delegierten der Minderheit ins Nebenzimmer; nach einer Stunde erschien sie wieder. Ein Weg hatte sich doch gefunden: die Minderheit erklärte sich bereit, der allgemeinen Resolution zuzustimmen, wenn ihre Erklärung ins Protokoll der Konferenz aufgenommen würde. Die Situation war gerettet. Die Kundgebung der Internationalen Frauenkonferenz, einstimmig angenommen, konnte dem Proletariat die verheißungsvolle Botschaft übermitteln, die Internationale sei auferstanden . . .

Ein identischer Vorgang spielte sich einen Monat später im selben Berner Volkshaus ab. Durch die internationale Frauenzusammenkunft ermuntert, hatten auch die Jugendlichen eine internationale Zusammenkunft einberufen. Sie war viel weniger beschickt. Den Jugendlichen, die militärpflichtig waren, war es noch schwerer, über die Grenze zu kommen, sodaß auf der Konferenz nur Deutsch-

land von einem aus einem kriegführenden Lande direkt kommenden Delegierten vertreten war, Rußland und Polen waren durch im Auslande weilende Emigranten vertreten, aus den Ententeländern konnte niemand herüberkommen. Um so dramatischer war die Szene, die sich abspielte, als die Vertreter der russischen bolschewistischen Partei dieselbe Resolution zur Annahme vorlegten, die auf denselben Widerstand stieß wie auf der vorausgegangenen Frauenkonferenz. Der deutsche Jugendgenosse, der zu Fuß, unter großen Gefahren, die Grenze überschritten hatte, weinte förmlich vor Verzweiflung. „Was werden meine Auftraggeber an der Front, in den Schützengräben sagen, wenn es uns nicht gelingt, Einigkeit zu erzielen. Einigkeit zwischen uns Sozialisten!“ Auch Grimm, ebenso wie ich zur Konferenz von den Einberufern eingeladen, war ganz verzweifelt. Auch er, der aus den kompliziertesten Situationen einen Ausweg zu finden gewöhnt war, war entmutigt. Wieder einmal wurde die Beratung unterbrochen. Nach langem, spannendem Warten und Parlamentieren begaben sich die Vertreter beider Richtungen, wenn ich nicht irre, von Grimm begleitet, in die Wohnung Lenins, wo man zum selben Kompromiß griff, der seinerzeit die Frauenkonferenz gerettet hatte. Die Minderheit stimmte mit der Mehrheit — ihre ursprüngliche Resolution sollte ins Protokoll aufgenommen werden! Wie strahlend und siegesbewußt verkündete der deutsche Jugendgenosse der zahlreich besuchten Versammlung, die nach Schluß der Konferenz abgehalten wurde, daß die Jugendinternationale geschlossen und einmütig dastünde, ihre Einigkeit sei nicht beeinträchtigt worden, weder durch den Krieg noch durch die Haltung der Internationale und der Mehrheitsparteien. Die politisch praktischen Beschlüsse deckten sich mit denen der Frauenkonferenz: „Krieg dem imperialistischen Kriege, Krieg dem Burgfrieden!“ Das Hauptgewicht lag auch da in der agitatorischen Werbekraft der Einstellung zum Kriege.

Gerade bei Anlaß der Jugendkonferenz hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, mit welch peinlichem Ernste Genosse Lenin sich an allem beteiligte, was die Annahme einer von ihm entworfenen Resolution vor einem jeden, sei es noch so unmaßgebenden, Forum betraf. Der Beratung nicht direkt beiwohnend, leitete er aus dem Café des Volkshauses die Vertreter seiner Fraktion, die abwechselnd zu ihm hinunterkamen. Ich konnte nicht umhin, ihm meine Ver- und Bewunderung zu äußern für die Geduld und die Zeit, die er der Angelegenheit widmete.

Denn so wichtig es auch war, gerade zu der Zeit und gerade den Jugendlichen — den Opfern und Werkzeugen des imperialistischen Wettbewerbs — eine theoretische Aufklärung und Richtschnur zu geben, so nebensächlich schien es mir, ob die Resolution, die von einzelnen verfaßt, den Massen schwer verständlich, in ein Protokoll käme oder nicht. Denselben Gesichtsausdruck, denselben Ernst habe ich an Lenin bemerkt, wenn er als Führer der Russischen Arbeiter- und Bauernrepublik, als verantwortlichster Führer des Proletariats die Einzelheiten einer Diskussion in irgendeiner internationalen Kommission verfolgte oder aber die Stimmenzahl streng kontrollierte und sie summierte . . .

Zimmerwald.

Die Zimmerwald-Bewegung gehört bereits der Geschichte an, aber nur bruchstückweise und teilweise entstellt ist sie in ihre Annalen eingetragen. Als sozialistisch-revolutionärer Kampf gegen den Krieg während des Weltkrieges, meistens illegalen Charakter tragend, konnte die Zimmerwald-Bewegung nicht nur keine „gute“ Presse, sondern überhaupt keine haben. Selten hat eine Bewegung so viele und so überlegen bewaffnete Gegner gehabt wie die unsrige: Nicht nur die weltumspannende Koalition der imperialistischen Interessen aller Länder, sondern auch den größten Teil der proletarischen Presse hatten wir gegen uns. Der Zufall — man darf wohl sagen der tragische Zufall — hat es gefügt, daß es außer mir kein Mitglied der Zimmerwald-Bewegung gibt, das sich an allen Sitzungen ihres Exekutivorganes, an allen ihren internationalen Veranstaltungen — von der ersten bis zur letzten — beteiligt hätte. Dieser Umstand hat es mir zur Gewissenspflicht gemacht, eine chronologische Darstellung der Vorkommnisse und Veranstaltungen ergänzt durch alle Dokumente, die von der Exekutive der Zimmerwald-Bewegung und von den durch diese einberufenen Konferenzen ausgingen, zu machen. Das von mir unter Überwindung großer Schwierigkeiten und unter Inanspruchnahme meines ganzen Gedächtnisvermögens gesammelte Material habe ich auch vor längerer Zeit dem „Archiv für Sozialismus und Arbeiterbewegung“ zur Veröffentlichung übergeben*). Habe ich mich in jener Schrift ausschließlich an die Dokumente und Veranstaltungen gehalten, ohne sie irgendwie beleuchtet zu haben, nur um dem Forscher authentisches Material zu geben, ohne welches der betreffende Abschnitt der sozialistischen Bewegung überhaupt nicht richtig erfaßt werden kann, so muß ich mich in dieser, schon aus Raum-mangel, mit einem ganz kurzen Skizzieren einiger Episoden begnügen, die aber erst dann richtig verstanden werden können, wenn man das Grundlegende von Zimmerwalds Streben und Wirken kennt.

*) 1926 erschienen.

Daß man über Zimmerwald ungenügend und tendenziös informiert war, ist nicht nur auf den vorhin erwähnten äußeren Umstand zurückzuführen, sondern auch auf das Wesen der Zimmerwald-Bewegung in ihren Anfängen, vom Momente ihres Entstehens in Lugano bis zur Kientaler Konferenz, die in der Forderung einer Verweigerung der Kredite, d. h. einer konkreten politischen Aktion, gipfelte. In ihren Anfängen hatte die Zimmerwald-Bewegung nur einen vorwiegend agitatorisch-propagandistischen Charakter. Noch war es ihr nicht gegeben, mit einem positiven Aktionsprogramm in die Öffentlichkeit zu treten. Dagegen hatte sie eine Rolle — und vielleicht die schwerste unter allen — vom Augenblicke ihrer Entstehung übernommen: dem Förderer wie dem Gegner der sozialistischen Bewegung zu beweisen, was der Sozialismus, was die sozialistische Internationale unter keinen Umständen sein darf. In diesem Sinne darf der Zeitabschnitt Zimmerwalds wohl als eine Beweisführung durch Elimination des Entgegengesetzten bezeichnet werden. Daß solche Bewegungen, äußerlich am unansehnlichsten, im revolutionären Kampf der Massen unschätzbare Dienste erweisen, hat gerade die Zimmerwald-Bewegung bewiesen.

Auf den Trümmern der Zweiten Internationale, die bei Ausbruch des Krieges nicht nur politisch versagt hatte, sondern auch ideologisch den Klassenkampf aufgab und den Burgfrieden zur Richtschnur des sozialistischen Denkens und Handelns erhob, war Zimmerwald entstanden. Das kleine Häuflein von Verpönten und Verleumdeten hatte die Fahne der proletarischen Solidarität den Händen der ehemals so starken Internationale entrissen, sie, nicht wie in Friedenszeiten, in friedlichen Veranstaltungen, über friedliche Gewerkschafts- und Parteihäuser, sondern über die blutigen Haufen der proletarischen Leichen hinweg flattern lassen, über die ruhmlos verschiedene Internationale, über die Trümmer des Unersetzlichsten: des Glaubens an eine tatkräftige Internationale des Proletariats.

Zweck der Zimmerwald-Bewegung war, wie gesagt, einerseits darzutun, was die Internationale nie hätte werden sollen, andererseits aber, daß dem internationalen Sozialismus während des Krieges die Treue zu halten — was das gewesene sozialistische Bureau für unmöglich erklärt hatte — nicht nur möglich, sondern auch notwendig sei, ja den einzigen Ausweg aus der blutigen Sackgasse darstelle, in die der Krieg das Proletariat getrieben hatte. Den Proletariern wie den

Gegnern zu beweisen, daß der Internationalismus keine Utopie sei, war das erste Grundlegende, aus dem sich alles andere Konkrete, Praktische erst ergeben sollte.

Versteht man unter der sozialistischen Internationale eine die sozialistischen Parteien aller Länder umfassende Organisation, die, von dem Grundsatz der Interessengemeinschaft der Ausgebeuteten aller Länder ausgehend, es als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet, diese Interessengemeinschaft überall und allen Widerständen zum Trotz zur Geltung zu bringen und ihr theoretische, ideologische, politische, agitatorische und organisatorische Verbreitung zu verleihen, so kann wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß im Zeitraume vom Juli 1914 (letzte Sitzung des Bureaus der Zweiten Internationale am 27. und 28. Juli 1914) bis zum März 1917 (Gründung der Dritten Internationale) es eine sozialistische Internationale nur insofern gab, als es sich um Anhänger der Zimmerwald-Bewegung handelte. Das Hauptmerkmal derselben bestand darin, daß sie auch während des Krieges die Idee des Klassenkampfes nicht aufgab, sondern vielmehr im internationalen revolutionären Klassenkampf das einzige Abwehrmittel gegen den Krieg erblickte. Die Zweite Internationale hatte in dem Moment aufgehört, als sozialistische internationale Organisation zu existieren, als sie sich zum Burgfrieden bekannte und damit den Hauptgrundsatz preisgab, auf dem sich eine jede sozialistische und internationale Gemeinschaft aufbaut.

Für die Beurteilung der Stellungnahme der meisten sozialistischen Parteien und vor allem ihres internationalen Organs während des Weltkrieges wird allein immer die Tatsache maßgebend sein, daß von Sozialisten nationale Interessen und nationale Solidarität über Klasseninteressen und internationale proletarische Solidarität gestellt wurden. Würde keine Opposition gegen die Preisgabe der sozialistischen Grundsätze von sozialistischer Seite erhoben, kein Versuch gemacht worden sein, den Protest international zu organisieren und seinen Trägern Einfluß, Werbe- und Aktionskraft zu verleihen, würde der Historiker ohne weiteres den Schluß ziehen dürfen, daß der Krieg das Wesen und das Organisationsvermögen der sozialistischen Internationale tatsächlich vernichtet habe. Daß dem nicht so gewesen ist, wird durch das Vorhandensein und die Entwicklung der in Zimmerwald im September 1915 gegründeten Organisation bestätigt. Sie umfaßte die sozialistischen Parteien, Teile von solchen und gewerkschaftlichen Or-

ganisationen, die sich zu der in Stuttgart aufgestellten, in Kopenhagen und Basel einstimmig bestätigten Lösung bekannten, daß es „für den Fall eines Krieges die Pflicht des sozialistischen Proletariats sei, für eine rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunützen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen“. Kürzer gesagt, umfaßte sie die Parteien und Gruppen, die die Pflicht der internationalen Disziplin über alles andere stellten.

Die äußeren Hindernisse, die sich dem Zustandekommen einer jeden Veranstaltung, ja eines jeden Briefwechsels, entgegenstellten, brauche ich hier wohl nicht aufzuzählen. Zu den psychologischen Hindernissen gehörte die Tatsache, daß unserem Versuch, einen internationalen Zusammenschluß herbeizuführen, ähnliche Versuche vorangegangen waren: der holländische Sozialdemokrat *Troelstra*, die amerikanischen Sozialisten, die eine sozialistische Konferenz nach Washington einberiefen, endlich die skandinavischen Parteien, alle hatten sich vergebens ins Zeug gelegt. Ihr Mißerfolg bekräftigte die frevelhafte Behauptung des Exekutivbureaus der Zweiten Internationale: im Kriege könne es keine Internationale geben, weil kein Kampf gegen den Krieg möglich sei. Fruchtlos waren auch die mehrmaligen Versuche des Genossen *Morgari*, der im Auftrage der italienischen Partei zum selben Zwecke in die Ententeländer gereist war.

In Lugano hatten die der Internationale treugebliebenen italienischen und schweizerischen Sozialisten den Krieg zu enthüllen, seinen imperialistischen Charakter den Massen zu erklären versucht. In Zimmerwald und durch Zimmerwald wollten alle der Internationale treugebliebenen Parteien dartun, was die Internationale, der Sozialismus nicht sein durfte. Darin bestand der Zweikampf zwischen dem winzigen Zimmerwald und dem allmächtigen Imperialismus nebst der starken Sozialdemokratie, die durch die Preisgabe ihrer Grundsätze äußerlich gestärkt wurde. Durch die Konferenz in Lugano war die Zimmerwald-Bewegung sozusagen eingeleitet, ganz selbstverständlich war die Vorbereitung zu anderen ähnlichen Zusammenkünften in den Händen der Parteien geblieben, auf deren Initiative und Bemühungen die Einberufung der Konferenz in Lugano zurückzuführen war, d. h. der italienischen (*Morgari*, *Balabanoff*) und der schweizerischen (*Grimm*). Je aussichtsloser die Weltlage für

das Proletariat und den Frieden war, je fruchtloser die Versuche, eine internationale Konferenz einzuberufen, sich erwiesen hatten, um so eifriger arbeiteten wir in der Schweiz an den Vorarbeiten dessen, was September 1915 in die Zimmerwald-Konferenz mündete. Von der Zimmerwald-Konferenz, die einen einschneidenden Einfluß auf die damaligen und späteren Verhältnisse, auf die Verschiebungen innerhalb der sozialistischen Parteien und auf die Stellung der Massen zum Kriege gehabt hat, kann nicht gesprochen werden, ohne desjenigen zu erwähnen, dessen Energie, Auffassungsvermögen und rastloser Tätigkeit die Zimmerwald-Bewegung in ihrem Entstehen und der ganzen ersten Periode ihres Wirkens (1914—17) Unermeßliches verdankt: Robert Grimm. Seine hervorragenden Leistungen und seltenen Eigenschaften müssen um so mehr anerkannt werden, als gerade die schrankenlose Entfaltung seiner Neigungen und seines Temperamentes und das übertriebene Selbstvertrauen, das seine Rolle in der Zimmerwald-Bewegung ihm verliehen hatte, ihn zu der unverantwortlichen Tat verleiteten, die zu seinem politischen Selbstmord führte.

Heute sagt der Name Robert Grimms den außerhalb der Schweiz Lebenden nichts, vor allem der jüngeren Generation nicht, die während des Krieges vom politischen Leben der verschiedenen Länder und somit auch von der revolutionären Friedensbewegung kaum etwas erfuhr oder aber erst nach der Beendigung des Krieges in einem ganz veränderten Europa und in einer völlig neuen Einstellung der politischen Parteien sich am politischen Leben zu beteiligen begann. Es gab eine Zeit, Wochen und Monate, wo Grimm im Vordergrund der öffentlichen Meinung der ganzen Welt stand, sein Name auf den Lippen aller Zeitungsleser war.

Der Fall Grimm — und ebendeshalb werde ich auf ihn ausführlicher eingehen — ist äußerst interessant, nicht nur, weil er beweist, daß auch in der Entwicklung der psychologischen Situation die Dialektik vorherrscht, und daß gute Eigenschaften und Gepflogenheiten sich in ihr Gegenteil entwickeln, sondern auch, weil, vom Individuellen zum Sozialen übergehend, dieser berüchtigte Fall beweist, wie die Presse, wenn es die Interessen mächtiger, kapitalistischer Institutionen erheischen, eine harmlose, kleinbürgerliche Naivität zu einem Weltereignis aufzubauschen imstande ist. Bei Beginn der Zimmerwald-Bewegung hatte Grimm den Höhepunkt seiner weit über den Durchschnitt gehenden Fähigkeiten erreicht, gerade dadurch, daß es ihm gegeben war, sie international zu ver-

werten und auf revolutionärem und sich revolutionierendem Boden der imperialistischen Länder, weit über die engen Grenzen seines kleinbürgerlichen Vaterlandes, tätig zu sein. Die Sehnsucht nach einem Überschreiten dieser engen Grenzen hatte Grimm als jungen Arbeiter nach Deutschland geführt, wo er auch alles das erwarb, was die damalige deutsche Arbeiterbewegung einem von Wissensdurst und Tätigkeitsdrang beseelten, sehr begabten angehenden Klassenkämpfer zu geben vermochte. Aus Deutschland zurückgekehrt, überragte der junge Proletarier natürlich seine Landesgenossen und kam sehr bald an leitende Stellen in der ökonomischen und politischen Arbeiterbewegung.

Und gerade deshalb, weil Grimm, wie die meisten Sozialisten seiner Zeit, Deutschland so viel verdankte, eben weil er nicht ohne Erfolg den Geist der deutschen Bewegung in sein Land — vor allem in das von ihm geleitete, damals beste und radikalste Parteiblatt, die „Berner Tagwacht“ — verpflanzte, war für ihn das Versagen der deutschen Sozialdemokratie ein schwerer, furchtbarer Schlag, auf den er auch leidenschaftlich reagierte. Die „Berner Tagwacht“ war eines der ersten, wenn nicht das erste Parteiblatt der Nicht-Ententeländer, das den 4. August der deutschen Sozialdemokratie und seine Folgen offen und scharf kritisierte und alles, was nur irgendwie auf das Vorhandensein einer Opposition innerhalb der deutschen Sozialdemokratie hindeutete, ermunternd veröffentlichte. Zu jener Zeit arbeitete auch Parabellum (Radek) an der „Berner Tagwacht“ mit. Der Eifer Grimms in der Bekämpfung der deutschen Mehrheits-Sozialdemokratie war um so erklärlicher, weil sie u. a. auch eine Reaktion und einen Protest gegen die deutschfreundliche Haltung der schweizerischen Presse und der schweizerischen Sozialdemokratie darstellte, welche Haltung übrigens mit dem Schwinden der Aussichten auf einen deutschen Sieg restlos abgelegt wurde. Ja, zu jener Zeit war Grimm — vielleicht unbewußt — eher frankophil eingestellt, wie es bei vielen deutschen und vom deutschen Sozialismus beeinflussten ehrlichen Sozialisten der Fall war, die durch das Verhalten der Vorhut der Internationale tief empört und erschüttert waren und dabei nur die deutsche, nicht aber auch die französische chauvinistische Arbeiterpresse verfolgten und, meines Erachtens, ihre Kritik und Verdammung nicht gleichmäßig zwischen den deutschen und nichtdeutschen Mehrheitssozialisten verteilten. Aber Grimm streifte seine frankophile Stellung ziemlich bald ab, sei es, weil er im Verlauf des Kriegs

in Paris gewesen, sei es, weil Bern gerade durch die Haltung der „Berner Tagwacht“ zu einem Anziehungspunkt für die damals noch vereinzelter Vertreter der Opposition in den verschiedenen Ländern wurde, die, wenn nicht persönlich, so doch schriftlich mit uns in Berührung kamen. Auch ich, inzwischen nach Bern gezogen, um den „Avanti“ und somit die italienische und ententesozialistische Presse über die Stellung der dem Internationalismus treugebliebenen Elemente zu informieren, stand der „Berner Tagwacht“ nahe, welche vermöge ihrer vielseitigen Verbindungen und speziell durch die Mithilfe der russischen internationalistischen Emigranten zu einem Sprachrohr der revolutionär-marxistischen Einstellung gegen den Krieg wurde.

Am 15. Mai 1915 — etwa acht Tage vor dem verhängnisvollen Eintritt Italiens in den Krieg — hatte der italienische Parteivorstand beschlossen, die Initiative zur Einberufung einer internationalen sozialistischen Konferenz zu ergreifen. Im Juli kamen wir zum Zweck einer näheren Besprechung in Bern zusammen, und es wurde beschlossen, daß am 5. September 1915 eine Zusammenkunft der Sozialisten der verschiedenen Länder, die den Boden des Klassenkampfes nicht verlassen hatten und einen internationalen Zusammenschluß der Massen zur Bekämpfung des Krieges wünschten, stattfinden solle. Der Treffpunkt sollte Bern sein; als wir am festgesetzten Tage dort eintrafen, wurden wir, um der Beratung einen streng konspirativen Charakter zu wahren und Veröffentlichungen in der Presse zu verhindern, von Grimm nach einem ziemlich entlegenen Ort, nämlich nach Zimmerwald, gebracht. Schon in Bern, noch bevor die Konferenz sich offiziell konstituierte, hatten die Vertreter Deutschlands, Ledebour und Adolf Hoffmann, mit den Vertretern Frankreichs, Merrheim und Bourderon (bezeichnenderweise war Frankreich nur von Gewerkschaftlern vertreten), sich unter tapferer Überwindung aller Sprachschwierigkeiten sofort verständigt und eine gemeinsame Erklärung ausgearbeitet, die in der Verkündung mündete: „Dieser Krieg ist nicht unser Krieg,“ und die dauernd zum Leitmotiv der ganzen Beratung wurde, zur Losung aller Kundgebungen der Zimmerwaldianer zwischen der ersten und der zweiten Konferenz (Kiental, April 1916).

In dieser Tatsache lag eine gewisse Symbolik: die Vertreter derjenigen Länder, deren Regierungen, herrschende Klassen und sozialistische Parteien als die für den Weltkrieg Verantwortlichsten galten,

hatten sofort ein Bündnis miteinander geschlossen, um zu beschleunigen und zu fördern, was damals am meisten ersehnt war: die Einigkeit der deutsch-französischen Arbeiterschaft in ihrem Streben nach Frieden. In diesem Zeichen vollzogen sich auch die Arbeiten der ganzen Konferenz, bei der es am meisten auf die Reden und Stellungnahme der deutschen und französischen Delegierten ankam. Deren Ausführungen bedeuteten denn auch den Höhepunkt der Verhandlungen, von der Möglichkeit einer Verständigung zwischen ihnen hing alles übrige — die ganze Zukunft der Bewegung — ab.

Die deutschen Delegierten verkörperten in ihren Reden und durch ihre Stellungnahme in großen wie in kleinen Fragen die schönsten Traditionen der deutschen Sozialdemokratie; von international-revolutionären Grundsätzen geleitet, waren sie unerbittliche Gegner der Haltung, die ihre Partei am 4. August eingenommen hatte, und schienen durch ihr ganzes Auftreten, durch die Verantwortung, die sie auf sich nahmen, vor der Welt einigermaßen gutmachen zu wollen, was die große Partei am Sozialismus aller Länder verbrochen hatte. Einen äußerst tiefen Eindruck machte auch der Syndikalist Merrheim. Am Anfang des Krieges war in Frankreich die revolutionäre Antikriegsbewegung vorwiegend von Gewerkschaftlern vertreten, was aber bei dem Werdegang des französischen Sozialismus, bei dem Charakter der damaligen sozialistischen Bewegung ganz natürlich war. Merrheim, Sekretär der Metallarbeiter, war mit Bourderon, Sekretär der Böttcher, in Zimmerwald erschienen, um die Bereitwilligkeit der französischen revolutionären Arbeiter, sich mit den deutschen im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, zu beweisen. Das gelang vor allem Merrheim vollständig. Sein ganzes Wesen wirkte zuversichterweckend, äußerst ernst, sympathisch. Er hatte nichts von dem, was die romanischen Syndikalistens so unerträglich macht, so unfähig zur Diskussion oder Mitarbeit mit Angehörigen anderer Richtungen. Er hatte nichts von der kleinbürgerlichen Überhebung, nichts von der egozentrischen Einstellung derjenigen, die, über keine Weltanschauung verfügend, sich in der Kritik des Marxismus von einzelnen Momenten und persönlichem Argwohn leiten lassen. Merrheim machte den Eindruck eines Menschen, eines Führers, der durch den Krieg, diese welterschütternde Katastrophe, geläutert, ernster, tiefer, verantwortungsvoller geworden war, mir wollte fast scheinen, er sei durch den Krieg dem Marxismus nähergebracht worden.

Der Zufall hatte es gefügt, daß die Stellung Merrheims besonders kraß zum Ausdruck kam in der folgenden typischen Episode. Aus ganz selbstverständlichen Gründen war es für die Konferenz und für die Bewegung, der sie den Auftakt geben mußte, Hauptbedingung, daß eine Kundgebung veröffentlicht werde, die Freund und Feind überzeugen könnte, daß die Vertreter der revolutionären Bewegung aller Länder einig seien in der grundsätzlichen Abwehr des Kriegs. War die Einigkeit im Auftreten so wichtig gewesen bei den vorangegangenen internationalen Zusammenkünften, so um so mehr für die Zimmerwalder, von der alle empfanden, sie würde zu der sozialistischen Bewegung gegen den Krieg werden. Die Konferenz sollte außer der deutsch-französischen Erklärung auch noch ein Manifest erlassen, einen Kriegsruf gegen den Krieg. Zur Ausarbeitung dieses Manifestes wurden Delegierte aller Länder gewählt, u. a. Trotzki, Rakowsky, Modigliani und Grimm.

Nachdem es der Redaktionskommission gelungen war, die entsprechenden Begriffe in entsprechende Form zu kleiden und sie der Konferenz zu unterbreiten, die sie auch im großen und ganzen billigte, sollte der Text vor einer kleinen Kommission, wie üblich, endgültig ausgearbeitet und der Konferenz zur formellen Annahme vorgeschlagen werden. Es handelte sich um eine Formalität, um eine Abstimmung, die die Mühe und Ausdauer derjenigen krönen sollte, die trotz aller Schwierigkeiten ein Wiedererstehen der sozialistischen Internationale vorbereitet und am Manifest, das der Welt die Wiederaufnahme des sozialistischen Kampfes verkünden sollte, mitgearbeitet hatten. Die äußere Umgebung, in der die Abstimmung stattfand, entsprach der Stimmung, die unter den Sozialisten seit dem Kriege geherrscht hatte . . . Ein kleiner, dunkler, geschlossener, vollgerauchter Raum, an einem traurigen bewölkten Herbstabend. Die meisten Delegierten waren erschöpft, überall auf den Tischen lagen Papierfetzen herum — die Arbeit war vollbracht, aber die Müdigkeit war so groß, daß man eigentlich noch keine Freude über das Erzielte empfand. Aber die Hauptsache war verrichtet. Immerhin befreite das Bewußtsein erfüllter Pflicht alle vom Alpdruck der Passivität.

Grimm verlas den Text des vereinbarten Manifestes in deutscher Sprache, ein anderer Teilnehmer französisch, wonach die Abstimmung in wenigen Minuten erledigt sein sollte. Im dumpfen Raum ertönte ein Ja nach dem anderen. Mit einemmal erscholl es französisch: „Ich kann dieses Manifest nicht unterschreiben!“

Das Staunen war um so größer, als die Stimme sich aus der italienischen Delegation erhoben hatte, d. h. von derjenigen Seite, die am meisten gegen den Krieg und für das Zustandekommen der Konferenz getan hatte, die Stimme gehörte dem . . . Genossen Morgari, dessen Namen nicht nur in Italien, sondern in allen Ländern mit den Bemühungen, die sozialistische Internationale ins Leben zu rufen, verknüpft war. Wie konnte es geschehen, daß gerade er gegen sein eigenes Werk auftrat? Im Grunde genommen handelte es sich um dieselbe psychologische Einstellung, die wir schon bei Turati hervorgehoben haben, und die einerseits auf die tiefe persönliche Ehrlichkeit hinweist, andererseits aber die Mitarbeit in einer auf einer wissenschaftlichen Grundlage aufgebauten disziplinierten Partei äußerst erschwert, den Außenstehenden aber zu ganz falschen Schlüssen verleiten könnte. Genosse Morgari gehört zu den interessantesten Mitbegründern der italienischen Partei. Aus einer Künstlerfamilie Norditaliens stammend, selbst künstlerisch und wissenschaftlich veranlagt, ist er von einer unerschöpflichen Wissensgier beseelt, von einem ewigen Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

Von diesem Streben erfüllt, hat er große Reisen unternommen, die Verhältnisse und Bevölkerungen der verschiedensten Länder selbst in der Nähe beobachten wollen. Keine abgeschlossene Theorie kann ihn befriedigen, er ist von der Angst getragen, nicht unparteiisch und wahrheitsgetreu genug zu sein. Der Sozialismus als Theorie und Praxis hat ihm das Maximum der Befriedigung gegeben, deren er überhaupt fähig ist. Leidenschaftlich, nicht nur pflichtgetreu, hat er dem Sozialismus mit Wort, Schrift und Beispiel gedient. Langjähriges Mitglied des Parlaments als Vertreter des industriell und sozialistisch vorgeschrittensten Turin, Redakteur einiger sozialistischer Zeitschriften, wird er auch von den Gegnern für einen der ehrlichsten, mutigsten Menschen gehalten. Morgari, ebenso wie Turati, hat Furcht, dem Drucke der Mehrheit nachzugeben, und ist geneigt, auch dort die Minderheit zu vertreten, wo er die Anschauung der Mehrheit teilt. So war es auch in Zimmerwald. Es gibt wenige, die so heftig gegen Nationalismus und nationale Vorurteile gekämpft haben wie Morgari. Auch hatte ihn die unmittelbare Beobachtung und allgemeine Erfahrung mehr als jeden anderen zur Überzeugung geführt, daß der Krieg imperialistischen Zwecken diene. Daher hat er ihn auch so leidenschaftlich bekämpft. Aber, als er sich in einem ausschließlich internationalistisch-marxistisch gesinnten Milieu befand und nicht mehr seine

Anschauung gegen eine feindliche Einstellung der Mehrheit zu verteidigen hatte, fing er an zu befürchten, daß eine klipp und klare Formulierung, wie sie die Einführung in unser Manifest enthielt, d. h. die Erklärung, der Krieg sei ein imperialistischer, doch zu einseitig sei! In dem Momente schwebten Morgari diejenigen Ausnahmen vor, die aus individuellen Gründen — weil sie an ideelle Beweggründe der Kriegführenden glaubten — den Krieg verteidigten und mitmachten, und er wollte ihnen gegenüber nicht ungerecht sein und sie nicht unerwähnt lassen. Es war eine unvergeßliche, höchst dramatische Szene. Mit gesenktem Haupt, in tiefer Überlegung, als ob er sich gegen alle Einwände verschließen und nur der Stimme seines Gewissens folgen wollte, saß Genosse Morgari da ... Rakowsky, Modigliani und ich sprachen auf ihn ein, baten ihn, die Folgen seines Nichtabstimmenwollens zu berücksichtigen. Unser vereintes Bemühen brachte seinen Entschluß zum Wanken. Mitbestimmend war wohl auch der Eindruck der Rede Merrheims, die Morgari und alle Versammelten tief erschütterte. Sie war auch unter den Anklagen, die gegen den Krieg und die herrschenden Klassen des eigenen Landes in der Konferenz erhoben wurden, die brennendste, leidenschaftlichste. Merrheim bemühte sich, zu beweisen, wie eine internationale kriegsfeindliche Stellung gerade in den Ententeländern notwendig sei. Seine Rede war von tiefer sittlicher Entrüstung gegen die imperialistische Raubpolitik der Regierung getragen, von einem tiefen Verantwortungs- und Schamgefühl für die Arbeiterklasse, die keinerlei Protest gegen den Krieg erhoben, vielmehr sich vom Chauvinismus und Völkerhaß hatte beeinflussen lassen. Sie war ein Appell an das Mitverantwortungsgefühl aller Anwesenden, eine unerbittliche Verurteilung der Führer der französischen Arbeiterbewegung, ein glühender Aufruf zum heiligen Klassenkrieg, zur Ausrottung der Greuel, die niemand so ausdrucksvoll geschildert hatte wie gerade er.

Die bescheidene, schlichte Form, in die er seine Rede kleidete, erhöhte noch den Eindruck und unterstrich den Mut und die Aufopferungsbereitschaft, die er schon dadurch bezeugt hatte, daß er aus Frankreich zu einer revolutionären, antikriegerischen Versammlung gekommen war und diese Anklage überhaupt gehalten hatte. Das war zweifellos der erste Franzose, der seit dem Ausbruch der Weltmetzelei eine Rede gegen den Krieg im Auslande gehalten hatte. Der Eindruck war tief, und noch tiefer und feierlicher wurde die Stimmung, als Genosse Morgari sein Haupt erhob und ebenso leise

und zurückhaltend, wie er vor wenigen Minuten seine Zustimmung verweigert hatte, dieselbe nunmehr gab. Die Situation war gerettet. Das Manifest war nunmehr einstimmig angenommen, die Gefahr überwunden worden. Die Entspannung der Nerven war allgemein. Der italienische Delegierte Modigliani umarmte Morgari, und alles klatschte ihm Beifall. Der Eindruck der Rede Merrheims sowie der seiner Persönlichkeit ist, trotz der Umwandlungen, die er im Laufe der folgenden Jahre durchgemacht hat, vermutlich von keinem Kongreßteilnehmer vergessen worden.

Mit der Annahme des Manifestes, welches im Namen von Sozialisten und Gewerkschaftlern Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Rußlands, Polens, Lettlands, Rumäniens, Bulgariens, Schwedens, Norwegens, Hollands und der Schweiz erlassen wurde und zur Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen der dem Sozialismus Treugebliebenen und der Arbeiter aller Länder sowie zum Kampf gegen die Bourgeoisie im eigenen Lande und gegen den Krieg aufforderte, war die Aktion Zimmerwalds beschlossen und die Zimmerwald-Bewegung selbst aus der Taufe gehoben. Vor dieser Tatsache trat selbstverständlich in jenem historischen, folgenreichen Momente alles andere zurück. Obwohl die Vertreter des Zimmerwald-Gedankens, vor allem die Vertreter der russischen Sozialdemokratie, sich in drei Richtungen geteilt hatten — eine Rechte, Linke und das Zentrum —, war doch gerade durch diese Zusammenkunft eine Einheitsfront der Klassenkämpfer gegen den Imperialismus geschaffen worden. In jenem Moment hatte dieses Ereignis eine weltumfassende Bedeutung.

Aus Zimmerwald gingen die Delegierten in einer ganz anderen Stimmung, als sie gekommen, nach Hause! Was als unmöglich hingestellt worden war, was man monatelang vergeblich hatte zustandebringen wollen, war erreicht. In einigen Tagen würde die Arbeiterschaft der Welt erfahren, daß leitende Revolutionäre aller Länder sich zum Kampf gegen den Krieg geeint hatten.

Eine Kommission wurde gewählt, um die Beziehungen zwischen den Parteien, die sich auf Zimmerwald-Grundlage stellten, weiterzuentwickeln. Zu Mitgliedern dieser Kommission, zu deren Sitz Bern gewählt wurde, wurden ernannt: Robert Grimm, der wegen seiner antimilitaristischen Einstellung bekannte Abgeordnete der französischen Schweiz Charles Naine, Morgari und Angelica Balabanoff.

Erlösende Stimme aus Österreich.

Während einer außerordentlichen Sitzung des Parteivorstandes, die wir nach dem Kriegsausbruche im Lokal des „Avanti“ abhielten, wandte sich Genosse Vella halb scherzend an mich: „Ja, was machen eigentlich Ihre deutsch-österreichischen Genossen, würde doch wenigstens Adler gegen den Krieg Protest erheben, würde sich doch jemand von ihnen erschießen lassen, damit das Proletariat einen Beweis dafür habe, daß nicht alle Sozialisten den Internationalismus preisgegeben haben.“ Im selben Moment erschien Mussolini mit einem Extrablatt: „Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht hingerichtet“, hieß es. „Was glaubst du,“ wandte er sich an mich, „ist es wahr? Willst du die Nekrologe schreiben?“ Niemandem von uns schien die Nachricht besonders glaubwürdig zu sein . . . Wir hielten sie vielmehr für eine Mache, durch die man gegen die Zentralmächte Stimmung machen wollte. Sollte die deutsche Regierung wirklich so dumm sein, sie, die auf die Gunst des Volkes und der Sozialdemokratie angewiesen war?

Auch schien es mir nicht wahrscheinlich, daß man die beiden Führer am selben Tage erschossen habe. Ich schrieb jedoch einen Nekrolog über Karl Liebknecht in bedingter Form . . . Zwei Tage später erhielten wir im „Avanti“ ein Telegramm vom deutschen Parteivorstand, in dem es hieß: „Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg frisch und gesund, bitte Nachricht widerrufen.“ Es lag dem deutschen Parteivorstand augenscheinlich daran, das Prestige der deutschen Regierung in Schutz zu nehmen. Das „Hamburger Echo“, das aus lauter Chauvinismus den Kopf total verloren hatte, behauptete, ich hätte den Nekrolog geschrieben, aus Patriotismus, um den Ententeregierungen Material gegen Deutschland zu liefern! . . .

Nur diejenigen, die die unbeschreibliche Entmutigung und Verzweiflung miterlebt haben, die der Krieg und das Versagen der Parteien und vor allem das der Internationale verursachten, können die Worte Vellas begreifen und verstehen, welche Erleichterung der

Aufruf der österreichischen Minderheit „Die Internationalen in Österreich an die Internationalen aller Länder“ — im Dezember 1915 — in der ganzen sozialistischen Welt, vor allem in Italien, hervorrief. Gerade aus dem schwärzesten aller Länder, in dem der Weltkrieg entbrannt und der Sozialpatriotismus, wenn schon nicht auf der parlamentarischen Tribüne, so doch in der Tat, in der Presse Trumpf war, gerade in diesem Lande erhob sich eine Stimme, die da verkündete:

„Vor allem als internationale Sozialisten verdammen wir diejenige Politik, die die Sozialdemokratie zu Kriegseleistungen erniedrigt hat . . .

Unsere Methode heißt nicht Krieg, sondern Revolution. Wir international gebliebenen Sozialdemokraten haben uns keinen Moment der Täuschung hingegeben, daß die erste entscheidende Niederlage die Sozialistische Internationale erlitten hat. Mag man uns bekämpfen und verfolgen, unsere Sache muß dennoch siegen. Denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder.“

Für die wenigen, die da wußten, von wem es stammte, war dieses Manifest eine nicht minder heldenhafte Tat als jene, durch die Friedrich Adler einige Zeit später für Millionen und aber Millionen zum Helden und Märtyrer wurde. Es ist nicht leicht zu sagen, welche seiner zwei Taten zur Rettung des internationalen Sozialismus mehr Heldenmut voraussetzte . . .

Als mir Genosse Rjasanoff, der damals in Zürich weilte, den Text des Aufrufes übergab, erbehte ich bei dem Gedanken, welche Erleichterung und Ermutigung er gerade in den italienischen Massen auslösen würde. Er sollte sofort im „Avanti“ erscheinen, das italienische Proletariat sollte zuerst vom Alpdruck befreit werden. Der niederschmetternde Eindruck, den der unglückselige Artikel der Wiener „Arbeiterzeitung“: „Der Tag der deutschen Nation“, hervorgerufen hatte, sollte gutgemacht werden, ohne einen Augenblick Zeitversäumnis. Große technische Schwierigkeiten lagen allerdings vor. Wie das Manuskript befördern, ohne es dem Risiko der Beseitigung zu unterwerfen? Wußte ich doch schon aus genauer Erfahrung, was der Krieg an Spionage aller Art zutage gefördert hatte, und daß die sogenannten illegalen Wege nur ganz relative Garantien bieten konnten. Vor allem mußte man verhindern, daß die Erklärung etwa bruchstückweise, von bürgerlichen und sozialpatriotischen Glossen entstellt, an die Öffentlichkeit käme. Mit dieser Gefahr vor allem mußte man rechnen. Den kriegführenden Parteien aller Länder

wie auch den Mehrheitssozialisten war die Veröffentlichung dieses von revolutionärem Internationalismus erfüllten Dokumentes ebenso unangenehm, wie es uns nützlich erschien. Es war wahrscheinlich, daß einzelne Teile des Dokumentes in die Öffentlichkeit gelangen würden, aber natürlich entstellt. Und noch eine viel größere Schwierigkeit lag vor. Aus naheliegenden Gründen konnte die Erklärung keine Unterschrift tragen; ihre Anonymität aber wäre von den Gegnern sofort demagogisch ausgenützt worden, um zu behaupten, wir selbst oder irgendein „Agent“ hätte sie lanciert, im Interesse der Zentralmächte. Wie konnte der „Avanti“ sich für eine Veröffentlichung engagieren, deren Authentizität er nicht beweisen konnte? Irgendwelche schriftlichen Andeutungen über die Herkunft des Dokumentes zu machen, war ganz ausgeschlossen. Ein Schriftstück bietet nie die Garantie der absoluten Diskretion, besonders in einer Redaktion. Nur auf Serrati selbst konnte ich mich verlassen, auch wußte ich, daß es ihm genügen würde, von mir die Versicherung der Authentizität des Dokumentes zu erhalten, um dann dafür gegen alle Gegner und Insinuationen einzutreten. Ich bat ihn, an die schweizerische Grenze zu kommen, damit ich ihm dort das Dokument persönlich einhändigen könne. Fröh Morgens sollte ich Zürich verlassen, das Dokument aber war noch nicht übersetzt, und sogar der deutsche Text war auf einzelne Blätter zerstreut, ich hatte mich aber verpflichtet, ihn auch in den schweizerischen Parteizeitungen erscheinen zu lassen. Es hieß also, den Text aus seinen einzelnen Teilen zusammenzustellen und mit peinlicher Treue ins Italienische übertragen. Irgend jemandes technische Hilfe in Anspruch zu nehmen, getraute ich mich nicht. Um niemandes Nachtruhe zu stören, bat ich meine proletarische Hauswirtin um Erlaubnis, die Nacht hindurch mit der Schreibmaschine in der Küche schreiben zu dürfen. Ich habe nie in fieberhafterer Spannung gearbeitet.

Als ich an die Grenze kam, konnte ich endlich spätnachts Serrati in einer dunklen, schmutzigen Kneipe, wo lauter betrunkene vulgäre Menschen saßen, das Dokument übergeben. Wir trennten uns nach einigen Minuten zuversichtlicher Aussprache. Am nächsten Tag, gerade als ich nach Zürich zurückkam, las ich in irgendeiner Zeitung, ich hätte mir vorgenommen, nicht früher nach Italien zurückzukommen, als bis die Fahne des habsburgischen Österreichs, in dessen Diensten ich stünde, in Mailand und Venedig gehißt wäre . . .

Zwischen Zimmerwald und Kiental.

Nach der Veröffentlichung des Manifests und der offiziellen Ernennung der Zimmerwald-Kommission begann unsere eigentliche Tätigkeit gegen den Krieg. Alle internationalistisch gesinnten Sozialisten, denen es irgendwie gelang, ins Ausland zu kommen, besuchten Bern, um Rücksprache mit uns zu halten, um persönlich oder als Vertreter ihrer Organisation mit uns in Fühlung zu treten. Mit den uns bereits angehörenden Organisationen und Gruppen unterhielt die Kommission einen viel regeren Verkehr, als man es sich in Anbetracht der damaligen Zensurverhältnisse hätte vorstellen können. Bis nach Südafrika dehnten sich unsere Beziehungen aus. Jeder Genosse aus einem kriegführenden Lande war ein mehr als willkommener Besuch, endlich bekam man einen Einblick in die „authentischen“ Verhältnisse! Von den deutschen Genossen hielten sich lange Zeit in der Schweiz auf Eduard Fuchs und Paul Levi, von den Franzosen sahen wir Cachin, der jedenfalls in einer keineswegs zimmerwaldfreundlichen Mission in die Schweiz gekommen war; er war eifriger, und zwar nicht etwa nur platonischer Verfechter der Entente-Durchhaltepolitik und war mit dem glühenden elsässischen Patrioten Grumbach eng verbunden. Auch Marguerite Roßner, die Frau des jetzt aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossenen französischen Gewerkschaftsführers, kam einmal in die Schweiz hinüber und machte sich unserer Bewegung sehr nützlich durch ihre Tapferkeit. Ähnliche Dienste hat uns auch eine andere französische Genossin erwiesen, die dicht an der Grenze wohnte, Genossin Morgen, sie war unser häufiger Gast und brachte uns Nachrichten, nicht nur aus Italien. Aus diesen mündlichen Berichten entnahmen wir manche Notiz für unsere Bulletins und ergänzten damit die Berichte, die uns aus den verschiedenen Ländern zugesandt wurden. Auch von unserer Bewegung nicht Angehörenden erfuhren wir manches Interessante, was uns half, die Genossen der verschiedenen Länder, die durch den Krieg

voneinander ganz abgeschnitten waren, gegenseitig zu informieren. Die Zimmerwalder Kommission und vor allem Robert Grimm arbeiteten rastlos. Als unsere Bulletins erschienen waren, konnte man sich schwer vorstellen, wieviel Leben und Arbeit eigentlich in ihnen steckte und wie sie zustande gekommen waren. Einen sehr großen Einfluß auf unsere Arbeit übten die russischen revolutionären Emigrantengruppen, Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre, die in Zürich und Bern weilten, wie auch die Polen aus. Die Hauptanerkennung und Hauptunterstützung kam uns aber doch aus Italien. Außer dem Genossen Morgari, der durch seine zahlreichen Reisen im Auftrage des Parteivorstandes uns in Berührung mit den Parteien — wenigstens mit denen der Entente und der neutralen Länder — brachte, was unter den damaligen Zensur- und Grenzverhältnissen sehr wichtig war — kamen auch andere italienische Genossen zu uns in die Schweiz hinüber. So erinnere ich mich an eine Konferenz der Parlamentarier Zimmerwalder Richtung, die von unserer Kommission einberufen wurde. Man wollte eine gemeinsame Kundgebung der Abgeordneten Zimmerwalder Richtung in allen Parlamenten veranstalten. Die Besprechung für ihre Vorbereitung, die selbstverständlich geheim gehalten wurde, sollte in Bern stattfinden. Wie natürlich, angesichts der Schwierigkeiten, die wir zu überwinden hatten, um eine internationale Zusammenkunft möglich zu machen, waren wir auch diesmal äußerst gespannt auf die Beschickung derselben. Zu unserer großen Freude sahen wir am Vorabende des Termins eine ganze Reihe italienischer Abgeordneter in Bern erscheinen. Unter ihnen waren Treves, Maffi, Dugoni, Musatti, Morgari, im ganzen etwa 8 Mitglieder des italienischen Parlaments. Die Zeit rückte vor, aber außer den italienischen Genossen erschienen keine Delegierten. Die Schwierigkeiten bei der Übertretung der Grenze waren wohl zu groß, oder lag es an der bezeichnenden Einstellung der Sozialisten romanischer Länder und vor allem der Italiener?

Dank dem tief freiheitlichen Charakter, den das öffentliche Leben vor dem Krieg in Italien trug, waren die italienischen Sozialisten so sehr an eine öffentliche Tätigkeit gewöhnt, daß sie sich nicht vorstellen konnten, daß die Dinge auch anders gehandhabt werden könnten. Bei dem erwähnten Anlaß stellte sich heraus, daß die Einladung, die ich mit großen Schwierigkeiten auf ganz konfidentiellern Wege nach Italien befördert hatte, von den dortigen Genossen wie irgendein Zirkular behandelt wurde, und daß einer von ihnen die

Angelegenheit sogar in einem Brief an den Abgeordneten Longuet behandelte, so daß sich das Gerücht über unsere Zusammenkunft im französischen Parlament, wohin der Brief adressiert war, verbreitete. Das genügte, um die internationale Konferenz unmöglich zu machen. Inzwischen aber hatten sich auch die Verhältnisse in Italien verschlimmert, Friedensaussichten gab es immer weniger. Der Krieg wurde immer unabwendbarer. Damit war auch die letzte Hoffnung geraubt, daß wenigstens ein Land mit einer starken sozialistischen Bewegung vom Krieg verschont bleiben könnte. Im selben Tempo, wie sich die Kriegsgefahr näherte, wurde auch die Hetze gegen die sozialistische Partei und speziell gegen mich immer heftiger. Ein jedes Mal, wenn ich aus der Schweiz nach Italien hinüberkam, verkündeten die Zeitungen, ich sei in irgendeiner deutschfreundlichen Absicht gekommen, um für die Neutralität Italiens im Interesse Österreichs zu agitieren. Ich habe schon gesagt, daß mich die Hetze nicht gleichgültig ließ, gerade deshalb, weil sie auf die Verlogenheit und die Skrupellosigkeit der Kampfmethoden ein so grelles Licht warf. Aber ab und zu kam auch etwas Humoristisches dazu.

Eines Tages, als ich gerade im Begriff war, aus Bern nach Mailand zu gehen, wurde ich von einer Engländerin aus der französischen Schweiz angerufen. Sie hatte eine Empfehlung an mich von der englischen Partei und wollte mich kennenlernen und durch mich in Berührung mit der Bewegung für den Frieden treten. Schon am Telephon wurde es mir klar, daß ich es mit einer jener tapferen idealistischen Frauen Englands zu tun hatte, die zwar mehr aus pazifistisch-humanitären als revolutionären Beweggründen der Arbeiterbewegung beigetreten waren, sich aber mutig und selbstlos in den Dienst des Sozialismus stellten. Frau Hobhouse, die sich auch nach Mailand begab, hatte schon während des Burenkrieges heldenhaft gegen die englische Regierung gekämpft, indem sie sich nach Südafrika begeben hatte, von wo sie die unerbittlichsten Anklagen gegen den englischen Imperialismus erhoben und eine nicht erfolglose Kampagne gegen ihn geführt hatte. Als ich am selben Abend nach Mailand kam und Frau Hobhouse gesprochen hatte, verabredete ich mit Serrati, er solle sie am nächsten Morgen besuchen und ihr die gewünschten Informationen und Verbindungen verschaffen. Damit er die Verabredung nicht vergesse, schrieb ich ihm nochmals Name und Hoteladresse auf und legte den Zettel auf seinen Arbeitstisch. Als er am nächsten Tag bei uns im Hotel

erschien, lachte er, wie ich ihn nie früher hatte lachen sehen. „Wissen Sie nichts, haben Sie nichts bemerkt?“ fragte er mich. „Ihr Hotel ist von Spionen Mussolinis umgeben. Sie haben von unserer Verabredung erfahren, haben das Gerücht verbreitet, Sie seien mit einer deutschen Genossin aus der Schweiz gekommen und hätten mich ins Hotel bestellt, um mir Geld im Namen des deutschen Parteivorstandes zu übergeben. Ein großer Leitartikel ist im Mussoliniblatt bereits abgesetzt worden . . .“

Die Situation war um so komischer, als die Spione bereits sehr enttäuscht waren und die Redaktion Mussolinis verständigt hatten, es sei vorsichtiger, von der Veröffentlichung der Artikel abzustehen. Ein Einblick in das Fremdenbuch und ein Blick auf Frau Hobhouse und die sie begleitende „Miß“ — Frau Hobhouse hatte beschlossen, trotz ihres hohen Alters und einer schweren Krankheit die Reise nach Belgien sofort zu unternehmen, und reiste in Begleitung einer Pflegerin — hatte auch diese Idioten überzeugt, daß sie ein zu gewagtes Spiel spielten. Dafür, daß Frau Hobhouse keine Deutsche war, sondern eine äußerst typische Engländerin, dafür gab schon ihre Aussprache, ihre Begleitung, ihre ganze Art zu krasse Beweise. Die Wut der Spione und des Blattes waren grenzenlos — war ihnen doch eine große Sensation entgangen und eine großartige Gelegenheit, die italienische Partei bloßzustellen. Gerade zu jener Zeit, wo es nur eines Anlasses bedurfte, um der italienischen Regierung den Vorwand zu geben, unter dem Drucke der frankophil eingestellten Kreise den Krieg zu erklären, wobei sie nur mit einem einzigen Widerstand zu rechnen hatte, nämlich mit dem der italienischen sozialistischen Partei, wäre natürlich ein Beweis, daß diese „aus Deutschland Geld erhält“, mehr als willkommen gewesen. —

Kurz nach der beschriebenen Episode ereignete sich eine andere, die sehr folgeschwer für die Partei hätte sein können, wenn der Parteivorstand nicht so viel Intuition und Energie an den Tag gelegt hätte. Diese Episode ist auch deshalb charakteristisch, weil sie beweist, daß dieselben sozialpsychologischen Verhältnisse die Vertreter verschiedener Generationen und verschiedener Temperamente zu denselben Schritten und Mißgriffen zu verleiten imstande sind.

Was der Vertreter des rechten Flügels der schweizerischen Sozialdemokratie 1915 in Bologna zu tun versuchte, das wiederholte, wenn auch nicht aus identischen Gründen, der Führer des linken Flügels der schweizerischen Sozialdemokratie, Robert Grimm, 1917 in Petersburg. Das ausschlaggebend Psychologische, was einen jeden

von ihnen zu ihren Versuchen, den Krieg abzuwenden, veranlaßte, war die vom patriarchalisch-kleinbürgerlichen Geist des Landes und der Bewegung hervorgerufene Täuschung, man könne mit einem schönen „diplomatischen“ Kniff die imperialistische Weltpolitik beeinflussen, man könne und dürfe einer Massenpartei gegenüber List anwenden und ihr Mittel aufdrängen, die sie selbst nicht angewendet hätte.

Es mag im April 1915 gewesen sein, kurz vor dem Eintritt Italiens in den Krieg, als die Hetze gegen die italienische sozialistische Partei in der italienischen und Entente-Presse ihren Höhepunkt erreichte. Dem Widerstand der sozialistischen Partei stellten sich immer kräftigere Strömungen entgegen, die an der Teilnahme Italiens am Kriege interessiert waren. Unsere Presse war isoliert, kaum gesellte sich ihr ab und zu ein Organ Giolittis, das vor dem Krieg aus praktisch-patriotischen Gründen warnte. Das Leitmotiv des Kampfes für den Krieg und gegen unsere Partei war deren deutsche Orientierung, ihre „materielle Abhängigkeit“ von Deutschland. Eine jede meiner Reisen nach Italien rief Insinuationen dieser Art hervor; so veröffentlichte eine Zeitung, nachdem ich unmittelbar vor dem Eintreten Italiens in den Krieg eine Rede im Parteivorstand in Florenz gehalten hatte, ein geistreiches Telegramm, in dem es hieß, Franz Joseph und Wilhelm II. verliehen mir das Eiserne Kreuz, weil ich in ihrem Interesse die Neutralität Italiens verfechte!

Eines Morgens wurde mir mitgeteilt, daß der Veteran der schweizerischen Bewegung, Hermann Greulich, der zu den Sitzungen des Nationalrates aus Zürich nach Bern gekommen und in demselben Volkshaushotel abgestiegen war, wo ich wohnte, mich dringend zu sprechen wünsche.

„Gestern hat mich jemand aufgesucht, der Ihnen helfen möchte“, sagte er zu mir.

„Mir helfen?“ erwiderte ich erstaunt, „was will das eigentlich bedeuten: helfen?“

„Nicht Ihnen persönlich, aber Ihrer Partei; würde Ihnen ein Milliönchen nicht willkommen sein für einen eventuellen Generalstreik im Kampfe gegen den Krieg?“

„Was, und Sie haben den Hallunken nicht hinausgeworfen? Wie kommt man überhaupt dazu, und wie kommen Sie dazu, mir so etwas zu übermitteln?“

„Ja, aber, regen Sie sich nicht so auf, ich kenne den Menschen

schon seit 20 Jahren, habe ihn einmal bei Bebel kennengelernt, er ist ein deutscher Gelehrter, wenn er nach Bern kommt, wird er bei Ihnen vorsprechen.“

„Was,“ schrie ich auf, mich kaum beherrschend, „was fällt Ihnen überhaupt ein, wenn dieser Mensch sich erdreistet, zu mir zu kommen, packe ich sofort meine Sachen und verlasse Bern.“

„Aber bitte, es ist ein Pazifist, er hat von amerikanischen Pazifisten eine größere Summe erhalten . . .“

Nun kam ich aus der Fassung und unterbrach den Siebzigjährigen:

„Ich erkläre Ihnen, daß, wenn es sich darum handeln würde, den Sozialismus zu verwirklichen mit Hilfe eines einzigen Groschens bürgerlicher Herkunft, der ganze Parteivorstand, die ganze Partei wie ein Mann Ihnen die Antwort geben würden, die ich Ihnen gebe. Jagen Sie Ihren Gelehrten zum Teufel. Eine proletarische Partei kämpft und siegt nicht mit solchen Mitteln.“

Ich stand auf und verließ das Lokal, wobei ich sofort an Grimm in den Nationalrat schrieb, er solle sich mit Greulich, den ich damals für altersschwach hielt, nicht in Unterredungen einlassen. Greulich ließ indessen nicht locker, bis er endlich tatsächlich jemanden gefunden hatte, der ihn, in Begleitung des „deutschen Gelehrten“, nach Bologna brachte, wo die letzte Sitzung des italienischen Parteivorstands vor dem Eintritt Italiens in den Krieg stattfand. Als dem Parteivorstand gemeldet wurde, Genosse Greulich sei da, wurde er gebeten, den Sitzungssaal zu betreten und vom Vorsitzenden der Sitzung, Bacci, brüderlich begrüßt. Kaum aber sagte Greulich, er hätte jemanden mitgebracht, als derselbe Bacci die beiden Gäste bat, schleunigst den Saal zu verlassen, und dem Italiener, der sich erdreistet hatte, die Betreffenden überhaupt zur Sitzung zu bringen, eine strenge Rüge erteilte. Bacci verfügte auch, der Vorfall solle sofort zu Protokoll gebracht werden. Als die Entente-Pressen endlich mit dem „Beweis“ anrückte, die italienische Partei stünde unter deutschem Einfluß und sei von deutschem Gelde genährt, wurde mit der Veröffentlichung des Protokolls geantwortet. Die Art und Weise, wie der Parteivorstand gehandelt hatte, erhöhte sein Prestige im ganzen Lande. Greulich aber, der Veteran der schweizerischen und internationalen Arbeiterbewegung, büßte viel von seiner Popularität ein, nicht nur beim italienischen Proletariat!

Unverzeihlich einerseits, lächerlich andererseits ist der Starrsinn, mit dem Greulich an seinem Plan festgehalten und ihn trotz der

Warnungen durchgeführt hat. Dieser Starrsinn hat sich an ihm gerächt, indem er mehr als einmal von den Zimmerwaldianern zur Rede gestellt wurde und auch unsere Sitzungen — kurz vor der zweiten Zimmerwalder Konferenz in Kiental — verlassen mußte, weil die Auskunft, die er über jenen Fall gab, niemanden befriedigte.

Kiental.

Während Lugano und Zimmerwald das große Verdienst hatten, die Massen über die Ursachen des Krieges und über die Tragweite der Niederlage der Internationale aufgeklärt und somit eine ideologische Richtschnur für den Kampf gegen Krieg, Chauvinismus und Sozialpatriotismus gegeben zu haben, und das Schwergewicht der ersten Zimmerwald-Konferenz darin lag, daß sie die marxistisch-revolutionäre Taktik der sozialpatriotischen entgegenstellte: so erheischte die Fortdauer des Krieges, das Hineinziehen neuer Länder, die immer größere Preisgabe der proletarischen Grundsätze eine konkrete Stellungnahme der Zimmerwald-Parteien zu den konkreten Fragen. Mit dem Gradmesser des Konkreten gemessen, ist Kienthal viel weiter gegangen als Zimmerwald, allein Zimmerwald hatte auch insofern bahnbrechend gewirkt, als es der Aktion der international eingestellten Sozialisten in den einzelnen Ländern freie Luft verschaffte. Vor Zimmerwald, vor einer internationalen sozialistischen Kundgebung gegen den Krieg, waren die sozialistischen Kriegsgegner durch den Hinweis auf die Passivität der Gesinnungsgenossen anderer Länder in ihrem Auftreten gelähmt. Die Gefahr der Einseitigkeit im Auftreten gegen den Krieg wirkte abschreckend, nicht nur auf den kleinbürgerlichen Philister, sondern auch auf so manche Schichten der Arbeiterklasse, denn das Argument wurde auch von den Mehrheitssozialisten gebraucht und mißbraucht.

Das Zimmerwalder Manifest, von Vertretern fast aller kriegsführenden Länder unterschrieben, hatte mit diesem Argumente aufgeräumt und dadurch eine bedeutende, kriegsfeindliche Einstellung in allen Ländern entfesselt, deren einzelne Ergebnisse sich gar nicht registrieren lassen. Um einen Begriff von der Ausdehnung der Zimmerwald-Bewegung zu geben, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ihr folgende Parteien und Gruppierungen angehörten:

Sozialistische Partei und Gewerkschaftszentrale Italiens;
 Sozialdemokratische Partei der Schweiz;
 British Socialist Party Englands;
 Independant Labour Party Englands;
 Sozialdemokratische Partei Rumäniens;
 Sozialdemokratische Partei Rußlands (Zentralkomitee);
 Sozialdemokratische Partei Rußlands (Organisationskomitee);
 Partei der sozialistischen Revolutionäre Rußlands;
 Allgemeiner jüdischer Arbeiterbund in Litauen, Polen und
 Rußland;
 Sozialdemokratie Polens und Litauens (Hauptvorstand);
 Sozialdemokratie Polens und Litauens (Landesvorstand);
 Polnische sozialistische Partei (Zentralkomitee);
 Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Engherzige) Bulgariens;
 Sozialdemokratische Partei Portugals;
 Sozialistische Föderation von Saloniki;
 Sozialistischer Jugendverband Schwedens und Norwegens;
 Socialist Party Amerikas;
 Socialist Labour Party Amerikas;
 Deutsche Sprachgruppe der Socialist Party Amerikas;
 Sozialdemokratische Partei Lettlands;
 Sozialdemokratischer Jugendverband Dänemarks;
 Sozialistische Jugendorganisation Madrid;
 Internationale Sozialistenliga Südafrikas;
 Confederazione Generale del Lavoro Italiens;
 Verband der Gewerkschaften Bulgariens.

Später kamen hinzu:

Sozialdemokratische Partei Serbiens;
 Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands;
 Internationale Sozialisten Deutschlands;
 Minderheit der Sozialdemokratischen Partei Bulgariens (Weit-
 herzige);
 Sozialdemokratische Linkspartei Schwedens;
 Sozialdemokratische Partei Finnlands.

Wie man schon aus dieser Aufzählung ersieht, hatte Zimmer-
 wald einen starken Widerhall bei den Massen gefunden, streckten
 sich ihm immer mehr Hände in Verzweiflung entgegen, immer
 mehr Proletarier und Revolutionäre erblickten in dieser Bewegung
 die Rettung der Arbeiterklasse, den Weg zum Frieden, zum Sozialis-

mus. Das allgemein Theoretische, Politische genügte nicht mehr; eine neue Konferenz, welche ebenso geheim gehalten werden sollte wie die erste, wurde nach Kiental (gleich Zimmerwald ein kleiner Ort in der Nähe von Bern), einberufen. Ihr Zweck war, konkrete und für die Anhänger Zimmerwalds und deren parlamentarische Vertreter bindende Beschlüsse zu fassen. Vor allem handelte es sich um die Verweigerung der Kriegskredite; diese unabhängig von den jeweiligen strategischen Verhältnissen zum internationalen Beschluß zu erheben, war die wichtigste, aber auch schwerste Aufgabe der Konferenz. Auch hier war die Stellungnahme der französischen und deutschen Abgeordneten ausschlaggebend.

Der Verlauf der ganzen Konferenz war durch die Haltung der deutschen und französischen oder, sagen wir, diesmal der französischen und deutschen Abgeordneten bestimmt. Würde es Zimmerwald möglich sein, durch die Verweigerung der Kriegskredite den verhängnisvollen 4. August einigermaßen gutzumachen? Alle waren auf die Stellung der französischen Delegierten gespannt, aber gerade sie wollten mit der Sprache nicht heraus. Zwei von ihnen, Blanc und Ruffin Dugens, verließen den Konferenzort, noch bevor man in die wichtigen Debatten eintrat. Der dritte, Brizon, sollte die Erklärung, auf die alle mit Spannung warteten, abgeben. Aber auch er zögerte immer, er wollte den deutschen Abgeordneten Adolph Hoffmann zuerst sprechen lassen. Dieser Umstand trug nicht besonders dazu bei, Brizon den Konferenzteilnehmern sympathisch zu machen, ebensowenig sein ganzes Auftreten, das vom allgemeinen Milieu abstach. Später erwies es sich aber doch, daß es nur harmlose äußere Pose gewesen, er im Grunde genommen ein guter Kerl war, der seinen Mann zu stellen vermochte, zu seinem Worte stand, was er auch durch sein verantwortungsvolles Verweigern der Kredite im französischen Parlament kurz nach der Kientaler Konferenz bewies. In Kiental fiel sein individualistisch-burschikoses Verhalten unangenehm auf, der vorwiegende Teil der Konferenzteilnehmer gehörte zur Schule der deutschen Sozialdemokratie. Adolph Hoffmann, der Brizons Erklärung mit einer im Namen der deutschen Opposition abgegebenen Erklärung vorausgegangen war, hatte das ganze Wesen der deutschen Sozialdemokratie, ihre besten Traditionen, ihre glorreiche Vergangenheit wachgerufen. Alle standen noch unter dem Eindruck seiner Rede, die nicht so sehr durch ihren Inhalt als durch die Gebärde des Redners, durch sein Auftreten, durch seinen

Ton alle Hoffnungen, die man auf die Vorhut der revolutionären Arbeiterbewegung gesetzt hatte, in Erinnerung brachte. Adolph Hoffmann war selbst erschüttert durch die Abrechnung, die er mit der Partei machen mußte, in deren Dienst er ergraut war. Der „10-Gebote“-Hoffmann, der Vertreter des Berliner revolutionären Proletariats, stand vor uns und leistete tragische Abbitte für das Versagen der Partei, die allen anderen während des Krieges hätte vorangehen müssen, wie sie es vor dem Kriege getan hatte... Die wenigen, die aufrecht geblieben waren, sollten die Ehre der deutschen Arbeiterklasse retten, das würden sie tun. „Wenn ich für die Kredite stimmen würde,“ sagte Hoffmann mit zitternder Stimme, „würden sich meine im Krieg gefallenen Söhne im Grabe umdrehen.“ Er betonte — das war das Leitmotiv aller damaligen Ausführungen —, wie schwer es sei, eine internationalistische, proletarische Stellung einzunehmen, wenn die Gegner sich auf das entgegengesetzte Verhalten der ausländischen Bruderparteien berufen könnten, und äußerte die Zuversicht, daß die französischen Genossen die Notwendigkeit der Kreditverweigerung einsehen würden... Nun kam die Reihe an Brizon. Seine Rede, sein Ton, seine Gestikulation, seine Pose waren ganz auf das französische Parlament eingestellt. Sorgfältig aufgebaut, auf äußeren Effekt hinzielend, auf Unterbrechungen rechnend und zu ihrer Parierung vorbereitet, irritierte sie alle Anwesenden, die solche rhetorischen Übungen ebensowenig gewöhnt wie aufgelegt waren, ihnen zuzuhören. „Es fällt mir äußerst schwer, das Wort zu ergreifen, weil ich mich hier als Sozialist und Franzose fühle“, begann Brizon, indem er sofort, da er wußte, daß diese Einführung Unzufriedenheit hervorrufen würde, hinzufügte: „ich bin Sohn des Landes der Revolution und würde auf nichts eingehen, was dieses Land der Revolution beeinträchtigen könnte.“ Auf die Kredite zu sprechen kommend, meinte er: „Gewiß werden wir gegen die Kredite stimmen, ...“ als man seine Erklärung mit Händeklatschen aufnahm, fügte er hinzu: „ja, aber es kommt auf die strategischen Verhältnisse an, wenn sie sich verschlimmern, werden wir für die Kredite stimmen müssen, wenn sie sich bessern, werden wir gegen sie stimmen.“ Diese Ergänzung rief lauten Protest hervor. Zum Schluß aber betonte er, daß die Stellung der sozialistischen Parteien dem Kriege gegenüber eine durchaus ablehnende sein müsse. In diesem Sinne sollten auch die Völker aufgeklärt werden über den Krieg, in dem es „weder Sieger noch Besiegte“ geben könne, son-

dern nur „zugrunde Gerichtete, Erschöpfte, Ausgeblutete, aus deren Leiden, Verfall und Untergang ein Haufen Kriegsspekulanten und Ausbeuter Nutzen ziehen“. Das war auch das Leitmotiv des Manifestes, an dessen Entwurf Brizon sich beteiligt hatte, und das mit der Aufforderung schloß: „Kämpfet für den sofortigen Frieden ohne Annexionen; der dauernde Frieden kann nur durch den Sieg des Sozialismus gesichert werden.“

Überhaupt stand die Kientaler Konferenz im Zeichen des Parlamentarismus, nicht etwa weil sie die Tätigkeit auf den Parlamentarismus beschränken wollte — ganz im Gegenteil —, sondern weil ein ausgiebiger Teil der Anwesenden Abgeordnete waren. So waren alle drei Genossen, die aus Frankreich gekommen waren, Abgeordnete (nicht die Partei hatte sie delegiert, sondern sie waren aus eigenem Antrieb erschienen). Von den acht italienischen Delegierten gehörten fünf dem Parlament an, von fünf schweizerischen Delegierten waren drei Parlamentarier, der serbische Delegierte war Abgeordneter. An die Forderung der Kreditverweigerung knüpfte sich die Erörterung des Friedensproblems und der Stellung der Zimmerwalder Partei zu einer eventuellen Einberufung des Bureaus der Internationale. Eine strenge Demarkationslinie sollte gezogen werden zwischen den Mitteln, deren sich die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Pazifisten und die dem Burgfrieden verfallenen Sozialdemokraten bedienten, und den Kampfesmitteln des klassenbewußten Proletariats. Es sollte klar ausgesprochen werden, daß nur der sozialistische Kampf für den Frieden erfolgreich sein, nur der Sozialismus einen dauerhaften Frieden sichern könne.

Waren sich alle Delegierten darüber einig, daß das Proletariat nur mit der Waffe des Klassenkampfes den bewaffneten Konkurrenzkampf der herrschenden Klassen besiegen könne, so waren nicht alle darüber einig, wo bei der Anwendung konkreter Mittel gegen die Fortdauer der Völkermetzelei die Demarkationslinie gezogen werden sollte, ob z. B. das obligatorische Schiedsgericht, die Abrüstung, als nicht zum proletarischen Klassenkampf gehörig zu betrachten sei. Gerade bei Behandlung dieser Frage kamen verschiedene Strömungen zum Vorschein. Die Konferenz wurde unterbrochen, um den einzelnen Delegationen Gelegenheit zu geben, Stellung zu nehmen vor der definitiven Abstimmung im Plenum. Die Sitzungen der Delegationen dauerten bis in den frühen Morgen hinein. Auch in der italienischen Delegation gab es, trotz des einstimmigen Vorgehens in allen wichtigen Fragen, Meinungsver-

schiedenheiten. Die fünf Abgeordneten waren für die Zulässigkeit der obenerwähnten Mittel, ihnen gegenüber vertraten die drei Nichtparlamentarier der Delegation, Lazzari, Serrati und Balabanoff, einen ablehnenden Standpunkt. In den anderen Delegationen ging es stürmisch und unversöhnlich zu. Grimm, dem es gelungen war, einen Entwurf zu machen, der — das war seine Spezialität — allen Strömungen Rechnung trug, ging von einer Delegation zur anderen, um die Genossen aufzufordern, die Debatten zu kürzen und die Plenarsitzung zu ermöglichen. Vergebens! Als man sich gegen drei Uhr früh endlich im Sitzungssaal einfand und zur Abstimmung über das Friedensproblem schritt, ereignete sich etwas vielleicht in den Zusammenkünften der sozialistischen Parteien, ja auf einem Kongreß überhaupt, nie Dagewesenes. Während der Abstimmung verlangten die meisten Delegierten das Wort, um zu erklären, daß sie nur unter einer gewissen Reserve die Resolution annähmen; diese Erklärung wurde von Delegierten, die entgegengesetzte Strömungen und verschiedene Länder vertraten, abgegeben, ohne daß sie sich hatten verständigen können. Den einen war die Resolution zu weitgehend, den anderen zu elastisch. Sabotage oder Obstruktion war es nicht, aber es sah danach aus. Je mehr Delegierte die eintönige Erklärung abgaben, um so nervöser wurde das Milieu. Serrati hielt es nicht aus. Nachdem er seinen Protest heftig ausgedrückt, verließ er den Saal. Als man sich nach einiger Zeit auf sein Zimmer begab, um ihn zur Rückkehr in die Sitzungen zu überreden, stellte es sich heraus, daß er überhaupt den Ort verlassen hatte . . .

Die Kientaler Konferenz wirkte nach zwei Richtungen hin. Erstens rüttelte sie vor allem die Massen auf durch das Manifest, das es ihnen zur Pflicht machte, für den sofortigen Frieden ohne Annexionen und für einen sofortigen Waffenstillstand einzutreten, und die sozialistischen Proletarier aufforderte, den Austritt der Sozialisten aus den Regierungen und die sofortige Kreditverweigerung zu verlangen. Das Manifest, im April 1916 veröffentlicht, war von etwa dreißig Parteien und Minderheitsgruppen unterschrieben. Zweitens wurden auch für die Beziehungen zum Internationalen Bureau und für das Verhalten der Zimmerwalder Parteien gegenüber seiner eventuellen Einberufung Direktiven festgelegt. An der Untätigkeit und sozialpatriotischen Stellung des Bureaus und seines Vorsitzenden Vandervelde, der inzwischen Minister geworden war, wurde die schärfste Kritik geübt, und da die Gefahr vorlag, daß die Leiter des Bureaus, die auf Gedeih und

Verderb mit der Entente verbunden waren, es in den Dienst dieser imperialistischen Koalition stellen könnten, wurde den Zimmerwald-Anhängern empfohlen, auf der Hut zu sein und, falls es wirklich einberufen würde, in einer außerordentlichen Sitzung unserer Kommission bindende Beschlüsse über das Verhalten aller Zimmerwalder Parteien zu fassen. Obwohl es während des Krieges zu einer Sitzung des Bureaus nicht kam — eben weil es sich ganz der Entente anpaßte und zu deren Hörigen wurde —, hatte der obenerwähnte Beschluß einen entscheidenden Einfluß auf die Zimmerwald-Bewegung ausgeübt, sie vor einer Zersplitterung bewahrt und dadurch die Abhaltung der dritten Zimmerwalder Konferenz möglich gemacht, die, obwohl ganz konspirativ abgehalten und dadurch den Außenstehenden wenig bekannt, die wichtigste unter den Zimmerwalder Konferenzen war. Sie fand 1917 in Stockholm statt.

*

*

*

Als wir am 30. April bis in die späte Nacht hinein gearbeitet hatten, waren alle vollständig erschöpft. Ich gehörte zu den wenigen, die ihre Widerstandsfähigkeit noch nicht total eingebüßt hatten, obwohl ich meine Arbeit keinen Augenblick unterbrochen hatte; als Mitglied der Internationalen Sozialistischen Kommission, als Protokollführerin und Übersetzerin, als leidenschaftlich am Ausgange der Konferenz interessierte Zimmerwaldianerin, die mit den einzelnen Genossen so manches zu besprechen hatte und ihnen zu gegenseitigem Verständnis verhelfen wollte, war ich in jenen Nächten nur für ein paar Stunden zu Bett gegangen und am Tage nie frei gewesen. Als die Tagesordnung erledigt war, war der erste Mai schon angebrochen . . . Ich wollte mir den Sonnenaufgang des ersten Mai in den Alpen ansehen, um den Glauben an die Auferstehung des Proletariats auch noch symbolisch bekräftigt zu finden.

Erst in Bern spürte ich große Müdigkeit, ein überwältigendes Schlafbedürfnis. Ich bat einen italienischen Genossen, für mich die Erste-Mai-Rede in Genf abzuhalten, und legte mich schlafen. Ein paarmal weckten mich die Fanfaren der zu Maifeier-Demonstrationen eilenden Arbeitervereine. Auch das berührte mich symbolisch — was war Traum, was war Wirklichkeit? Hatten wir Veranlassung, anzunehmen, daß unsere Arbeit den Sieg des Weltproletariats, des Weltfriedens, für den die Schweizer Arbeiter demonstrierten, nähergerückt hatte? . . .

Als einige Zeit später die sensationelle Nachricht kam, Brizon und die zwei anderen Zimmerwaldianer, die aus Frankreich nach Kiental gekommen waren, hätten die Kriegskredite verworfen, glaubte ich diese Frage bejahen zu können, dachte an die Rede Brizons in Kiental, die große Tragödie des Sozialismus, die sich in dem kleinen Kientaler Sitzungssaal widerspiegelte, und empfand das Bedürfnis, Grimm zu dem großen Erfolg unserer kleinen Bewegung zu beglückwünschen. — — —

Nach der Kientaler Konferenz, die der Zimmerwalder Bewegung festen Boden verlieh, entwickelte unsere Internationale Sozialistische Kommission eine noch viel regere Tätigkeit. Die Sitzungen der Kommission — es wurde auch eine erweiterte Kommission gegründet, der Vertreter aller Parteien angehörten, die aber selten in vollem Umfange zusammentreten konnte — wurden öfter abgehalten, aber vor allem mehrten sich die ausländischen Besuche, die Unterredungen mit den einzelnen Genossen. Ich persönlich habe gerade in jener Zeit außerordentlich interessantes psychologisches Material gesammelt. Ich konnte mich aus der Nähe überzeugen, wie der Krieg auf die verschiedenen Temperamente gewirkt hatte. Ich habe einsehen müssen, wie äußerst subjektiv auch die Urteile derjenigen zu sein pflegen, die für unparteiisch gelten oder sich einbilden, es zu sein. Ein jeder sah die Lage, wie er sie sehen wollte, obwohl die Gewährsleute überwiegend geschulte Marxisten waren. Die Deutschen, die vom Haß gegen die Regierung und die Partei, die sich so schmähsch benommen hatte, erfüllt waren, sahen alles, was sich auf Deutschland und seine Aussichten bezog, in äußerst düsterem Lichte. Die Franzosen wieder bestritten, daß es den Deutschen schlecht gehe, es waren lauter Augenzeugen, die sich auf Gesehenes, Erlebtes bezogen. Das Sympathische bei diesen Leuten war, daß sie gerade durch ihre Einstellung bewiesen, wie sehr sie unter dem Auftreten ihrer Regierung, ihrer Partei litten, und daß sie fähig waren, ihrer Partei gegenüber große Strenge, den anderen Parteien gegenüber Nachsicht zu üben. War diese Einstellung auch vom Standpunkt des konsequenten Internationalismus etwas entfernt, so unterschied sie sich doch vorteilhaft vom entgegengesetzten Standpunkt des Philisters und des vom Patriotismus angesteckten Mehrheitssozialisten. Ich hatte mich an diese Einseitigkeit gewöhnt und stellte an alle aus den Kriegsländern ankommenden Genossen einige Fragen, auf die ich stereotype Antworten bekam, besonders in bezug auf den wahrschein-

lichen Ausgang des Krieges. Kein einziger war bescheiden genug, um auf die Rolle des Propheten oder Strategen zu verzichten. Alle prophezeiten — kam aber eine Nachricht, die ihren Voraussichten widersprach, so beriefen sie sich auf „unvorhergesehene Umstände“. Meisterhaft übte Radek das Amt des Propheten aus, ohne irgendwie daran Anstoß zu nehmen, daß das Leben seine Voraussagen tüchtig Lügen strafte. Am nächsten Tag ging er in seinen Voraussagen schon von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten als vierundzwanzig Stunden früher aus. Alles war umgeworfen worden, er behandelte die Frage aber so, als ob er stets das Verworfenste bestritten und nur sein Gegenteil behauptet hätte. Dieselbe Einstellung habe ich auch in bezug auf die Hungersnot in Rußland und während des Krieges in anderen Ländern gemerkt. Der Wunsch bleibt Vater des Gedankens! . . .

Entweder tötet die Revolution den Krieg oder der Krieg die Revolution.

Der Ausbruch der Russischen Februarrevolution gab unseren Gedanken und Handlungen selbstverständlich eine ganz neue Richtung. Wie ein mächtiger, verheißungsvoller Regenbogen hatte sie unseren Horizont aufgehell't. Es gab keine Zeit, keine psychologische Möglichkeit, an die Vergangenheit oder an die Zukunft zu denken, nur der Gegenwart lebte man. Die Auferstehung des Proletariats, der Sozialismus, das Ende des russischen Despotismus, der Anfang vom Ende des ruchlosen Krieges! Was ist zu unternehmen, um den Funken, der in Rußland aufsprühte, auf ganz Europa zu übertragen? Was kann Zimmerwald für die Ausdehnung der russischen Revolution, für ihre Vertiefung tun? Zu dieser Frage, die sich unser aller bemächtigte, kam für uns Russen die zweite hinzu: Wie auf schnellstem Wege nach Rußland zurückgelangen, um dort im Dienste der Revolution und der sozialistischen Friedensaktion zu wirken? In einer außerordentlichen Sitzung der erweiterten Kommission wurde ein Manifest erlassen, dessen Leitmotiv in prägnanter Weise zusammengefaßt wurde in die Worte: „Entweder tötet die Revolution den Krieg oder der Krieg die Revolution.“ Diese Worte enthielten ein Urteil, eine Prognose und einen Aufruf zur Tat. Kein Augenblick darf verloren, alles soll aufgeboten werden, um die Revolution zu unterstützen und zwar direkt und indirekt durch den Kampf gegen den Imperialismus des eigenen Landes. Die Internationale Sozialistische Kommission sollte, um die Parole durch die Tat zu unterstützen, das Schwergewicht ihrer Tätigkeit nach dem Norden übertragen, näher dem Herd der Revolution. Die revolutionäre Friedensaktion sollte sich vor allem in Rußland und Deutschland auswirken, dort sollten die Geschehnisse des Friedens und der Revolution entschieden werden. Dementsprechend wurde beschlossen, die Haupttätigkeit der Internationalen Sozialistischen Kommission nach dem

Norden zu verlegen, zu welchem Zwecke Grimm und ich uns nach Rußland oder Schweden begeben sollten. Inzwischen hatte sich ein Komitee gegründet, um die Rückkehr der russischen Emigranten zu beschleunigen. Da alle Grenzen gesperrt waren — für die russischen Revolutionäre vor allem! —, war das keine leichte Aufgabe. Für die Ententeländer war die russische Revolution um so weniger willkommen, als sie keine Friedenspropaganda brauchen konnten und darum gar kein Interesse an der Repatriierung einer Anzahl russischer Revolutionäre hatten. Auch die Zentralmächte, die mit Rußland Krieg führten, würden keine Feinde über die Grenze kommen lassen. Die Lage war verzweifelt, unsere Erregung wuchs, je mehr wir seitens der „Alliierten“ auf Schwierigkeiten stießen. Da verbreitete sich das Gerücht, Lenin und einige seiner Fraktionsgenossen hätten beschlossen, sich mit Hilfe des Sekretärs der schweizerischen Partei, Nationalrats Platten, der der bolschewistischen Fraktion nahegestanden war, über Deutschland nach Rußland zu begeben. Im Anfang wirkte die Nachricht etwas befremdend auf mich, besonders, als ich aus einer Rücksprache mit einem Reiseteilnehmer erfuhr, daß Kompromisse, die ich für absolut unannehmbar hielt, von den Bolschewisten als natürlich aufgefaßt wurden. Gewiß war von plombierten Waggons und Kompensationen der deutschen Regierung gegenüber keine Rede, aber trotzdem war die Situation keine angenehme, nicht, weil es sich um die deutsche, sondern weil es sich um eine kapitalistische Regierung überhaupt handelte. Erst mit der Zeit habe ich die politisch-psychologische Tragweite dieses Beschlusses Lenins eingesehen und mich überzeugt, wie sehr er seinem ganzen Wesen entsprach. Geradeaus zum Ziele, ohne sich von irgend etwas abhalten zu lassen! Bei derselben Gelegenheit habe ich mich auch überzeugen können, wie grundverschieden es ist, wenn ein kühnes Mittel von einem großen Menschen gebraucht wird im Dienste einer Sache, von deren Interesse allein er gelenkt wird, oder von winzigen Nachahmern. Daß aber Lenin nichtsdestoweniger der Widerhall, den seine Durchreise durch Deutschland in der öffentlichen Meinung finden würde, nicht gleichgültig war, beweist eine Erklärung, die von einigen bolschewistischen oder bolschewisierenden Franzosen abgegeben wurde, und die feststellte, daß die Sozialisten der Ententeländer nichts Unzulässiges in der Reise durch Deutschland sähen. Alles das war von der bolschewistischen Fraktion selbst durchgeführt, aber nicht im Einverständnis mit den anderen Zimmer-

waldianern, was auch natürlich war, weil es sich um eine russische Angelegenheit handelte und weil sich die bolschewistische Fraktion immer gesondert und von den anderen Mitgliedern der Bewegung und der Internationalen Sozialistischen Kommission abgeschlossen hielt. Aus dieser Sachlage heraus konnte es mich auch nicht besonders wundern, daß Lenin die Hilfe Grimms zurückwies und die Plattens annahm, der die bolschewistische Emigrantengruppe auch auf dieser Reise begleitete.

*

*

*

Als ich eines Abends aus der Sitzung der Internationalen Sozialistischen Kommission in eine Versammlung russischer Emigranten kam, hörte ich, wie der Vertreter der sozialrevolutionären Bewegung, Bobroff, der trotz seiner siebzig Jahre eines der eifrigsten Mitglieder der Zimmerwald-Bewegung war, ausrief: „Nun gut, wenn die Ententemächte uns den Weg nach Rußland sperren, versuchen wir es auf eine andere Weise. Ich wäre bereit, in einem Aeroplan nach Petersburg zu gehen.“

„Genossen,“ meinte Martoff, „es könnte doch einen Ausweg geben. Wir verlangen von unserer revolutionären Regierung, sie solle uns gegen die in Rußland weilenden Gefangenen austauschen. Es handelt sich weder um einen Gefallen, noch um ein Kompromiß, sondern um ein ganz legales Abkommen zweier Regierungen.“ Der Vorschlag wurde sofort angenommen und Robert Grimm beauftragt, Schritte einzuleiten . . . Lebhaft erinnere ich mich daran, wie ich mit Genossen Lapinsky, einem hervorragend intelligenten polnischen Genossen, Grimm begleitete und wir ihm einschärften, er solle seiner Unterredung mit den schweizerischen und deutschen Diplomaten vom ersten Worte an ein Gepräge verleihen, das einen jeden Kompromiß von vornherein ausschloß . . . Monatelang dauerten die Unterredungen, wir konnten die Abreise nicht mehr erwarten. Da entschlossen wir uns, Grimm nach Rußland zu delegieren, um bei der provisorischen Regierung durch die in Rußland lebenden Zimmerwaldianer den sofortigen Austausch zu bewirken und zur gleichen Zeit der Zimmerwald-Bewegung — der Tätigkeit der Internationalen Sozialistischen Kommission in Rußland — den Weg zu bahnen. In Stockholm angelangt, erfuhr Grimm, daß ihm die Einreise nach Rußland verweigert wurde, weil er . . . deutschfreundlich sei, und zwar soll dieses Urteil von Miljukow abgegeben

worden sein. In Erwartung meiner Ankunft in Rußland gab Grimm in Stockholm ein Zimmerwalder Bulletin heraus.

Anfang Mai gelang es uns endlich, nach Rußland abzureisen. Es waren unser etwa 250 Emigranten, die sich alle in Zürich konzentriert hatten. Von den bekanntesten Revolutionären waren Martoff, Axelrod, Rjasanoff, Lunatscharski, Bobroff-Natanson, Sokolnikow, der ehemalige rechtsstehende Martinoff, der jetzt, seine menschewistischen Irrwege bereuend, zum Bolschewismus oder vielmehr zum Antimenschewismus übergetreten ist, und andere mehr mit ihren Familien. Die Reise über Deutschland hatte nichts Besonderes an sich. Ergreifend waren für mich, die aus einem neutralen, verhältnismäßig gut versorgten Lande kam, die mageren, ausgehungerten Gesichter des deutschen Zugpersonals und der wenigen Menschen, die wir auf den Perrons sahen.

Das unsere Feinde? Wie nur die Möglichkeit finden, mit ihnen das Brot und die Schokolade zu teilen, die ein jeder von uns auf den Weg mitbekommen hatte! Ich schämte mich förmlich, so gut versorgt zu sein.

Als wir von Zürich abfuhren, verteilten sich die verschiedenen Fraktionen, in die die Emigranten zerfielen, in die verschiedenen Waggonen.

Da ich zu keiner Fraktion gehörte, wählte ich ein Abteil dritter Klasse, wo außer mir noch zwei „Wilde“ saßen, zwei Genossen aus Estland.

*

*

*

Dem einen von ihnen, Tëma, bewahre ich ein besonders warmes Andenken; als Märtyrer des bolschewistischen Befreiungskampfes hat er gelitten und gelebt, als Held ist er für die Verteidigung des revolutionären Rußlands gegen die Konterrevolution gefallen. Tëma stammte aus den Ostseeprovinzen, in denen die Verfolgung der Revolutionäre die Praxis im übrigen zaristischen Rußland übertraf. Als Kind hatte er der körperlichen Züchtigung seines Bruders und seines Vaters, eines Bauern, beiwohnen müssen. Selbst verfolgt, war er ins Ausland geflüchtet, wo er den Uhrmacherberuf ausübte. Teils dieser Umstand, teils sein Aufenthalt im französischen Jura, wo der lebendigste Teil der Bewegung ein bakunistisches, individualistisches Gepräge trägt, bewirkten, daß Tëma nicht der sozialdemokratischen Bewegung beigetreten, sondern anarchistischer Sonderling geblieben war, von grenzenloser Leidenschaft für die

Befreiung der Arbeiterklasse beseelt, stets bereit, für sie die größten Opfer zu bringen, aber nicht imstande, sich in die kleinbürgerliche Bewegung der französischen Schweiz einzufügen. Tëma besaß den seltenen Mut, in allen gewerkschaftlichen und öffentlichen Versammlungen seine Ansichten, Einwände, Vorschläge vorzubringen, obwohl ihm niemand zuhörte. Er nahm es nicht übel, wenn man ihn nicht ernst nahm, und lächelte gerne über sich selbst. Gierig suchte er nach der Möglichkeit, mit jemandem seine Kenntnisse zu teilen. Zu diesem Zweck begab er sich um 6 Uhr früh, bevor er und seine „Hörer“ zur Arbeit gingen, mit ihnen in den Wald, und unterhielt sich über Philosophie, Geschichte, theoretischen und praktischen Fourierismus. Die Hörer liefen ihm systematisch davon, was er selbst mit einem wohlwollenden Lächeln erzählte... Der Krieg erschütterte ihn tief. Aktive Natur, durch keine Parteidisziplin gebunden, suchte er nach einem Auswege für die Arbeiterklasse. Er wurde eifriger Verfechter der individuellen Gehorsamsverweigerung. Gar oft sah ich ihn bei meinen Vorträgen; aus welcher Entfernung war er nicht manchmal gekommen, oft sogar zu Fuß! Erst später in Moskau sagte mir Tëma, meine Vorträge hätten ihm vieles gegeben. Ich ahnte es nicht. Armer, großer reiner Tëma! Als er nach Rußland kam, erhielt er eine leitende Stellung, die Kunstschatze des Winterpalastes wurden ihm anvertraut, er konnte seinen proletarischen Traum verwirklichen, gesunde revolutionäre Anschauungen auf dem Gebiete der Kunst vertreten. Ihm unterstand ein sehr großes Ressort. Tëma war aber ganz derselbe geblieben. Er schlief auf einer hölzernen Bank in einem kalten Raume, um die bequemen Räume seinen Mitarbeitern und den ehemaligen Bedienten des Palais zu überlassen. Morgens las er in denselben Büchern, die er seinerzeit in der Schweiz gelesen hatte. Den Ereignissen in Rußland brachte er trotz allen ihren Widersprüchen großes Verständnis entgegen. Nicht ein nörgelnder Anarchist war er, sondern ein tatkräftiger, selbständig denkender Revolutionär, von mächtigem proletarischen Instinkt geleitet. Wie oft habe ich ihn ruhig und siegessicher gesehen, zu einer Zeit, wo viele intellektuelle Führer den Kopf verloren hatten! Jedesmal, wenn Tëma aus den Zeitungen von meiner Anwesenheit in Petersburg erfuhr, kam er zu mir, manchmal spätabends, nur für einen Augenblick, um mir ein Stück Brot oder was anderes, das er vom Mund abgespart hatte, zu bringen. Als das Reisen für die bekannteren Kommunisten nicht besonders sicher war und ich auf der

Reise aus Petersburg nach Moskau von einer Ehrengarde begleitet wurde, schloß sich Tëma ihr an, saß die ganze Nacht neben mir, nahm seinen Mantel ab, um mich vor der Kälte zu schützen, „Tëma, lassen Sie das, ich bitte Sie, ich bin warm eingehüllt.“ — „Bitte, Genossin Angelica, bleiben Sie ruhig. Ich will Sie für unsere Bewegung aufbewahren, damit Sie den russischen Massen das geben, was Sie mir einst gegeben haben.“ In Tëmas Ton gab es nichts Konventionelles, nichts Demütiges, nichts Schmeichelndes, er hatte mir nie öffentlich Lob gespendet, es war das erstemal, daß er so zu mir sprach. Zum zweitenmal war es im Kreml, als er mich abholte, um mir die Kunstgalerien zu zeigen. Tëma war durch und durch Antimilitarist und verhielt sich zu vielem in der roten Armee und in Sowjetrußland skeptisch und kritisch. Aber als die Weißen zur drohenden Gefahr wurden, reihte er sich bei den Freiwilligen ein... Rußland hatte keine Zeit, keine Möglichkeit, seinen besten Söhnen Denkmäler zu errichten. Das harte Leben ist an ihrem Leben, an ihren Leichen teilnahmslos vorbeigegangen. Ihr Glaube aber, ihre Ausdauer, ihre Opferfreude haben der Arbeiterklasse den Weg zur Macht gepflastert. Tëma, du Edler, Großer, namenlos, spurlos bist du aus dem Leben gegangen...

Schon auf der Heimreise nach Rußland umgab mich Tëma mit echt kameradschaftlicher Sorgfalt. Meine italienischen Genossen und auch andere hatten bei unserer Abreise so viele Blumen auf den Züricher Bahnhof gebracht, daß, nachdem ich sie unter alle mit mir reisenden Genossinnen verteilt hatte, mir noch so viele blieben, daß Tëma mir eine Art Baldachin aus ihnen machte.

Als wir nach Stockholm kamen, fand dort gerade der Parteitag der schwedischen Sozialisten statt, die unter Führung Höglands und Ströms die alte Partei verlassen hatten, um sich der Zimmerwalder Linken anzuschließen. Als ich den Kongreß betrat und aufgefordert wurde, eine Rede zu halten, konnte ich nicht voraussehen, daß ich einen Boden betreten hatte, der sehr bald mein Wirkungskreis, meine geistige Heimat werden würde. Ich war nie in Skandinavien gewesen, die Menschen, die Sprache, die Bewegung schienen mir ganz fremd.

Einige Monate später, als ich aus einem andern Anlaß — und zwar aus keinem besonders angenehmen — Stockholm nochmals betrat und die dortigen Genossen näher kennenlernte, fand ich in ihnen die intimsten Gesinnungsgenossen, die treuesten, gastfreundlichsten, opferwilligsten, tatkräftigsten Freunde des revolutionären Ruß-

land. Nie bin ich bei ihnen auf die kleinste Disharmonie gestoßen, auf die kleinste Vulgarität, auf den leisesten Widerspruch zwischen öffentlicher Tätigkeit und Privatleben, nie auf das von mir so gehaßte Sichgehenlassen. Vielleicht ist mir diese seltene Harmonie eines Höglund, eines Ström, einer Kata Dalström deshalb aufgefallen, weil ich mit ihnen lange Zeit in intimer Mitarbeit und persönlicher Freundschaft verbracht habe und in ihnen dasjenige hochschätzte, was ich bei anderen so schwer vermißte.

*

*

*

Als wir nach zweitägigem Aufenthalt Stockholm verließen, um uns endlich nach Petersburg zu begeben, sagte Grimm, er würde uns bis zur russischen Grenze begleiten, weil er noch so manches mit uns zu besprechen habe. Als arbeitstüchtiger und praktischer Mensch nahm er auch die Schreibmaschine mit, sonst aber nichts, weil er die Absicht hatte, in zwei, drei Tagen zurückzukommen. Unterwegs hielten wir einige Sitzungen ab und schrieben abwechselnd auf der Maschine. Als wir in der Nähe der Grenze waren, wo Grimm unseren Zug verlassen sollte, erreichte uns die Nachricht, die Sozialdemokraten Tseretelli und Skobelev und der Sozialrevolutionär Tschernoff seien in die Regierung eingetreten. Alle mißbilligten diesen Schritt und versammelten sich — eine jede Fraktion in ihrem Waggon —, um eine entsprechende Resolution anzunehmen. Zur gleichen Zeit tauchte der Gedanke auf (bei Bobroff, der auf Grimms, des zur Zeit repräsentativsten Zimmerwalders, Reise nach Rußland großen Wert legte), die sozialistischen Minister zur Aufhebung des Einreiseverbots für ihn aufzufordern... Von Sozialrevolutionären wurden Telegramme an ihre Parteigenossen in der Regierung abgesandt. Fieberhaft erwarteten wir die Antwort. Werden die sozialistischen Minister den Mut haben, gegen den Strom zu schwimmen und die Solidarität mit ihren Gesinnungsgenossen (sie waren alle Zimmerwaldianer, und einer von ihnen, Tschernoff, hatte sogar an der ersten Zimmerwald-Konferenz teilgenommen) über die Solidarität mit der Regierung und den imperialistischen Alliierten zu stellen?

Der Zug hielt gerade an einer kleinen Station, bei der finnisch-russischen Grenze, alle Genossen, bis auf Grimm, eine Emigrantin aus Genf und mich, hatten den Waggon verlassen. Da traten zwei junge, sympathisch-selbstbewußte Offiziere, mit von Glück und

Siegesbewußtsein strahlenden Augen herein, fragten nach dem „Genossen Grimm“ und erklärten, die Genossen Minister genehmigten die Einreise des Genossen Grimm ohne Paß, sie übernähmen die Verantwortung für ihn und hießen ihn auf revolutionärem Boden willkommen! Sich mit einer feschen Handbewegung verabschiedend, verließen die zwei jungen Offiziere unseren Wagen.

Unzählige Male habe ich während der qualvollen Erlebnisse, in die uns alle und mich besonders die unglaubliche Naivität Grimms, sein autokratisches Diplomatisieren hinter dem Rücken seiner engsten Mitarbeiter gestürzt hat, mit Staunen daran gedacht, wie es ihm möglich gewesen sei, ein so großes Vertrauen zu mißbrauchen. Und nachdem er seine unglückselige Tat verrichtet hatte, wie konnte ihn die Erinnerung an die offenen, reinen, vertrauensvollen Augen der jungen Offiziere der revolutionären Armee nicht davon abhalten, zu lügen und im Lügen zu verharren? Waren es doch die Augen des damaligen revolutionären Rußlands, die mit Zuversicht zu den ausländischen Genossen, zur Solidarität der neuen Internationale aufblickten...

Der Beschluß der Minister, die Möglichkeit, mit Grimm an die Wiege der Revolution zu kommen, ermunterte uns alle. Zimmerwald wird offiziell in Petersburg einmarschieren. „Bitte, verhelft mir zu einer Fahne,“ wandte ich mich an einige Genossinnen und Genossen. Der eine, er war der Größte und Stärkste unserer ganzen Expedition, ein Genosse aus dem Kaukasus, benutzte die erste Gelegenheit, um sich einen großen Stock aus einem Walde zu holen. Eine Genossin spendete roten Stoff, eine andere stickte Buchstaben hinein, Tëma richtete das Ganze.

Im revolutionären Rußland.

Mit gemischten Gefühlen überschritt ich die Grenze des Vaterlandes... Die Internationale, unter deren lauten Klängen wir den heiligen Boden der Revolution betraten, erweckte keinen besonders begeisterten Widerhall. Es war das revolutionäre, noch nicht das sozialistische oder internationalistisch eingestellte Rußland. Das kam besonders zum Vorschein, als wir mit Grimm deutsch sprachen und ein Soldat es uns verbieten wollte. So mancher war uns gegenüber mißtrauisch. Wir kamen über Deutschland, „plombierte Waggons“ u. dgl. m., schließlich war doch noch nicht die ganze Armee durch die Revolution umgewandelt; auch war nicht vor auszusetzen, daß gerade ihre sozialistische Elite den Grenzdienst versorgte; Bauernsöhne waren die Soldaten — Söhne der Aristokratie und der Bourgeoisie die Offiziere!... In ihrem Mißtrauen gingen die Soldaten so weit, daß sie unseren Zug sabotierten, auf die alten Veteranen der Revolution, wie Bobroff und Axelrod, keine Rücksicht nehmen und die Waggons, in denen sie saßen, ohne Licht und Wasser lassen wollten. Ein Genosse machte sie darauf aufmerksam, daß die meisten, die jetzt über Deutschland nach dem revolutionären Rußland zurückkamen, seinerzeit gekettet und verbannt wurden, weil sie für die Freiheit gekämpft, deren Sieg Rußland vom Joche des Zarismus nun endlich befreit hatte.

*

*

*

Wir hatten eine langwierige Sitzung kaum abgeschlossen. Zusammengekauert waren wir auf den engen, harten Bänken gesessen und hatten uns befließigt, still zu sein, um die in der Nähe schlafenden Kinder nicht zu wecken. Der Zug verlangsamte seine Fahrt. Ich lehnte mich aus dem Fenster hinaus und sah eine große, dichte Masse vor mir — es waren grau uniformierte Gestalten, über deren Köpfen sich eine rote Fahne erhob. So dicht war die Masse, daß

man die einzelnen Figuren gar nicht unterscheiden konnte. Sie schien von einer elementaren Kraft getragen zu sein. Ihr Anblick verriet Andacht, Gebet, Erwartung eines Wunders... Die dunkle, sternlose, schwüle Nacht schien durch diese leblose Masse noch dunkler geworden zu sein, die windlose Stille noch unheimlicher. Alle Insassen des Waggon strömten zur Plattform. Die rote Fahne wehte ihnen entgegen. Die alten Revolutionäre widerstanden dem ergreifenden Schauspiel am allerwenigsten, weinend und vor Aufregung zitternd begrüßten sie die rote Fahne. Einer nach dem anderen, auch die, die sonst ungerne sprachen, redeten. Ich stand in der Menge, ein Genosse sagte zu mir: „Auch Sie, Angelica, müssen reden.“ „Was fällt Ihnen ein“, sagte ich. „Ich bin so klein, der Augenblick ist so groß, die Menschenmasse so feierlich.“ Noch hatte ich die Worte nicht zu Ende gesprochen, als einige Soldaten, die in meiner Nähe standen und dachten, ich hätte „klein“ auf meinen Wuchs bezogen, mich erhoben und auf die Handfläche setzten. Von dieser Höhe sprach ich zum erstenmal in meiner Heimat. „Helft uns, lehrt uns, Väterchen, Mütterchen,“ sagten die Soldaten, die älteren unter ihnen. Sie glaubten nicht an sich, die Dulder und Vollstrecker, sondern an unsere Lehren und Ratschläge. Unsere ganze Verantwortung diesen leichtgläubigen Duldermassen gegenüber stieg in mir auf. Nein, nicht befreit waren sie, sondern noch zu befreien. Lenin hatte recht und nicht die anderen. „Der Sozialismus oder die alte Sklaverei, wenn auch in gemilderter Form,“ dachte ich mir.

Mit diesen Gefühlen betrat ich Petersburg — mit Zimmerwalds roter Fahne den übrigen Emigranten vorausmarschierend.

Der Empfang, den man uns am Bahnhof bereitete, wirkte auf mich befremdend. Kalt, offiziell, offiziös mutete mich alles an. Minister Tschernoff, einige Vertreter von Arbeiterorganisationen, offizielle Reden. Jenseits des Bahnhofs sah man eine große Menschenmenge... Ich entfernte mich. Tschernoff, der mir strahlend entgegengieße, sagte ich statt jeder Begrüßung: „So schnell aus Zimmerwald in die Regierung?“

Nachdem Grimm seine Ansprache gehalten, begab er sich mit einigen Menschewisten, die ihn abgeholt hatten, auf ihren Kongreß, der gerade in jenen Tagen in Petersburg stattfand. — — —

Seit mehr als zwanzig Jahren hatte ich Rußland verlassen, und bis auf eine Schwester hatte ich fast niemanden aus meiner Familie wiedergesehen. Obwohl so manche meiner Verwandten in Petersburg

lebten, sah ich keine Veranlassung, sie von meiner Rückkehr in Kenntnis zu setzen. Ich wollte mich sofort an die Arbeit machen und dann meine Schwester und ihre Kinder besuchen, nicht aber bei ihnen wohnen. Abgesehen von allem andern wußte ich, daß die Kampfstellung, die ich vom ersten Tag einnehmen wollte, sie aufregen würde. Ist es selbstverständlich, daß man bei der Verfechtung seiner Grundsätze auf niemand Rücksicht zu nehmen hat, so ist es ebenso natürlich, daß man Andersgesinnte nicht die Folgen eigener Überzeugung tragen läßt. Doch erwartet mich ein Bruder am Bahnhof, und da ein jeder der Angekommenen zu Freunden oder Bekannten ging, begab ich mich zu meiner Schwester. Meine Verwandten hatten sich nie mit Politik abgegeben, hatten keinerlei ideologisches Verhältnis zu Rußland, hatten immer Deutschland als musterhaftes Land betrachtet, Rußland eher verachtet. Wie kamen sie dazu, sich darüber zu wundern, daß mir Deutschland und die Deutschen das geblieben, was sie mir stets gewesen. „Sage mir bitte,“ war eine der ersten Fragen, die meine Schwester an mich richtete, „ist es wahr, was man von dir berichtet hat?“ Sie reichte mir einen Zeitungsausschnitt — ein Feuilleton des russischen Schriftstellers Amfiteatrow! Durch eine Satire auf die Zarenfamilie bekannt geworden, vom Zarismus verfolgt, hatte er sich nach Italien begeben, wo er als politischer Flüchtling lebte, was ihn nicht hinderte, bei Kriegsausbruch ein begeisterter Ententepatriot zu werden und alle diejenigen zu denunzieren, die seinen Patriotismus nicht teilten. Das erwähnte Feuilleton enthielt eine Anklage gegen die italienischen Sozialisten, deren kriegsfeindliche Einstellung in erster Linie dem Einfluß der energischen Bolschewistin Angelica Balabanoff zuzuschreiben sei. „Bist du wirklich Bolschewistin —?“ meinte meine Schwester, „wärest du wenigstens Menschewistin oder Sozialrevolutionärin, könntest du bei uns wohnen. Wo wirst du jetzt ein Zimmer finden, und das Essen — alles ist so spärlich — so teuer.“ Obwohl ich zu der Zeit keiner russischen Organisation angehörte und gerade unterwegs von Lunatscharski aufgefordert worden war, mich an der Gründung einer interfraktionellen Organisation der revolutionären Sozialdemokraten Rußlands, die dem Kriege gegenüber einen proletarisch-internationalistischen Standpunkt eingenommen hatten, zu beteiligen, veranlaßte mich die Argumentation meiner Schwester, ihr zu sagen: „Ja, Amfiteatrow hat recht.“ Ich hatte ihr jedenfalls insofern die Wahrheit gesagt, als es für mich vom ersten Moment klar war, daß ich am linkensten

Flügel der Bewegung gegen die Regierung kämpfen würde. Seitdem ich die russische Grenze überschritten, die Luft Rußlands, Petersburgs eingeatmet hatte, wußte ich, daß ich mit Lenin gegen alle diejenigen kämpfen würde, die die Revolution für vollbracht hielten, und darauf kam es schließlich an.

Es mag gegen Mitternacht gewesen sein, als mich ein lautes Seufzen und Stöhnen aus dem Schlaf weckte. Es war die erste Nacht, die ich nach zwanzig Jahren Exils in meinem „Heim“ verbrachte. Ich vernahm die Stimme meiner Schwester: „Ja,“ sagte sie „... verschiedene Unglücke treffen eine Familie, ... die einen haben Alkoholiker, die anderen Epileptiker, die dritten Bolschewisten zu Angehörigen...“

*

*

*

Am nächsten Morgen verließ ich das Haus meiner Schwester und begann meine Zimmerwalder Tätigkeit. Sie bestand in öffentlichen Versammlungen, in Besprechungen mit verschiedenen Zimmerwald-Gruppierungen. An allen diesen Veranstaltungen beteiligte sich auch Grimm, dem ich mich soviel wie möglich Gesellschaft zu leisten bemühte, weil er die russische Sprache nicht beherrschte, was bei seinem Tätigkeitsdrang doppelt peinlich sein und seinen Umgang auf diejenigen Genossen beschränken mußte, die ihn aus der Schweiz her kannten und Deutsch sprachen. Mich befremdete einigermaßen der Umstand, daß Grimm sich sofort in Berührung mit den einzelnen Ministern setzen wollte wie auch mit den führenden anderen Persönlichkeiten aus dem Lager der Regierenden. Da ich seine Bestrebungen nicht teilte und die Betreffenden mich übrigens auch nicht einluden, war ich doppelt froh, Grimm zu diesen Besprechungen nicht begleiten zu müssen.

Die Abende, die wir in den Arbeiterversammlungen, meistens in den großen Fabriken, verbrachten, waren äußerst erhebend und zuversichtweckend. Mit leidenschaftlicher Wißbegierde lauschten die Arbeiter und Arbeiterinnen unseren Ausführungen über die ausländischen Brüder und Schwestern, über Zimmerwald, über die Friedensaussichten, über die Aussichten auf eine revolutionäre Bewegung überhaupt. Ein jeder Hinweis auf die Solidarität der Arbeiter anderer Länder mit den russischen, auf ihre Friedensbestrebungen, auf die Perspektive, die die russische Revolution dem Befreiungskampfe aller Ausgebeuteten eröffnete, rief lauten

Jubel hervor. Keine Spur von Stolz oder Übermut bei diesen Proletariern, die ihren älteren, reiferen Brüdern im Kampfe und Sieg vorangegangen waren. Selbstverständliche Bereitschaft, den Kampf weiterzuführen bis zum glorreichen, völkerbefreienden Endsieg, zum Sozialismus! Gerade, daß Grimm deutsch sprach, rief in den jedem Völkerhaß ferngebliebenen russischen klassenbewußten Arbeitern die hellste Begeisterung hervor. Mit einer bewunderswerten Ausdauer hörten sie seinen langen Ausführungen zu, die ich dann nachträglich ins Russische übertrug, nachdem ich den Darstellungen Grimms eine Einführung in die allgemeine Lage des internationalen oder russischen Proletariats vorausgeschickt hatte. Außer uns sprachen gewöhnlich auch ein paar Petersburger Genossen und Arbeiter der Rayons, in denen die Veranstaltungen stattfanden. So erhebend aber die Stimmung unter den Arbeitern, so entmutigend war sie in den anderen Schichten der Stadt! Alles war durch den Krieg, die Revolution, durch die von der Front gruppenweise oder einzeln zurückkehrenden Soldaten aus dem Geleise gebracht. Vor allem das ökonomische Leben, das Verkehrswesen, alles das, was eine arbeitende Bevölkerung braucht. Alles hatte sich gehen lassen. Außer der revolutionären Arbeiterschaft, die vom Sozialismus den Wiederaufbau des Zerstörten erhoffte, wußte die Bevölkerung nicht, wie es weiter gehen und was morgen eintreffen könnte. Haben die aus kulturell entwickelteren Ländern kommenden Ausländer — meist nicht mit Unrecht — über die Schlamperei und die Zeitvergeudung gespottet, die dem russischen Leben schon unter dem Zarismus und in der ersten Zeit der Sowjetmacht anhaftete, so hatten diese Übelstände unter dem Kerenski-Regime einen geradezu katastrophalen Charakter angenommen. Wie diese Zustände gerade auf einen Grimm einwirken mußten, auf den schweizer ehemaligen Arbeiter und Gewerkschaftsführer, der deutsche Methodik, deutsche Disziplin und Pünktlichkeit im Blute hatte, und auf den Menschen Grimm, der gewöhnt war, stets fieberhaft zu arbeiten und immer etwas Konkretes zu schaffen, der nun die Errungenschaften der Revolution bedroht, die Kriegsdauer sich verlängern sah: davon kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der all dem beigewohnt, alles das miterlebt hat. Ich bin der festen Überzeugung, daß diese Umstände Grimm in einen Zustand der akuten Verzweiflung brachten und ihn zu einem folgenschweren, unverzeihlichen Fehltritt, wenn schon nicht unmittelbar, so doch mittelbar veranlaßten, indem sie dazu beitrugen, daß er, alle Hemmungen

überwindend, ein Unwiderrufliches beging. Für Grimm war die Zimmerwalder Losung: „Entweder tötet die Revolution den Krieg, oder der Krieg die Revolution“ keine bloß politische Losung, sie ergab sich in ihrer konkreten Unabweisbarkeit aus all dem, was er sah, was er erriet . . . Denn — und darin lag die tiefe Tragik der Lage — hören und verstehen konnte Grimm äußerst wenig. Er kannte den Charakter des Volkes nicht, hatte das Land nicht früher gesehen und beherrschte seine Sprache nicht . . . Auch war er zu vollständigem Müßiggang verurteilt. Die Beratungen und Versammlungen fanden erst spätabends statt, meistens mit großer Verspätung. Ja, es gab auch keine Verkehrsmöglichkeiten, Grimm war immer darauf angewiesen, daß man ihn begleitete, ihn abholte. Erst als wir anfangen, auch tagsüber Sitzungen abzuhalten, stellte man uns — der Zimmerwalder Kommission — aus den Hofstallungen Wagen und Pferde der Kaiserinwitwe Maria Feodorowna zur Verfügung. Dieser Umstand erregte besonderen Anstoß bei den „Aristokraten“ und Philistern. Unsere Equipage wurde sehr bald zum Objekt der Besprechung in russischen und ausländischen Zeitungen . . . Als wir eines Tages durch die verwahrlosten Straßen Petersburgs fuhren — die Zeiten der lebhaften Debatten auf den Straßen, die die ersten Tage nach der Februarrevolution auszeichneten, waren vorüber —, sagte Grimm zu mir in sehr ernstem, fast verzweifelterm Tone: „Wissen Sie, Angelica, wenn der Frieden nicht sehr bald geschlossen wird, wird auf diesen Straßen noch sehr viel Blut fließen, und zwar proletarisches.“ Dieser Worte Grimms, seines Tons und Gesichtsausdrucks habe ich mich und andere oft erinnern müssen; es ist der einzige Milderungsgrund, den man ihm zusprechen kann: Grimm war von Angst für das Schicksal der Revolution getrieben, als er seine unverantwortliche Tat beging.

Sehr bald nach unserer Ankunft in Petersburg hielten wir eine erweiterte Zimmerwald-Kommissions-Sitzung ab. Anwesend waren Mitglieder aller Fraktionen der russischen revolutionären Bewegung, die der Zimmerwald-Bewegung angehörten, und die I. S. K. So erinnere ich mich der Anwesenheit Bobroffs, Lenins, Sinowjeffs, Kameneffs, Lapinskis. Der jüdische Bund wurde von Abramovitsch, Rumänien von Rakowsky vertreten. Die zu jener Zeit zahl- und einflußreiche Fraktion der Menschewiki-Internationalisten (d. h. derjenigen Menschewisten, die den Sozialpatriotismus verwarfen und sich auf den Boden Zimmerwalds stellten) war von Martoff, Martinoff, Larine vertreten, die von Trotzki ge-

gründete Fraktion, der auch ich angehörte, von ihm selbst und den im Anfang des Sowjetregimes ermordeten Urizky und Rjasanoff. Ziel der Zusammenkunft war ein Meinungsaustausch über zwei höchst aktuelle und außerordentlich wichtige Fragen. Da der imperialistische Wettkampf in eine Sackgasse geraten war, hatten die Mehrheitssozialisten der ausschlaggebenden Länder, die ihre Politik durchwegs den Interessen und Ansichten ihrer Regierungen anpaßten, den Gedanken eines allgemeinen sozialistischen Kongresses lanciert, der als „Friedenskongreß“ zur Vorbereitung einer Besprechung zwischen den maßgebenden Diplomaten dienen sollte. Andererseits hatte der Arbeiter- und Soldatenrat sich zum Initiator eines Friedenskongresses gemacht. Inzwischen waren russische Sozialisten der Regierung beigetreten, was selbstverständlich auch den Charakter der von den Sowjets einberufenen Konferenz ändern mußte.

Die Mehrheit der Anwesenden, mit Ausnahme Bobroffs und Martoffs, war gegen die Teilnahme an der erwähnten Konferenz. Befürwortung wie Ablehnung waren von grundverschiedenen Motiven geleitet — die wenigsten von grundsätzlichen, die meisten von fraktionellen. Lenin betrachtete die geplante Konferenz als einen Deckmantel für diplomatische Unterredungen, Kameneff war für einen bedingten Boykott, Trotzki war schroffer Gegner der Konferenz. Grimm unterstrich die Notwendigkeit, zwischen den zwei Konferenzen zu unterscheiden, ich erinnerte daran, daß unserer Zusammenkunft zwar kein Entscheidungsrecht zustehe, weil man auf der Kientaler Konferenz ausdrücklich festgelegt hatte, nur eine einzuberufende Zimmerwalder Konferenz könne zur Frage konkrete Stellung nehmen, es unterläge aber keinem Zweifel, daß die Nichtbeteiligung die einzige Lösung der Frage darstelle.

Die zweite noch aktuelle Frage war die des Ministerialismus. Die Bolschewisten und Trotzki wollten die I. S. K. veranlassen, in einem Aufruf den Ministerialismus der russischen Zimmerwaldianer zu verurteilen. Es entspann sich eine Diskussion. Die Beratungen dauerten volle zwei Tage, zu einem Entschluß kam man selbstverständlich nicht, weil die I. S. K. — was übrigens alle Teilnehmer wußten — keinerlei Befugnisse zu solcherlei Erlässen besaß.

Diese Sitzung, deren nie in der Presse Erwähnung geschah, oder höchstens ganz flüchtig, bot außerordentlich interessantes psychologisches Material, wenigstens mich klärte es über so manches auf. Ich erinnere mich, daß Lenin, der beim Schluß der Sitzung am

Fenster stehenblieb und den ich, indem ich seinem Blick folgte, gefragt hatte, was nun komme, mir antwortete: „Jetzt kommt entweder die Revolution oder die Konterrevolution.“ Im Lichte der weiteren Ereignisse und Lenins persönlicher Einstellung betrachtet, hieß dies damals soviel wie: „Gewagt muß werden, keine Zeit ist zu verlieren. Nicht erst dann wird gehandelt, wenn der Erfolg im voraus einem jeden klar ist...“ Bei derselben Gelegenheit äußerte er sich auch in der ihm eigenen Art über Trotzki. Als ich auf die Stellung Trotzkis zu sprechen kam und sein Einverständnis mit Lenin in so wichtigen Fragen, meinte Lenin, der Ehrgeiz, der Ehrgeiz allein hindere Trotzki, sich der bolschewistischen Partei einzufügen, veranlasse ihn, eine eigene Fraktion und ein eigenes Blatt zu gründen. Trotzki war erst wenige Tage früher in Petersburg angelangt. Ich fand ihn äußerst verbittert. Wie bekannt, hatten ihm die verschiedenen Regierungen bei seiner Rückkehr nach Rußland große Schwierigkeiten gemacht. Er hatte sich auch an Grimm gewendet, um die Genehmigung der Schweizer Regierung für seine Durchreise zu bewirken. Diese Genehmigung war ausgeblieben. Trotzki deutete nun an, daß es am guten Willen Grimms oder anderer gefehlt habe, die aus fraktionellen Gründen seine Rückkehr nach Rußland nicht gerne sähen. Ich erinnere mich, wie wir lange über diese Angelegenheit in einem kleinen Petersburger Restaurant sprachen. Damals wies ich den Verdacht Trotzkis zurück, jetzt würde ich es nicht mehr tun. Zwischen der Zeit, in der das Gespräch stattfand, und jetzt liegen lange Jahre der bittersten Erfahrungen. Was Trotzki selbst und das Urteil betrifft, das Lenin über ihn abgegeben hatte, so muß ich sagen, daß, obwohl Ehrgeiz und Selbstbewußtsein auf mich stets abstoßend gewirkt haben und Trotzki keine dieser Schwächen abgeht, er durch seine intellektuelle Überlegenheit, durch seinen inneren Takt und seine Selbstdisziplin seine Schwächen gerade zu einer Zeit, wo ihr Ausarten für ihn und auch für die Revolution und die Sowjetmacht verhängnisvoll werden konnte, in Schranken zu halten vermocht hat. Trotzki gehört zu denjenigen Revolutionären, die die Revolution besser gemacht, vertieft, geläutert hat. Ich glaube, daß gerade infolge dieses psychologischen Umstandes auch Lenin — trotz des Mißtrauens, das er jedem Mitarbeiter und Kampfgenossen, der nicht immer Bolschewik war, entgegenbrachte — seine Einstellung zu Trotzki innerlich geändert hat. Vielleicht auch deshalb, weil er Vergleiche anstellen konnte...

Im selben Maße, wie sich das Tempo der revolutionären Entwick-

lung beschleunigte, veränderte sich auch Trotzki's Stimmung. In jenen Tagen nahmen die Kronstädter Matrosen eine besonders rebellische Stellung der provisorischen Regierung gegenüber ein. Man sprach auch von der Loslösung Kronstadts, von einer Autonomieerklärung. Ich erinnere mich, wie Trotzki, der mich aufgefordert hatte, ihn zu einem Meeting nach Kronstadt zu begleiten, mir am nächsten Tag in optimistischem Tone zurief: „Angelica, warum sind Sie nicht mitgegangen? Es war ein unvergleichliches Meeting. Bis 6 Uhr morgens hat es gedauert. Die Matrosen haben so viele Fragen gestellt, daß ich zu ihrer Beantwortung die ganze Nacht brauchte. Schließlich haben sie auch unsere Resolution angenommen. Wie schade, daß Sie nicht mitgekommen sind!“

Ich gestehe, auf mich wirkte die Begeisterung — sie war ehrlich und tief empfunden — etwas befremdend. Noch oft und einmal gerade wieder bei Anlaß eines Kronstädter Meetings, einige Tage, nachdem Trotzki das erwähnte dort abgehalten hatte, bin ich auf diesen Unterschied in der Einschätzung und Beurteilung gestoßen, der eigentlich zwischen Marxisten nicht existieren sollte. Ich erkläre ihn mir dadurch, daß in Trotzki schon damals der Politiker und der Stratege die Oberhand bekamen. Ich muß gestehen, daß mich im politischen wie im persönlichen Leben nur befriedigt, was schwer zu erringen ist. Als Marxistin konnte ich mir nicht vorstellen, daß Matrosen — die damaligen Matrosen! — einer marxistischen Resolution bewußt zugestimmt hätten, ich führte den Erfolg auf die Stimmung und auf Trotzki's Einfluß zurück und konnte demgemäß die Tragweite der Abstimmung nicht überschätzen. Hat das Leben mir oder den anderen recht gegeben?

Zimmerwald in Kronstadt.

Die Verhältnisse an der Front im revolutionären Rußland und in den sozialistischen Parteien, die Beziehungen zwischen Sozialpatrioten und Zimmerwaldianern spitzten sich immer mehr zu. Die Eventualität einer russischen Offensive rückte immer näher. Immer befremdender, abstoßender wurde die Politik der herrschenden Parteien, der Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten. Immer mehr kam es zum Vorschein, daß sie sich solidarischer mit der Entente fühlten als mit den revolutionären Volksschichten und gar mit den andern revolutionären Parteien. Ich fühlte mich immer fremder, hatte nie die leiseste Lust verspürt, mich den herrschenden Parteien zu nähern, und ging nur selten, wenn es nicht zu vermeiden war, und ganz offiziell ins Taurische Palais, in den Sowjet. Nun kam es auch zu einem persönlichen Bruch. Zu jener Zeit gerade begannen, im Hinblick auf eine eventuelle Offensive und um der Friedensaktion der Zimmerwaldianer entgegenzuarbeiten, viele Ententesozialisten Rußland zu besuchen. Ihre Beziehungen zu den herrschenden Parteien wurden von ihnen in den Dienst des Ententeimperialismus gestellt: so hatten Thomas, Cachin, De Brouckère, Henderson, Vandervelde in diplomatischer Mission das revolutionäre Rußland besucht. Als ich zufällig einige von ihnen auf der Straße erblickte, empfand ich ihnen gegenüber nur Haß, die Solidarität, die ehemals zwischen uns als Kampfgenossen bestanden, war durch ihre Stellung zum Kriege und die schmähliche Mission, die sie in Rußland erfüllten, gänzlich wettgemacht. Selbstverständlich kamen auch italienische Abgesandte nach Petersburg, aber zur Ehre der italienischen Sozialisten mag gesagt sein, unter ihnen befand sich kein einziges Parteimitglied. Die Delegation bestand aus dem republikanischen Abgeordneten Chiesa, aus dem ehemaligen Syndikalist, Sozialisten und Minister unter der Monarchie Arturo Labriola, der der Partei schon lange nicht mehr angehörte, und Giovanni Lerda, der nach dem Kon-

groß von Reggio Emilia, vor die Wahl zwischen Freimaurerei und Partei gestellt, die erstere gewählt hatte. In der Entente-*Presse*, die russische bürgerliche *Presse* miteinbegriffen, hieß es aber — der Zweck ist nur zu durchsichtig —, es handle sich um Sozialisten! Nachdem ich in der Arbeiter-*Presse* und in Gorkis „*Novaja Jisn*“ gegen diese Entstellung und Verleumdung der italienischen Partei Stellung genommen hatte, begab ich mich zum selben Zwecke auch noch in den Sowjet. Und da wurde mir die Seelenverwandtschaft zwischen den patriotischen Sozialisten Rußlands und den Entente-emissären klarer als je. Im allgemeinen spürte man sogar in manchen Soldatenkreisen und vielleicht sogar in regierungstreuen Arbeiterkreisen ein gewisses Mißtrauen gegen Zimmerwald. Gegen Zimmerwald und für die Offensive wurde eifrig Stimmung gemacht. Eines Tages teilte mir Grimm mit, die Internationale Sozialistische Kommission sei von den Zimmerwald-Organisationen eingeladen worden, in Kronstadt eine feierliche Versammlung abzuhalten. Bobroff, der Führer der Sozialrevolutionären Internationalisten, hätte sich besonders dafür ins Zeug gelegt. Da die Einladung der Internationalen Sozialistischen Kommission, nicht nur mir rein persönlich galt, mußte ich die Bedenken, die ich bei Trotzki's Einladung empfand, überwinden und der Einladung folgen.

Fast leer waren die Straßen Petersburgs und ganz leer das Schiff, das uns nach Kronstadt hinüberführen sollte. Der Himmel war grau . . . Die zwei Sozialrevolutionäre, die uns abgeholt hatten, freuten sich ganz besonders über die bevorstehende Manifestation. In Kronstadt selbst empfingen uns zahlreiche Abordnungen mit rotglühenden Fahnen und blumengeschmückten Automobilen. Mir fiel auf, daß unter den Abordnungen die Sozialdemokraten gänzlich fehlten. Wahrscheinlich — so habe ich es mir nachträglich gedeutet — handelte es sich um eine Fraktionsintrige oder um einen Wettbewerb der zwei ausschlaggebenden Parteien, der Sozialrevolutionäre und der Bolschewiken. Die letzteren erklärten ihre Abwesenheit am Bahnhofs durch ein Gerücht. Es hätte geheißen: die Emissäre des offiziellen Italiens würden mit Grimm nach Kronstadt kommen. Als ich in der außerordentlichen Sitzung des Sowjets eine Rede gehalten, in der ich gerade auf die Stellung der italienischen Sozialisten zum Kriege und zum revolutionären Rußland zu sprechen kam, wurde ich durch minutenlangen stürmischen Applaus unterbrochen. Die Vertreter der Bolschewiki leisteten Abbitte und erklärten, sie seien irregeführt worden.

Aus dem Sowjet wurden wir von allen Sowjetmitgliedern zum Meeting begleitet, an dem sich die gesamte Bevölkerung beteiligte. Ausschlaggebend waren selbstverständlich die Matrosen. Die Versammlung fand in einer riesengroßen Reithalle statt, die tausendköpfige Menge war dicht aneinandergedrängt, das Lokal war bis zur Unheimlichkeit überfüllt. Redner aus dem Ausland! Lebendige Vertreter derjenigen Internationale, die eine mystische Vorstellung in den von der Revolution zu neuem Hoffen aufgerüttelten Massen hervorrief. Schon auf der Hinfahrt hatten wir beschlossen, daß Grimm über Zimmerwald sprechen solle, der Sozialrevolutionär Ustinoff seine Rede übersetzen und ich dann zum Schluß eine nur allgemeine Ansprache halten würde. Je weiter Grimm in seiner Rede vorwärtshin kam, und je mehr ich die begeisterten Blicke wahrnahm, mit denen man seine Ausführungen begleitete, ohne sie zu verstehen, desto intensiver beschäftigte mich die Frage: Hatte es überhaupt einen Sinn, in so einer Atmosphäre noch eine Rede zu halten? Ähnlich war es mir manches Mal in Italien gegangen, wo eine elektrisierte, auf der höchsten Stufe der Begeisterung sich befindende Masse, mich veranlassen wollte, zu reden. „Und wenn es nur ein paar Worte sind — wir wollen dich hören. Du mußt sprechen“, pflegten die Genossen stürmisch zu verlangen, indem sie meine ablehnende Antwort auf physische Müdigkeit zurückführten. Ich habe aber nie nachgegeben und stets zu erklären versucht, ein sozialistischer Redner dürfe nur dann auftreten, wenn er etwas Ernstes, Notwendiges zu sagen habe. In Kronstadt beseelte mich dieses Gefühl in noch stärkerem Maße, weil die Zuhörer durch die revolutionären Ereignisse, durch die Spannung der sozialen Atmosphäre, ja durch die physische Atmosphäre, die auf dem Meeting herrschte, in solche Ekstase gebracht waren, daß sie gar nicht aufnahmefähig, geschweige denn kritisch eingestellt sein konnten. Alles, was ich hätte sagen können, würde die Ekstase nur noch gesteigert haben.

Ich verständigte das Präsidium, es solle sofort nach dem Schlusse der Übersetzung der Grimmschen Rede die Versammlung schließen. Als wir uns unter immer wiederholtem Händeklatschen zum Ausgange begaben, war der Durchgang äußerst erschwert. Tausende und aber Tausende blieben im Lokale stehen: wie es in solchen und ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, wollten sie die Redner in der Nähe sehen und auch erst nach ihnen das Lokal verlassen. Die Hitze war zum Ersticken, Bewegungsfreiheit war ein unerreichbares

Ideal, die Lage war tatsächlich lebensgefährlich. Da fiel es ein paar Genossen ein, mich aus dem Lokal zu tragen. Kaum hatten sie versucht, es zu tun, als hunderte Hände sich nach mir streckten und mich immer höher in die Luft hoben. Kaum waren wir aus dem Lokal hinausgekommen, als sich eine Kette von unzähligen proletarischen Händen bildete, um uns vor der immer zahlreicher zuströmenden Menschenmenge zu schützen. Ich fühlte, daß mir der Atem ausging. Ich war dem Ersticken viel näher als früher, es war eine Art Alpdruck, von dem ich mich nicht befreien konnte. Allmählich war es mir zum Bewußtsein gekommen, daß man mich im Triumph trug, und dieses Bewußtsein wurde noch deutlicher, als ich Grimm anblickte, der sich in derselben Lage befand wie ich. Protestieren, bitten, sich wehren, das alles hätte die Ekstase noch gesteigert, mich noch höher in den Augen dieser Massen gestellt. Ich konnte nur schweigen, mich in mein Los ergeben; als ich ein bekanntes Gesicht in meiner Nähe sah, den bolschewistischen Genossen, der im Sowjet nach meiner Rede das Wort ergriffen hatte, sagte ich ihm leise: „Genosse Rapschal, ich flehe Sie an, befreien Sie mich!“ Seine Antwort bewies mir, wie zwecklos alles Bitten gewesen wäre: „Zwanzig Jahre lang hat Genossin Balabanoff für unsere Befreiung gearbeitet,“ sagte er in schlichtem, selbstverständlichem Tone, „jetzt soll das Kronstädter Proletariat Genossin Balabanoff auf den Händen tragen.“ Etwa fünf Minuten dürfte es gedauert haben, bis man uns ans Schiff brachte, aber in diesem Zeitraum, der mir unendlich erschienen war, hatte ich die ganze Tragödie des russischen Volkes — der revolutionären Bewegung im allgemeinen — auf mich einwirken lassen.

Da sind wir, die Intellektuellen, die sogar von den rebellischen Massen vergöttert, mit einem Nimbus umgeben werden. Sie, die Namenlosen und Demütigen, tragen uns auf ihren Schultern, heben uns empor, verschaffen uns Luft und Sonne im Schweiß ihres Angesichts, und je größer die Entfernung ist zwischen dem Sumpf, in dem sie stecken, und den Höhen, auf die sie uns erheben, um so mehr freuen sie sich. Ganz stumm blieb ich auf der Rückreise nach Petersburg. Ich konnte die Begeisterung der Veranstalter nicht teilen ... Auch wollte ich sie nicht trüben ... Die Newa schien mir noch grauer zu sein als am Morgen. Die Wellen rauschten im selben ruhigen Tempo, wie sie es morgens getan hatten. Die Ruhe, die Stille, die Unbeweglichkeit waren feierlich und herzbeklemmend zur gleichen Zeit. Die stolzen Gebäude, die Denkmäler, die leere

Peter-Pauls-Festung schienen unser kleines Schiff und seine wenigen Passagiere von oben herab zu betrachten. Ach, wie schwül war es! Ich hatte einen dicken Mantel umlegen müssen: mein Kleid war von den vielen Händen, die mich getragen hatten, vollständig zerfetzt...

Grimms diplomatisches Experiment.

Grimm und ich hatten uns ins Taurische Palais begeben, zu irgendeiner Besprechung. Als ich Zeretelli erblickte, der damals Post- und Telegraphenminister war, wollte ich ihn fragen, wie ich Briefe und Artikel auf direktestem Wege an die italienische Partei befördern könne. Er antwortete mir ziemlich aufgeregt, er habe etwas sehr Wichtiges mit Genossen Grimm zu besprechen, mit dem er ein Gespräch begann. Mir fiel die Sache nicht auf, weil ich wußte, daß Grimm wiederholt mit den sozialistischen Ministern Rücksprachen gehalten hatte.

„Bitte Angelica, kommen Sie morgen früh zu mir ins Hotel, auch einige andere Genossen werden hinkommen zu einer Besprechung,“ meinte Grimm, als wir einige Zeit später das Taurische Palais verließen.

„Worum handelt es sich eigentlich?“ fragte ich. „Nichts von Belang. Wieder mal eine Zeitungssente. Man behauptet, ich sei für den Separatfrieden eingetreten, hätte irgendein Telegramm gesandt, nun verlangt Zeretelli von mir eine schriftliche Erklärung.“

Gewöhnt an viel schlimmere Insinuationen, war ich viel eher über den letzteren als über den ersten Teil der Mitteilung erstaunt.

Am nächsten Morgen traf ich bei Grimm Rakowsky, Lapinsky, Martoff und noch ein paar Zimmerwaldianer an. Grimm wiederholte, was er mir bereits gesagt hatte, und legte uns ein Schriftstück vor. Die sozialistischen Minister forderten Grimm auf, er möge das Gerücht als eine Provokation der deutschen Regierung und als einen Neutralitätsbruch seitens der schweizerischen Regierung erklären. Es hieß nämlich, Grimm habe sich durch die schweizerischen Diplomaten an die deutsche Regierung gewandt, um ihre Friedensbedingungen kennenzulernen. Grimm wollte von uns hören, wie er sich verhalten solle. Die Zumutung der sozialistischen Minister schien uns so unerhört, daß ein jeder von uns — ohne daß wir es für nötig gehalten hätten, uns zu beraten — ant-

wortete, sie könne nur zurückgewiesen werden. Paul Axelrod, der bei einer schwerkranken Tochter weilte, war durch die sozialistischen Minister von den Vorgängen in Kenntnis gesetzt worden und außer sich vor Entrüstung über ihre Forderung. Grimm begab sich zu ihm in die Wohnung, um in seiner Begleitung zu dem sozialdemokratischen Minister zu gehen. Abends sollten wir uns alle treffen, um das Resultat der Unterredung zu erfahren. Besorgt schien niemand von uns zu sein: So eine Lappalie, um so schlimmer für die Minister, wenn sie sich so von der Entente-Prese an der Nase herumführen ließen. — — —

Gerade an jenem Tage tagte in Petersburg der erste Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte. Im engen Korridor der ehemaligen Kadettenschule stieß ich auf Plechanoff, der mich mit einem bohrenden Blicke fixierte, und seine Frau. In ihrer Gesellschaft befand sich eine mir ebenfalls befreundete Sozialdemokratin, eine begeisterte Schülerin Plechanoffs, die auch seine ententefreundliche Stellung zum Krieg teilte. Niemand von ihnen wollte mich grüßen. Das Plechanoffsche Blatt „Edinstwo“ hatte manche Insinuation über die „deutsch-freundliche“ Stellung Zimmerwalds zur seinigen gemacht. Plechanoff haßte uns mit derselben Leidenschaft, mit der er jetzt für die Entente eintrat, und mit der er — gerade er — uns gelehrt hatte, die deutsche Philosophie, den deutschen Sozialismus zu verstehen und zu verfechten. Als ich den Kongreß betrat, sprach gerade ein Bolschewik; seine internationalistischen Ausführungen stießen auf lauten Widerspruch bei der großen Mehrheit der Delegierten. Nach ihm trat Genosse Rjasanoff mit einem Angriff auf Kerensky und die anderen Verfechter der Offensive auf. Nur seiner starken Stimme hatte er es zu verdanken, daß man seine Worte trotz des Zischens vernehmen konnte. Nur eine kleine Anzahl der Delegierten stimmte ihm zu. Da auch ich es tat, sagte mir irgendein unbekannter Delegierter: „Bitte, setzen Sie sich zu den Bolschewiki hinüber. Sie gehören nicht hierher.“ — „Was meinen Sie,“ erwiderte ich, „wer sitzt denn hier?“ — „Die Sozialrevolutionäre“, wurde mir barsch geantwortet. Das war die Stimmung, die dazumal in den Arbeiter- und Soldatenräten herrschte! . . .

Grimm erwartete uns bereits im Restaurant. Es fiel mir und allen anderen auf, daß sein Aussehen wie seine Stimmung sich gebessert hatten. Alle hatten wir eben deshalb den Eindruck, daß die Minister ihre Forderung zurückgezogen hätten und die Angelegenheit erledigt sei.

„Wissen Sie schon?“ fragte Grimm uns alle. Bevor wir seine Frage beantworten konnten, fiel die unglaubliche Mitteilung von seinen Lippen:

„Ich bin ausgewiesen.“

„Aus—ge—wiesen?“ schrieen wir alle auf, wie vom Blitz getroffen, „der Sekretär Zimmerwalds aus dem revolutionären Rußland mit Zustimmung sozialistischer Regierungsmitglieder ausgewiesen?“ Das war mehr, als wir fassen konnten. Der ruhigste unter uns war Grimm. Erst später kam ich darauf, daß für ihn, der das wußte, was wir für unmöglich hielten, diese Lösung eine Erlösung war. Am meisten war Paul Axelrod betroffen, seine Schüler und Fraktionsfreunde hatten sich so bloßgestellt! Grimm erzählte, es sei ihm nahegelegt worden, am nächsten Morgen um 6 Uhr Petersburg zu verlassen. Der Präsident des Arbeiterrates, Tschcheidze, würde ihm Paß und Reisekarte ins Hotel schicken.

In Voraussicht der Hetze, die die Presse beginnen würde, um diesen unerhörten Schritt zu rechtfertigen, sagte ich: „Jemand muß Grimm an die Grenze begleiten — die aufgehetzte Bevölkerung wird ihn sonst lynchen.“ Alle waren mit mir einverstanden, nun galt es sofort, nachts, einen entsprechenden Begleiter zu finden, der sich sofort die nötigen Papiere verschaffen konnte. Ich dachte an den Genossen Gregor Bienstock, ein einflußreiches Mitglied des Arbeiterrates, Offizier, Menschewik, Internationalist. Zufällig wußte ich, wo er wohnte, und begab mich mit Genossen Lapinsky zu ihm. Grimm verabredete mit mir, daß wir uns vor Abgang des Zuges im Bahnhof treffen sollten, wo er mir die Dokumente und die „Kasse“ Zimmerwalds übergeben würde. Als wir das Restaurant verließen, herrschte auf dem Newsky absolute Stille. Martoff und Axelrod begleiteten Grimm ins Hotel, als sie schon ziemlich weit von uns waren, hörten wir noch den Rhythmus ihrer Schritte, das Echo der deutschen Worte... Bevor wir uns getrennt, hatte Genosse Lapinsky, der sich durch einen besonderen Scharfsinn auszeichnete, Grimm unter den Arm gefaßt und ihn gefragt: „Sagen Sie, Grimm, ist wirklich alles erfunden?“ — „Ich gebe Ihnen mein Wort...“

Als wir dem Genossen Bienstock den Zweck unseres Besuches mitteilten, erklärte er sich bereit, Grimm an die Grenze zu begleiten. Allein der Genosse, bei dem er wohnte, der ehemalige Menschewik, jetzt eifrige Kommunist, Larine, der sich immer durch selbständiges, manchmal paradoxes Denken auszeichnete und vor allem durch großen Mut, widersetzte sich diesem Plan. Grimm

solle sich nicht ausweisen lassen, seine Ausweisung sei eine Provokation der revolutionären Arbeiterschaft. Diese würde Grimm in Petersburg das Asylrecht verschaffen. „Bringen Sie ihn nur her. Ich Sorge dafür, daß fünftausend Arbeiter von Wassilij Ostrow ihn hier morgen bewachen.“ Gegen diese Argumentation war nichts einzuwenden. Ihr entsprechend sollte Bienstock Grimm abholen, aber nicht, um ihn zur Grenze zu begleiten. Mit einem Male — war es durch die Frage Lapinskys oder etwas anderes verursacht — tauchte in mir ein Zweifel auf. Meiner bemächtigte sich eine innere Unruhe, die ich weder zu erklären noch zu beherrschen imstande war. So viele Details aus dem Benehmen Grimms, sein schmerzliches Aussehen, seine Nervosität kamen mir in den Sinn. Mein erster Gedanke war Zimmerwald. Mein zweiter die italienische Partei. Ich wußte, mit welcher Demagogie man alles ausnützen würde, was sie in einem falschen Lichte erscheinen lassen könnte. Sie war die Schöpferin und Hauptstütze Zimmerwalds gewesen, ich, die nächste Kampfgenossin Grimms, war Mitglied des italienischen Parteivorstandes. Dabei war ich von meinen Genossen vollständig abgeschnitten, welche Zensur würde einen Bericht von mir durchlassen? Man muß gegen eine Welt mächtiger Feinde zu kämpfen gehabt haben, um sich die Qual, die ich in jener Nacht erlebte, vorstellen zu können.

Um sechs Uhr sollte der Zug abgehen, also gegen sechs hatte Grimm mit Bienstock das Hotel verlassen sollen, um zu uns zu kommen — aber es war sieben, acht und neun Uhr geworden, niemand kam. Also ist Grimm etwas geschehen, man hat ihn erkannt, gelyncht... Nach neun Uhr erschien Bienstock allein: Grimm sei bereit gewesen, in Petersburg zu bleiben, als er aber erfuhr, daß die Zeitungen seine Ausweisung meldeten, habe er nicht mehr bleiben wollen. Mit diesen Worten übergab mir Bienstock das winzige Archiv Zimmerwalds, ein paar Protokolle und ein paar hundert Rubel, die auf der Versammlung für Zimmerwald gesammelt worden waren. Und nun begann eine unerdenkliche Situation, unvorstellbar für die kühnste Phantasie und doch leider authentisch. Die Zeitungen der ganzen Welt berichteten über das Telegramm des „bekannten deutschen Spions“ Grimm, das seine Ausweisung verursachte. Die russischen Zeitungen frohlockten vor Schadenfreude: „Hatten wir es nicht vorausgesagt? Das ist Zimmerwald, plombierte Waggons, Friedenspropaganda!“ In Riesenlettern konnte man in jedem politischen und Sensationsblatt lesen: „Die Spionagegesellschaft Grimm

und Compagnie.“ Unter „Compagnie“ waren wir, seine nächsten Mitarbeiter, und vor allem ich verstanden. Die Zahl derjenigen, die Grimm verteidigten, war furchtbar zusammengeschmolzen. Die meisten Menschewiki hatten sich mit ihren Genossen Zeretelli und Skobelew solidarisch erklärt, die Sozialrevolutionäre mit Tschernoff. Nur die wenigen Internationalisten, die Grimm auch persönlich kannten, standen ihm bei, sie veranstalteten täglich Protestversammlungen, in denen Rakowsky, Martoff u. a. sprachen. Die Bolschewisten, die Grimm aus fraktionellen Gründen nicht leiden konnten, ließen ihn im Stich, ihr Blatt, die „Prawda“, ließ zwischen den Zeilen erkennen, es sei nicht ausgeschlossen, daß Grimm mit der deutschen Diplomatie in Verbindung getreten sei. Inzwischen kamen jeden Tag neue Details aus dem Inhalt des Telegramms. In der Elektrischen, auf der Straße, in den Privathäusern sprach man nur von Grimm und seiner „Gesellschaft“. Besonders peinlich war es mir, wenn ich Proletarier oder Soldaten mit Entrüstung über die „Spionage“ sprechen hörte. Zu gleicher Zeit aber wuchsen meine Zweifel und meine Vermutungen von Stunde zu Stunde. Daß Grimm unfähig sei, eine Schurkerei zu begehen, wußte ich, aber etwas war doch geschehen. Er hatte uns jedenfalls die Unwahrheit gesagt. Das war das Schrecklichste.

Nachdem solche Zweifel in mir aufgetaucht waren, konnte ich auch nicht mehr in den Versammlungen auftreten. Ich hätte Sachen sagen müssen, an die ich nicht glaubte. Das habe ich nie getan.

Die Angelegenheit Grimms sollte vom Sowjetkongreß behandelt werden. Die internationalistischen Mitglieder desselben wollten Zeretelli und Skobelew besonders heftig angreifen, ein Mißtrauensvotum gegen sie zur Abstimmung bringen. Vor der öffentlichen Sitzung des Kongresses sollte eine menschewikische Fraktionssitzung stattfinden, die Minister sollten verpönt und zermalmt werden durch die Kritik ihrer Fraktionsfreunde. Da ich keine Menschewikin war, hatte ich auch zur Fraktionssitzung keinen Zutritt, worüber ich mich innerlich freute. Ich fühlte, daß ich die Minister nicht mehr so beschuldigen konnte, wie ich es früher getan hätte. Es soll eine sehr stürmische Sitzung gewesen sein. Axelrod, voll Empörung gegen die Minister, voll Solidarität mit dem Ausgewiesenen, soll gesagt haben, er identifiziere sich mit Grimm; an das Telegramm überhaupt glauben, hieße soviel, als ihn, Axelrod, für den Urheber halten . . .

In der öffentlichen Sitzung hielt Zeretelli seine Beschuldigung

und die Ausweisung aufrecht, Kerenski erklärte mit komödiantenhaftem Pathos, sich an die äußerste Linke wendend: „Ihr wollt keine Offensive, wollt die Verbrüderung und den Waffenstillstand, die Deutschen aber schicken Spione zu uns mit Separatfriedensvorschlägen...!“

Am selben Abend sollte Rakowsky bei einem Protestmeeting gegen die Ausweisung Grimms sprechen. Gerade Rakowsky bewies in dieser Angelegenheit großen Mut und vornehme Solidarität. War er doch selbst ein „geduldeter Ausländer“, der seit dem Ausbruche des Krieges Zielscheibe der gemeinsten Verleumdungen gewesen war. Die Affäre Grimm hatte neues, willkommenes Öl aufs Feuer gegossen, die Hetze gegen Rakowsky geschürt, unter dem Vorwand, daß er, der, aus dem rumänischen Gefängnis befreit, nach Rußland geeilt war, die russische Gastfreundschaft mißbrauche. Diese Hetze sowie unsere durch langjähriges Zusammenarbeiten in der internationalen Bewegung entstandene persönliche Freundschaft veranlaßten mich, Rakowsky oft aufzusuchen. Auch an diesem Abend wollte ich ihn zur Versammlung begleiten. Ein begeisterter Genosse gesellte sich zu uns und nahm mir die Gelegenheit, mich mit Rakowsky auszusprechen... „Welche Halunken sind diese Minister,“ meinte unser Begleiter, „wie konnten sie nur die Geschichte mit dem Telegramm ausdenken. Wäre Genosse Grimm fähig, derartiges zu tun?“ Der Schluß seiner Worte wurde von einem Zeitungsjungen überschrien: „Extrablatt! Authentischer Text des Telegramms des Spions Grimm an die deutsche Regierung. Separatfriedensvorschläge!“ Rakowsky kaufte die Zeitung...

„Werden Sie trotzdem zur Versammlung gehen?“

„Ja, Angelica, ich tue es...“

Wie eigentlich Grimm auf den Gedanken gekommen war, dieses unglückselige Telegramm abzusenden, hat von ihm niemand erfahren. Ich habe an ihn auch später nie die Frage gestellt, sie hätte einem Besiegten gegenüber, mir grausam und unfair geschienen. Als siegesbewußter Revolutionär war Grimm nach Rußland gekommen, als Verkörperung des eisernen proletarischen Willens zum Aufbau einer Internationale, zur Entfaltung einer Aktion gegen Krieg, Imperialismus, Opportunismus. Als Geschlagener, in flagranti bei einer dummen Lüge ertappt, mußte er das Land verlassen. Das für mich Schrecklichste war die Tatsache, daß er nicht den Mut oder Stolz besessen hatte, seine Tat zu bekennen, und das Vertrauen seiner besten Freunde, die ihm schrankenlose Solidarität bewiesen,

mißbraucht hatte. Ich habe immer geglaubt und glaube es noch jetzt, daß Grimm ein Opfer seines Tätigkeitsdranges und einer gewissen Überhebung wurde, weil er in seinem Vaterlande und in seiner Partei eine hervorragende, ja eine Herrscherrolle gespielt hatte. Wie es meistens im Leben so geht, hatte der Erfolg seine Mitarbeiter über die Methoden hinwegsehen lassen, die zum Erfolge selbst geführt hatten. Er hatte sich gewöhnt, seine Parteigenossen vor vollendete Tatsachen zu stellen, und da die Ergebnisse günstig waren, hat man ihm das undemokratische, unkollegiale Vorgehen verziehen. So war es oft auch in der Zimmerwald-Bewegung, worauf ich ihn mehr als einmal aufmerksam machte. Was die Affäre in Petersburg veranlaßte, war vermutlich seine Überzeugung, daß der sofortige Frieden notwendig sei. Er suchte die einzelnen Minister und Führer in dieser Richtung zu beeinflussen, machte auch Propaganda für den Waffenstillstand. Da er aber keinen Erfolg sah, wollte er es versuchen, auf kleinbürgerliche, persönliche Art, durch eigene Diplomatie die Diplomaten und seine eigenen Freunde zu überlisten. Friede mußte geschlossen werden. Aber unter welchen Bedingungen? Auf offiziellem Wege konnte man es nicht erfahren, also auf Umwegen, wie man in der patriarchalischen Schweiz am Biertisch so manchen Feldzug gewinnt. Der Vertreter der Schweiz in Rußland, der frankophile Odier, mag viel dazu beigetragen haben, den „schlau“ Grimm zum Opfer der Ententeintrigen zu machen.

Zimmerwald in Stockholm.

Nun galt es, Zimmerwald vor den Folgen des unverantwortlichen Schrittes Grimm zu schützen. Die in Petersburg weilenden Zimmerwaldianer erklärten in der Presse, daß, wenn der Grimm zugeschriebene diplomatische Schritt von ihm wirklich getan worden sei, er seine Befugnisse als Mitglied der Internationalen Sozialistischen Kommission überschritten, im strikten Gegensatz zu Zimmerwalds Grundsätzen gehandelt hätte. Darauf legte Grimm, kaum in Stockholm angelangt, sein Mandat nieder und teilte uns dieses telegraphisch mit. Die schwedische Linkspartei wählte ein Komitee, das die Arbeiten der Internationalen Sozialistischen Kommission provisorisch leiten sollte. Dieses Komitee ersuchte mich, sofort nach Stockholm zu kommen und Grimm in der Internationalen Sozialistischen Kommission zu ersetzen. Denselben Entschluß hatten auch die in Petersburg weilenden Zimmerwaldianer gefaßt. Schweren Herzens unterwarf ich mich, nicht dazu war ich nach Petersburg gekommen, um es sofort zu verlassen! Die Sache war aber mehr als dringend. Ich sah es besser als alle anderen ein. Fieberhaft wurde die sogenannte Stockholmer Friedenskonferenz vorbereitet, fieberhaft wurde gegen Zimmerwald gehetzt und gegen die italienische Partei. Es drängte mich, mit ihr in Berührung zu kommen.

Unendlich mühsam, langwierig und unsympathisch waren die Formalitäten, die ich zu erfüllen hatte, um mir einen Reisepaß zu verschaffen. Tschernoff, als Zimmerwaldianer, beschleunigte die langwierigen Prozeduren. Die Reise war unangenehm, alles sprach von Grimm, von der Notwendigkeit, die Grenzen gegen deutsche Spione zu überwachen. Der Zufall fügte, daß gleichzeitig mit mir auch drei Mitglieder des Sowjets sich nach Stockholm begaben, in Angelegenheit der Stockholmer Konferenz. Wir hatten keinerlei Beziehungen, kaum daß wir uns grüßten. Unterwegs und vor allem an der Grenze wurden sie als Vertreter der mächtigen, tonangebenden Staatsinstitutionen der Sowjets, ich — als „verdäch-

tige“ Zimmerwaldianerin behandelt. Auch in Stockholm wurden sie von den Vertretern des offiziellen Sozialismus und der Internationale, ich von den Zimmerwaldianern — schwedischen Linkssozialisten und deutschen Unabhängigen — in Empfang genommen.

Ich berief noch für denselben Abend eine Sitzung ein, an der sich außer den bereits angekommenen deutschen Genossen Ledebour, Haase, Stadthagen, Hofer, Herzfeld, Oskar Cohn, Luise Zietz, Käte Duncker, Karl Kautsky und Eduard Bernstein auch noch die Vertreter der Bolschewiken Hanezky, Radek, Worowsky, je ein Vertreter Finnlands, Bulgariens, der Schweiz, Schwedens und Norwegens beteiligten. Die drei Delegierten des Sowjets wurden ebenfalls eingeladen, sie erklärten aber, ausschließlich zu informatorischen Zwecken der Besprechung beiwohnen zu wollen. Zwischen ihnen einerseits, der Internationalen Sozialistischen Kommission und der bolschewikischen Delegation andererseits entstand eine scharfe Diskussion. Es ergab sich, daß die Plattform, die sie zur Beschickung der Konferenz festgestellt hatten, auf einen Protest Vanderveldes hin, von ihnen so erweitert wurde, daß auch die Mehrheitssozialisten ihr zustimmen konnten. Das bekräftigte uns in unserer Stellungnahme. Die Meinungen der Delegierten waren geteilt, manche, und das war die Mehrheit, waren für eine bedingte Teilnahme an der allgemeinen und eine obligatorische an der Zimmerwalder Konferenz. Ledebour, Käte Duncker und auch Herzfeld — wenn ich nicht irre — waren für die Beteiligung nur an der Zimmerwalder Konferenz, Kautsky und Bernstein waren mehr für die Beschickung der allgemeinen Konferenz. Die Beratungen mit den verschiedenen Delegationen dauerten einige Tage, der Beschluß wurde gemäß der Kientaler Beschlüsse einer Zimmerwalder Konferenz überlassen, die fünf Tage vor der allgemeinen Konferenz oder, falls aus der offiziellen Konferenz nichts werden würde, innerhalb eines gewissen Termins abgehalten werden sollte. Inzwischen hatten sich die russischen Einberufer der Konferenz mit dem Ausschuß der Zweiten Internationale, dem holländisch-skandinavischen Komitee, zwecks gemeinsamer Einberufung der Konferenz vereinigt. Die Delegierten des Arbeiterrates fragten schriftlich bei mir an, ob die Internationale Sozialistische Kommission ihre Unterschrift der Einladung zur Konferenz beifügen wolle. Äußerst peinlich war die Unterredung, die in Ergänzung dieses Schreibens zwischen uns stattfand. Die Internationale Sozialistische Kommission hatte keinen

Augenblick daran gedacht, sich der Einladung anzuschließen, und die Arbeiterrat-Delegierten, die es im Grunde genommen ebensowenig wünschten, hatten die Anfrage nur deshalb an mich gerichtet, weil sie formell dazu verpflichtet waren. Sie gehörten Parteien an, die Zimmerwald anzugehören behaupteten. Da sich aber die Mehrheitssozialisten ganz nach ihren Regierungen und diese nach den jeweiligen strategischen Verhältnissen richteten, wurde es immer klarer, daß aus der Konferenz nichts werden würde. Und je mehr das klar wurde, um so mehr richtete sich der Spott der Mehrheitssozialisten, die Verfolgungen der Behörden, die Neugierde der Journalisten und Spione gegen Zimmerwald. Nie kam mir meine grundsätzliche und persönliche Abneigung gegen Interviews und die Vermeidung eines jeden Kontaktes mit sensationslustigen Elementen zugute wie gerade damals. In Stockholm wimmelte es förmlich von Spionen, Agenten der verschiedenen Regierungen, enttäuschten Journalisten, Indiskreten aller Länder. Und daß es trotzdem möglich war, die dritte Zimmerwalder Konferenz abzuhalten, ohne daß eine einzige Indiskretion, eine einzige Information in die Öffentlichkeit drang, war dem obenerwähnten Umstande zu verdanken, wie auch der Tatsache, daß ich in meinen schwedischen Kommissionskollegen nicht nur treue Mitarbeiter, sondern Gesinnungsgenossen im vielseitigsten Sinne des Wortes gefunden habe. Mehr als ein Jahr — und was brachte nicht gerade zu jener Zeit ein Jahr verantwortungsvoller Arbeit an Ereignissen jeder Art mit sich! — haben wir in engster Arbeitsgemeinschaft gelebt, ohne daß nur einmal irgend etwas unsere Einigkeit beeinträchtigt hätte. Gerade diese meine Erfahrung hat mir bewiesen, wie verfehlt es ist, zu behaupten, daß eine kollektive Arbeit immer zu Reibereien führe. Hauptbedingung ist jedenfalls diejenige gegenseitige Ehrlichkeit und Achtung einer jeden Meinung und Individualität, ohne die man sich kein gedeihliches, ernstes Zusammenarbeiten denken kann. Zu den ständigen Mitgliedern der Kommission gehörten Höglund, Carleson, Nerman und ich, aber Genosse Ström, der abwechselnd mit Höglund das Sekretariat der Partei und die Redaktion des „Politiken“ leitete, war unser ständiger Berater und Mithelfer. Der „Politiken“ wurde sehr bald zum offiziellen Organ Zimmerwalds und nach der Oktoberrevolution zu dem Sowjetrußlands.

Friedenskundgebung aus Stockholm.

Als am 5. September 1917, gerade zwei Jahre nach der Eröffnung der ersten Zimmerwalder Konferenz, die dritte in Stockholm eröffnet wurde, stand alles im Zeichen der Ereignisse in Rußland, wo sich die Verhältnisse immer mehr zuspitzten. Was tun, um Rußland zu helfen, die Revolution zu retten, war das Hauptleitmotiv, mit dem verglichen alles andere äußerst nebensächlich erschien. Die Frage der Teilnahme an der Stockholmer Konferenz wurde zwar debattiert, erheischte aber keine konkrete Lösung, da die Konferenz selbst mehr aufgehoben als aufgeschoben war. Auch über das Hauptthema sollte sich eigentlich keine Diskussion entspinnen, denn Meinungsverschiedenheiten über die Notwendigkeit und die Pflicht, alles aufzubieten, um die russische Revolution zu retten, konnten bei Zimmerwaldianern wohl nicht bestehen. Auch wußte man, was das Gelingen der russischen Revolution für die sozialistische Friedensbewegung aller Länder bedeutete. Äußerst peinlich und langwierig wurden die Debatten dadurch, daß die Meinungsverschiedenheiten der russischen Sozialdemokraten in heftiger Form gerade auf dieser Konferenz zwischen Bolschewiken, deren Sprachrohr Radek war, dem Menschewiki-Internationalisten Ermanski und dem Menschewik Axelrod (letzterer verließ die Konferenz vor dem Abschluß) ausgetragen wurden. Die Sympathien und die Solidarität des vorwiegenden Teiles der Konferenzteilnehmer waren entschieden auf seiten der Bolschewiki.

Die Revolution war in Gefahr, nur ein internationaler Massenstreik war ein ebenbürtiges Mittel, durch welches die Arbeiter anderer Länder ihre Solidaritätspflicht dem russischen Volke gegenüber und ihre eigene revolutionäre Mission erfüllen konnten. Abgesehen von dem äußersten Ernst, der solchem Entschluß während des Krieges und des Belagerungszustandes in allen Ländern inne wohnte, wirkte auch der Umstand äußerst erschwerend, daß er in Abwesenheit sehr bedeutender Parteien gefaßt werden mußte. Aus

naheliegenden Gründen waren die Ententeländer an der Konferenz nicht vertreten, erfreulicherweise konnte es Österreich diesmal sein. Der Bericht, den die Genossin Therese Schlesinger über die Stimmung der Massen im Zusammenhang mit Friedrich Adlers Attentat gab, wirkte erhebend und erfrischend. Am dritten Tag der Unterhandlungen kamen die Arbeiterrats-Delegierten auf der Rückreise durch England, Italien und Frankreich nach Stockholm und erstatteten einen Bericht, der nicht viel Neues besagte, obwohl sie in offiziellen Kreisen verkehrt hatten. Nach ihrer Abreise schritt man an die Beratung eines Aufrufes zum internationalen Massenstreik. Um den erwähnten Schwierigkeiten abzuhelpen, hatten wir beschlossen, einen vertrauenswürdigen Genossen in die Ententeländer zu senden und die Zustimmung der dortigen Parteien zum Aufrufe einzuholen. Erst nach seiner Rückkehr sollte das Manifest veröffentlicht werden. Tragisch und feierlich war die Stimmung, die über dem letzten Teil der Konferenz lag. Nicht, daß man etwa die Schwierigkeiten der Ausführung der Beschlüsse unterschätzte oder sich Illusionen über das Resultat in den einzelnen Ländern machte: aber man hatte das Bewußtsein, daß man seine Pflicht getan hatte in bezug auf die Revolution und den Frieden. Der Massenstreik war die Kampfparole, die sich als logische unvermeidliche Konsequenz der ersten und zweiten Zimmerwalder Internationalen Zusammenkunft ergab, es war die Verwirklichung der Losung, mit der Zimmerwald die russische Revolution begrüßt hatte: „Entweder tötet die Revolution den Krieg oder der Krieg die Revolution.“ Die Teilnehmer der Konferenz, besonders die aus Deutschland und Österreich Gekommenen, trugen in ihrem ganzen Wesen den Stempel des Kriegselendes: unterernährt, gealtert! Besonders elend sah Arthur Stadthagen aus, den ein altes, im Gefängnis unheilbar verschlimmertes Tuberkuloseleiden plagte. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt, als er zu mir in die Internationale Sozialistische Kommission kam. Von diesem äußerst lebendigen, beweglichen, geistreichen Menschen waren nur die klugen Augen geblieben. Während der Verhandlungen der Konferenz konnte er vor Schwäche den Schlaf kaum überwinden, wenn er aber die Augen öffnete, glänzten sie in gewohnter Jugendfrische. „Genossen,“ sagte er in einem solchen Augenblicke, „wollen wir unseren Aufruf ‚Friedensruf aus Stockholm‘ nennen. Mit wehmütiger Spannung haben die gemarterten Völker der von den Mehrheitssozialisten versprochenen Friedenskonferenz entgegen gesehen. Ihre Hoffnungen sind ent-

täuscht worden. Beleben wir sie. Was die mächtige offizielle sozialistische Bewegung nicht imstande war zu geben, soll von Zimmerwald gegeben werden: die Hoffnung auf Frühling, auf Auferstehung des Sozialismus.“ Der Vorschlag des Genossen Stadthagen wurde angenommen. Unter dem Namen „Friedenskundgebung aus Stockholm“ ist unser Manifest auch in die weite Welt gegangen und in die Geschichtsannalen eingeschrieben worden. — — — Einige Monate nach der Konferenz starb Genosse Stadthagen...

Auch das Verhalten des Genossen Hugo Haase hatte etwas besonders Tragisches. Er war einer der sehr wenigen oder vielmehr der Einzige, der gegen den Aufruf zum Massenstreik Einwände erhob. In ihm sprach die Befürchtung, etwas zu versprechen, was man vielleicht nicht halten können werde, in ihm sprach das Verantwortungsgefühl, das diesen edlen, tapferen Menschen und treuen Kämpfer nie verließ. In den Gesprächen, die wir zwischen den Sitzungen miteinander geführt haben, kam der tragische Zwiespalt seiner Seele nur noch mehr zum Vorschein. Nach der Abstimmung erklärte er mit demselben schlichten Pflichtbewußtsein, mit dem er seine Bedenken geäußert hatte, er würde sich den Beschlüssen fügen.

Eine siebzehngliedrige Kommission sollte das Manifest entwerfen — Vertreter Deutschlands, Österreichs, Rußlands, Polens, Rumäniens, Finnlands und der neutralen Länder waren ihr zugezogen, auch einige besonders bewährte Juristen, wie Oscar Cohn, standen ihr zur Seite, um den Text der Form nach von allem zu reinigen, was unter dem Kriegszustande, der überall herrschte, zu unerwünschten Eingriffen der Behörden hätte führen können. Nachdem der Aufruf in ergreifenden Worten — wie schwer war es, die Empörung und Entrüstung über den Krieg in entsprechende Ausdrücke zu kleiden! — die Folgen des Krieges geschildert, auf die Opfer der Massen, ihre Leiden, auf die reaktionären Maßnahmen der Regierungen hingewiesen hatte, kam das Manifest auf den verfehlten Versuch der offiziellen Sozialisten zu sprechen, die, zu Handlangern der betreffenden Regierungen geworden, nicht in der Lage gewesen seien, eine Friedensinitiative zu ergreifen. Nur die dem Sozialismus treugebliebenen Massen seien imstande, dem Kriege ein Ende zu machen, hieß es in dem Aufrufe weiter. Und weiter: „Auch die Lage in Rußland mahnt das internationale Proletariat zum Kampf... Nicht durch isolierte Streiks in einzelnen Ländern kann der Friede erzwungen werden. Die Stunde hat ge-

schlagen zum Aufmarsch des Weltproletariats, Arbeiter und Arbeiterinnen, kämpft für die Massenaktionen des internationalen Proletariats in jeder Werkstatt, wo es pocht, in jeder Hütte, wo man darbt.“

Infolge der Umstände, unter denen dieser folgenschwere Entschluß gefaßt wurde, wurden besonders strenge konspirative Vorschriften gegeben. Kein einziges Exemplar des Entwurfes durfte über die Grenzen gebracht und überhaupt veröffentlicht werden, bevor die Genossen aus den Ententeländern ihre Zustimmung erteilt hatten. Ich numerierte alle Exemplare, verlangte sie von den Delegierten zurück. Nur Genosse Stadthagen sollte noch nach einem von ihm erfundenen System den Text auf eine Hemdmanschette stenographieren und auf eine Nachricht von mir hin weitergeben.

In welcher Stimmung wir uns nach der Abhaltung dieser entscheidenden Konferenz trennten, kann man sich in normalen Zeiten nicht leicht vorstellen. An die allgemeine knüpfte sich auch eine Frauenkonferenz, die ich auf Wunsch Clara Zetkins einberufen hatte; was bekam man da von Frauenelend und Frauenresignation, vom Harren auf eine „Wundertat aus Stockholm“, nicht alles zu hören! . . .

Abgesehen davon, daß die Konferenz auch mit dem Aufruf zum Massenstreik eine große Arbeit verrichtet hatte, daß sie, was ihre Beschlüsse und numerische Zusammensetzung anlangt, viel besser gelungen war, als man es hätte erwarten dürfen, lag ihre Bedeutung hauptsächlich darin, daß sie gerade im Vergleich mit der selbstverschuldeten Ohnmacht der offiziellen sozialistischen und Sowjet-Parteien Zimmerwalds Existenzberechtigung und Arbeitsfähigkeit bewiesen und — noch mehr — dargetan hatte, daß es die einzige Hoffnung, der einzige Hort der revolutionären Arbeiterschaft und der ausgebeuteten Klassen geworden sei . . .

Für die Internationale Sozialistische Kommission und für mich persönlich begann aber gerade nach dem Abschluß der Stockholmer Konferenz eine besonders fieberhafte, nicht immer leichte und angenehme Arbeit. Seitdem ich das Sekretariat der Internationalen Sozialistischen Kommission übernommen hatte, gab ich allwöchentlich ein Bulletin über die wichtigsten Beschlüsse der Internationalen Sozialistischen Kommission, über die Zimmerwald-Bewegung und die wichtigsten Vorkommnisse in den kriegführenden Ländern heraus, dessen Inhalt meistens von mir stammte oder von mir übersetzt wurde. Nach der Konferenz mehrten sich die Besuche. Manche

Delegierte, wie z. B. zwei Vertreter der „bulgarischen Opposition“ innerhalb der „weiten“ Partei, kamen erst nachträglich, auch einige von den zur Stockholmer Konferenz Delegierten (so manche, besonders die aus den fernen Ländern, z. B. aus Amerika, hatten doppelte Mandate für unsere und für die offizielle Konferenz) besuchten die Internationale Sozialistische Kommission. Es waren meist solche, deren Mandat oder deren persönliche Einstellung eher Zimmerwald zuneigte. Von den Anhängern der Zweiten Internationale habe ich keinen einzigen gesehen, zu denen, die ich von früher kannte, hatte sich ein feindseliges Verhältnis von selbst eingestellt, so daß man sich auch auf der Straße nicht mehr grüßte.

Vor zwei Aufgaben war Zimmerwald gestellt, von zwei Zielen war meine persönliche Tätigkeit geleitet: die sozialistische Friedensbewegung anzuspornen, weiterzuentwickeln, eine Demarkationslinie zwischen den Burgfriedensozialisten und den Zimmerwaldianern zu ziehen, eine Demarkationslinie, die sich immer mehr vertiefen und den proletarischen Massen, die vor dem Kriege noch nicht mit uns gewesen, die Möglichkeit geben sollte, die Wahl zu treffen. Wenn ich jetzt, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, die damaligen Bulletins durchblättere und überhaupt an die Gewissenhaftigkeit zurückdenke, mit der alle Mitglieder unserer Internationalen Sozialistischen Kommission sich bemühten, diese Demarkationslinie zu ziehen, muß ich uns alle — vor allem mich selbst — einer ziemlichen Naivität bezichtigen! Für wie viele unserer damaligen Kampfgenossen, auch für so manchen von den Linkstehendsten, hat es sich nicht im Grunde um etwas ganz anderes gehandelt, und wie bald war es nicht mit der von uns so ernst genommenen Intransigenz zu Ende; wie bald rehabilitierte man nicht die Cachins, empfing man nicht gastfreundlich an der heiligen Stätte der Revolution, Moskau, Elemente, die während der schrecklichen Prüfungszeit des Weltkriegs nicht nur im Lager des Burgfriedens gestanden, sondern sogar als offene Feinde der Arbeiterklasse aufgetreten waren!

Peinlich und aufreibend war nicht die Arbeit und die große Verantwortung, sondern das, was sich aus der komplizierten und widerspruchsvollen Situation, ja der tragischen Lage des russischen und internationalen Proletariats ergab. Je kritischer die Situation in Rußland wurde, um so dringender wurde die Verwirklichung der Losung der Zimmerwalder Massenstreikparole. Mit ihr durften wir aber nicht heraus, ohne die Stellungnahme der Genossen aus den

Ententeländern erfahren zu haben; diese konnte aber nicht so schnell und leicht eingeholt werden. Genosse Höglund hatte zwar einen für diese äußerst heikle Mission geeigneten Genossen gefunden, einen intelligenten, zuverlässigen, sprachkundigen dänischen Proletarier. Aber wie die Einreisemöglichkeit in die kriegführenden Länder verschaffen? Als aber auch das erledigt war und der Genosse, der den englischen Text des Manifestes auswendig gelernt hatte, sich auf die weite Reise begab, hieß es auf seine Rückkehr warten. War die Situation schon an und für sich äußerst ernst, so wurde sie durch das Drängen der bolschewikischen Delegierten in Stockholm noch kritischer. Nachdem er verschiedentlich persönlich und telephonisch auf der sofortigen Veröffentlichung des Manifestes bestanden hatte, schrieb Radek uns auch noch offiziell, er würde den Text des Aufrufes auf eigene Faust veröffentlichen, wenn wir es nicht sofort täten. Wir waren durch den Beschluß der Konferenz gebunden, abgesehen von der Tragweite, die eine Aufforderung zum internationalen Massenstreik ohne Genehmigung aller Parteien haben konnte...

Wir hielten selbstverständlich an unserer Verpflichtung fest. Es wurde übrigens auf uns noch von anderer Seite ein Druck ausgeübt: eines Tages erhielt ich ein Telegramm von Luise Zietz; sie bat mich, zu der Veröffentlichung des Aufrufes ja ihre Ankunft, die am nächsten Tage erfolgen sollte, abzuwarten. Die Unterredung, die Luise Zietz zunächst mit mir persönlich und am selben Tage noch mit der erweiterten Internationalen Sozialistischen Kommission hatte, an der außer der bolschewikischen Delegation auch noch Rakowsky und ein paar andere, zufällig in Stockholm anwesende Zimmerwaldianer teilnahmen, war äußerst peinlich. Tief erregt teilte Luise Zietz mit, daß infolge eines Revolteversuches in der deutschen Marine reaktionäre Maßnahmen von seiten der Regierung und der einzelnen Behörden getroffen wurden, weshalb sie bat, in Anbetracht der Gefahr, die alle Organisationen bedrohte, mit der Veröffentlichung des Aufrufs warten zu wollen. Der entgegengesetzte Standpunkt wurde von Radek in heftiger Form vertreten. Wie schwerwiegend auch die Gründe waren, die Luise Zietz anführte, war es uns unmöglich, auf sie einzugehen, aus politischen Gründen einerseits, aus formellen andererseits. Enttäuscht und vielleicht auch etwas gegen mich persönlich aufgebracht, verließ Genossin Zietz Stockholm...

Zur gleichen Zeit bekam ich ein Schreiben, Genosse Ledebour

sei nicht mit der Mission einverstanden, die Luise Zietz im Namen der Unabhängigen Partei nach Stockholm geführt hätte...

*

*

*

Wie lange würde diese Situation überhaupt noch andauern?

Die russische Oktoberrevolution und die Zimmerwalder Kommission.

Nun kam das Ereignis, das alle anderen zurückdrängte und auch die Internationale Sozialistische Kommission veranlaßte, jede Reserve aufzugeben und den Aufruf zum Massenstreik sofort zu veröffentlichen. Als ich nach wochenlanger, spannender Erwartung, mit dem Gefühl, mit dem man den Ausgang einer Krise oder die Niederkunft eines geliebten Wesens erwartet, nachts telephonisch verständigt wurde, daß der Sieg auf der Seite der Revolution war, daß die Arbeiter und Soldaten Rußlands die Macht erobert hatten, war mein erster Gedanke: Was kann getan werden, um den heldenmütigen Bahnbrechern den Sieg zu sichern, ihnen einen Beweis tatkräftiger Solidarität zu geben? Nur ein ebenbürtiges Mittel gab es: die revolutionäre Aktion der Massen der übrigen zivilisierten Welt. Nochmals handelte es sich um das Sein oder Nichtsein der russischen Revolution, ja der revolutionären Bewegung aller Länder: „Entweder tötet die Revolution den Krieg oder der Krieg die Revolution.“ Jetzt oder nimmermehr sollten die Massen die Losung der Zimmerwalder Konferenz verwirklichen. Das revolutionäre Rußland sollte sich nicht vereinsamt fühlen, die Welt von dem Widerhall seiner großen Taten erzittern.

Alle Hindernisse, die der Veröffentlichung des Zimmerwalder Manifestes noch vor ein paar Stunden im Wege gestanden, waren mit der großen, historischen Tat gefallen. Zur gleichen Zeit, zu der der Telegraph die überwältigende Nachricht von dem Siege der russischen arbeitenden Massen verbreitete, sollte er auch der Welt verkünden — und vor allem den Helden und Siegern —, daß sie nicht allein stünden im Kampfe. Das Manifest zum Massenstreik, das bereits in zwölf Sprachen übersetzt worden war, sollte sofort telegraphisch verbreitet werden. Daß meine Mitarbeiter in der Internationalen Sozialistischen Kommission meinen Standpunkt teilen würden, unterlag für mich keinem Zweifel; kaum war es Morgen

geworden, als ich sie anrief und ihre volle Zustimmung erhielt. Höglund schlug vor, eine Extranummer des „Politiken“ mit dem Aufruf zu veröffentlichen. Sofort lud ich die in Stockholm weilenden Mitglieder der erweiterten Internationalen Sozialistischen Kommission zu einer außerordentlichen Sitzung ein. Radek zeigte mir den Text eines Beglückwünschungstelegramms, das die bolschewistische Delegation nach Petersburg sandte, ich fügte die Unterschrift der Internationalen Sozialistischen Kommission hinzu. Alles Große oder Kleine, was in unserer Macht stand, sollte selbstverständlich getan werden, um die Solidarität der entrechteten Massen mit den revolutionären Siegern Rußlands kundzutun. Die außergewöhnliche Sitzung der Internationalen Sozialistischen Kommission hatte eigentlich einen mehr formellen Charakter, denn die Veröffentlichung des Manifestes war mehr als selbstverständlich, und auch juristisch hatten über sie nur die vier Mitglieder der Internationalen Sozialistischen Kommission zu bestimmen. Dagegen sollte in der Sitzung bestimmt werden, welchen Beitrag die einzelnen Mitglieder der sofort zu erscheinenden Extranummer des „Politiken“ zu liefern hätten; die Artikel mußten sofort geschrieben werden. Ganz unerwartet erhob ein Mitglied der erweiterten Kommission, nämlich Rakowsky, Widerspruch gegen die Veröffentlichung des Manifestes. Man solle die weitere Entwicklung der Ereignisse abwarten. Man wisse nicht, wie die anderen russischen sozialistischen Parteien, die gleich den Bolschewiki der Zimmerwald-Bewegung angehörten, sich zu den Ereignissen stellten. Dieser Standpunkt wurde von Rakowsky um so hartnäckiger vertreten, je mehr er auf allgemeinen Widerspruch stieß. Ich erwiderte ihm u. a.: „Und wenn es morgen zu spät wäre, wenn die Sieger besiegt werden, sollte man in ihnen und der ganzen Welt den Eindruck erwecken, daß sie in ihrem Kampf allein gestanden? . . .“ Ich muß sagen, daß meine persönlichen Beziehungen zu Rakowsky seitdem nicht mehr so freundschaftlich und spontan gewesen sind wie früher, ich spürte in ihm eine gewisse Gereiztheit, etwas, das mich an die Genossin Zietz erinnerte, an ihr Benehmen mir gegenüber, nachdem ich auf meinem Standpunkt beharrt hatte. Rakowsky war um so mehr irritiert, als in den nächsten Tagen Nachrichten von der ablehnenden Stellung der Menschewiki und vor allem der direkten Schüler Lenins — Sinowjews und Kamenews — ins Ausland drangen. Ich habe Rakowsky immer für einen der am wenigsten dogmatischen Sozialdemokraten gehalten, ich glaube auch, daß diese Eigenart gerade

auf sein psychisches Anpassungsvermögen zurückzuführen ist, auf seine große Elastizität, und daß Lenin ihm deshalb einen äußerst komplizierten und verantwortungsvollen diplomatischen Posten in der Ukraine anvertraute. Zu jener Zeit beanspruchte die Regierung der Ukraine wirkliche Diplomatie. Persönlicher Opportunismus war aber Rakowsky nicht eigen, in der Stellung, die er in den ersten Tagen der Oktoberrevolution einnahm, lag nichts von dem, was Lenin gerade in jenen Tagen an Sinowjew brandmarkte: Rakowsky fehlte es nicht an persönlichem Mut.

Gerade die revolutionären Ereignisse haben mir aber vor Augen geführt, welche Rolle Temperament und Instinkt auch bei den wichtigsten, unpersönlichen Entschlüssen spielen. Theoretisch, abstrakt, hatte Rakowsky recht, aber in der Praxis wäre die Anwendung seines Standpunktes höchst verhängnisvoll gewesen. Zimmerwald hätte völlig versagt und wäre in die Geschichte übergegangen als eine Bewegung, die vor der logischen Entwicklung ihrer Grundsätze zurückgeschreckte. Wenn es wahr ist — und bestreiten kann es wohl niemand —, daß das Bekleiden von verantwortungsvollen Posten in der revolutionären Bewegung, ja, in jeder Bewegung, die Massenorganisationen schafft, unvermeidlich zu einem gewissen Konservatismus der Organisation führt, so ist es aber auch wahr, daß gerade der Umstand, daß man sich an leitender Stelle befindet, das Verantwortungsgefühl in einer anderen Richtung schärft und gerade da zur Tat veranlaßt, wo man, wenn man nicht das Bewußtsein hätte, bestimmend auf die Ereignisse einzuwirken und durch verzögertes Handeln Unwiderrufliches zu schaffen, höchstwahrscheinlich eine abwartende Haltung einnehmen würde. Ich habe, trotz der unermeßlichen Verantwortung, die der Beschluß mit sich brachte, nie daran gezweifelt, daß ich gerade so und nicht anders habe handeln müssen, obwohl ich keine Möglichkeit hatte, die Parteien, die Zimmerwald angehörten, anzufragen und ich auf ernstem Protest gefaßt sein konnte. — Ebensowenig haben mich die aus Rußland eintreffenden Nachrichten über die Stellung der Menschewiki und der Bolschewiki, vor allem Sinowjews, die Lenin in so unerbittlicher, von leidenschaftlichem Haß erfüllter, vernichtender Weise brandmarkte, beeinflußt. Ich erinnere mich, daß, als eine Genossin zu mir kam mit der Bitte, ihr bei der Übersetzung eines Artikels, in dem Lenin Sinowjew als Feigling behandelte, zu helfen, ich es ungerne tat, beinahe hätte ich von der Veröffentlichung dieses Artikels überhaupt abraten wollen! Erst im Laufe der Zeit ver-

stand ich, welchen Zorn der Mangel an persönlichem Mut beim Genossen Lenin hervorrufen mußte zu einer Zeit, als es sich um Sein oder Nichtsein der proletarischen Revolution handelte und er von denen im Stich gelassen wurde, die ihm stets gefolgt waren, und auf die er rechnen zu können glaubte. — — —

Für Zimmerwald war die große Entscheidung gefallen. Auf die Frage, die die Umwälzung in Rußland in Freund und Feind hervorrufen mußte, die Frage: „Was nun?“, gab der Zimmerwalder Aufruf an die Arbeiter aller Länder Antwort...

Die Internationale Sozialistische Kommission hielt permanente Sitzungen ab. Als ich mich frühmorgens in großer Eile zu einer derselben begab, stieß ich auf der Türschwelle auf einen unbekannten Mann, der, mir eine Visitenkarte in die Hand schiebend, in mein Zimmer hinein wollte, obwohl ich im Begriff war, es zu verlassen.

„Sie entschuldigen,“ sagte ich, „es ist mir unmöglich, mich jetzt aufhalten zu lassen, ich habe Dringendes in der Stadt zu besorgen,“ ohne daß der Fremde irgendwie auf meine Worte reagierte.

Im selben Moment ersah ich aus der Visitenkarte, daß der Fremde ein Mitarbeiter irgendeiner „Chronicle“ aus Chicago war. „Ich gebe prinzipiell keine Interviews,“ sagte ich ihm, indem ich mich energisch dem Ausgang näherte.

„Ich will kein Interview,“ erwiderte der Fremde, wobei er sich, ohne von meinen Worten Notiz zu nehmen, auf einen Stuhl niederließ, „ich wollte nur wissen, wie die letzten Nachrichten aus Rußland sind, ich weiß, daß Sie Telegramme aus Petrograd erhalten.“

„Und wenn schon, glauben Sie, daß diese Telegramme für Sie bestimmt sind? Ich habe gar keine Veranlassung, Ihnen Informationen zu erteilen. Übrigens haben Sie doch die Zeitungen gelesen, der Kampf der Arbeiterschaft ist vom Siege gekrönt, die revolutionäre Bewegung...“ —

„Was, revolutionäre Bewegung, es handelt sich nur um Petersburg, die Truppen und Bevölkerung ganz Rußlands sind gegen Petersburg. Ich habe es in der französischen Botschaft erfahren.“

„Wie erdreisten Sie sich, mich mit Ihrem Besuch zu belästigen? Leute, die in den Gesandtschaften verkehren, haben nichts mit mir zu schaffen,“ sagte ich.

Im selben Moment wurde ich von Höglund telephonisch angerufen. Ich sagte ihm, ich würde sofort in die Sitzung kommen, die Verspätung sei auf einen nicht vorausgesehenen Besuch zurückzuführen. Der Besucher rührte sich aber nicht. Da er mich am

Telephon die Zimmerwalder Konferenz nennen gehört hatte, stellte er im früheren unverfrorenen Ton die Frage: „So hat die Zimmerwalder Konferenz schon stattgefunden? Wer war an ihr vertreten?“

„Bereits vor vielen Wochen, vertreten war die ganze Welt,“ sagte ich, hoffend, wenigstens auf diese Weise den unverschämten Eindringling loszuwerden. Da kam endlich der Zweck dieses zudringlichen Besuches zum Vorschein.

„Schade, daß wir es nicht früher gewußt haben,“ sagte er, „wir hätten Ihnen gerne hunderttausend Dollar zur Verfügung gestellt.“

„Sie elender Halunke, Sie gemeiner Kerl, machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst werfe ich Sie die Treppe hinunter.“

Das elende Subjekt verließ kriechend, sich an die Wand schmiegend, das Zimmer, von solcher Angst gepackt, daß er nicht wagte, die Gummischuhe im Vorzimmer anzuziehen, und sie erst später abholte!

Selten habe ich ein so intensives Gefühl des physischen Ekels empfunden wie damals diesem Reptil gegenüber. Dieser Ekel hat mir auch die Energie und die physische Kraft gegeben, um seinem mir so lästigen Besuch ein Ende zu machen, und hat mir Ausdrücke zur Verfügung gestellt, die ich sonst nie gebrauche. Noch viele Monate später fragte mich meine schwedische Wirtin, warum ich an jenem Tage so laut gesprochen hätte, sie hatte gedacht, man wolle mich umbringen.

Am selben Abend stand die Episode in der Zeitung; ob diese Tatsache dem Prestige dieses echten Vertreters des amerikanischen Journalismus in den Augen seiner Auftraggeber geschadet hat, weiß ich nicht.

In der Zeitperiode zwischen der Februar- und Oktoberrevolution hatte Radek in Stockholm den „Boten der russischen Revolution“ redigiert und dadurch der heranreifenden proletarischen Revolution große Dienste erwiesen. Zu der Zeit, wo Rußland von der ganzen Welt abgeschnitten und von der gesamten bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse nicht nur im Stich gelassen, sondern schamlos verleumdet wurde, in einem Moment, wo über Rußland Nachrichten verbreitet wurden, die angetan waren, auch den ausgebeuteten Klassen ein ganz entstelltes Bild von den Ereignissen zu geben, in solcher Zeit hatte auch eine kleine polemische Zeitschrift, die sich auf direkte Beziehungen mit Rußland berufen konnte, große Bedeutung. Als mit dem Siege der Oktoberrevolution Radek nach Rußland ging, schlug er der Internationalen Sozialistischen Kom-

mission vor, ihr Bulletin mit dem „Boten“ zu verschmelzen und diesen zum offiziellen Organ der Internationalen Sozialistischen Kommission zu machen. Darauf konnten wir nicht eingehen, denn wenn wir auch bedingungslos die russische proletarische Revolution unterstützten, konnten wir uns nicht in den Dienst einer Fraktion, einer Richtung stellen, da wir doch nur ein ausführendes Organ einer ziemlich heterogen zusammengesetzten Organisation waren. Unsere persönliche politische Einstellung konnte dabei nicht maßgebend sein. Die Genossen Höglund und Nerman waren vom ersten Moment des Entstehens der Zimmerwald-Bewegung Anhänger der Zimmerwalder Linken, ich war während meines Aufenthaltes in Petersburg der von den Genossen Trotzki und Lunatscharski gegründeten Partei beigetreten, hatte aber, da sich die innere Lage Rußlands immer mehr zuspitzte, durch einen aus Schweden nach Rußland zurückkehrenden Genossen meinen Beitritt zur bolschewistischen Partei erklärt, bevor noch die Verschmelzung der beiden Parteien und die Umtaufung der bolschewistischen Partei in die kommunistische stattgefunden hatte. Unsere Stellung als Leiter der allgemeinen Bewegung konnte dieser Umstand, wie gesagt, nicht beeinflussen. Aber wenn wir das Bulletin auch nicht zum Organ einer Partei machen wollten, wurde es nichtsdestoweniger zum Sprachrohr der russischen revolutionären Bewegung. Ich hatte das Bulletin erweitert — es erschien in zwei, manchmal in drei und vier Sprachen —, es sollte als Informationsorgan über die russischen Verhältnisse für das westeuropäische Proletariat dienen. Leicht war die Aufgabe nicht. Während die großen Tageszeitungen der ganzen Welt mit Nachrichten über Rußland überfüllt waren, die nichts weniger als aus Rußland stammten, hatten wir nur selten, unregelmäßig, ich möchte sagen, zufällig Nachrichten aus Rußland erhalten, die ich den tendenziösen, von Klassenhaß, Panik und Sensationsmacherei inspirierten Veröffentlichungen entgegengestellt habe. Diese Arbeit wurde mir auch nicht wesentlich erleichtert, als durch die Ernennung des Genossen Worowsky zum offiziellen Vertreter Sowjetrußlands der Kurierdienst eingeführt wurde. Ich erinnere mich, mit welchem Gefühl der Enttäuschung ich die großen Kisten entgegennahm, die man mir aus Petersburg brachte. Die Kisten enthielten Zeitungsexemplare aus vergangenen Monaten — ich aber brauchte natürlich aktuelles Material. Ich erinnere mich, wie Genosse Lenin, der die Aufklärungsarbeit über die russischen Zustände als die wichtigste betrachtete, mir schrieb: „Bravo, bravo! Ihre

Arbeit, liebe Genossin, verdient die höchste Anerkennung, sparen Sie bitte ja keine Mittel. Daß Ihnen das Material in so ungenügender Weise zugestellt wird, ist unverzeihlich. Bitte Sie, mir den Namen des Kuriers anzugeben, der sich eine so grobe, unverzeihliche Fahrlässigkeit zuschulden kommen läßt.“

Mit unbeschreiblicher Spannung erwartete ich den Sonnabend, an dem gewöhnlich die Schiffe aus Petersburg ankamen. Direkte Nachrichten aus dem boykottierten, verleumdeten, heiligen Lande! Jeder von dort kommende Genosse wurde von mir „beschlagnahmt“, auf hundert Fragen zugleich sollte er Antwort geben. Immer stärker wurde in mir der Wunsch, mich persönlich zu überzeugen, wie es in Rußland zuging, alle die Nuancen kennenzulernen, über die mir niemand Bescheid sagen konnte. Ein jeder der durchreisenden Genossen versprach mir feierlich, den Informationsdienst zu organisieren, sobald er nach Rußland zurückkehren würde, schriftlich und mündlich gab man mir die Versicherung, es würde alles in Bewegung gesetzt werden, damit ich meine Arbeit weiterführen könnte. Tschitscherin hatte sich hierfür ganz besonders ins Zeug gelegt . . . Aber dabei blieb es dann auch lange Zeit!

Der erste Sowjetgesandte im Auslande.

Genosse Worowsky hatte ich schon früher flüchtig in den Zimmerwald-Sitzungen, näher aber erst nach dem Siege der Oktoberrevolution kennengelernt, wobei ich mit einer der ausgeprägtesten Persönlichkeiten der russischen sozialdemokratischen Bewegung in sehr regen Verkehr trat. Der Umgang mit diesem äußerst intellektuellen, scharfsinnigen und vornehmen Menschen hat mir großen Genuß verschafft und so manchen Schlüssel zu so manchem psychologischen Rätsel . . .

Als ich eines Abends nach Regierungsgata 67 kam, wo sich das Bureau der Internationalen Sozialistischen Kommission befand, wo ich auch wohnte, fand ich ein Telegramm vor, das an den Stockholmer Bürgermeister Lindhagen adressiert war. Da es in einer ihm unverständlichen Sprache verfaßt war, hatte Genosse Lindhagen es mir zur Information und Übersetzung gesandt. Dem Telegramm entnahm ich, daß Genosse Worowsky zum Vertreter der Sowjetrepublik in Schweden ernannt war. Wieviel der Verkehr mit Rußland damals zu wünschen übrigließ, beweist die Tatsache, daß solche Nachrichten erst auf Umwegen zu uns gelangten! Die Zeitungen hatten dieselbe Nachricht bereits gemeldet, aber Genosse Worowsky konnte daraus keine praktischen Schlüsse ziehen, konnte das Amt nicht übernehmen ohne offizielle Bekanntgabe. Als ich ihm den Inhalt des Telegramms, das aus Finnland stammte, übergab, übernahm er das Amt, das ihn schließlich auch das Leben kostete . . . Je besser ich ihn kennenlernte und die Schwierigkeiten der ihm anvertrauten Arbeit einsah, desto mehr schätzte ich ihn. Diplomatischer Vertreter eines Landes zu sein, das die Diplomatie abgeschafft hatte, von Feinden, Nutznießern des Umsturzes, Verleumdern und Spionen umgeben war, das war keine leichte Arbeit, aber Genosse Worowsky war ihr gewachsen. Ein jeder Gegner — der geriebenste wie der ehrlichste —, konnte seine geistige und moralische Überlegenheit ohne weiteres spüren. Er war eine der besten

Figuren im Schachspiel zwischen kühnen Trägern einer neuen Ideologie und Staatsform und den gewandten und eigennützigen Vertretern der alten Ideologie, der alten Staatsform, des alten Regimes. Er verstand sehr gut, sich auf das Niveau des Gegners zu stellen, die Fragen auch rein geschäftlich zu handhaben — damals ging die Rede fast ausschließlich um Handelsvertretungen —, aber einem jeden seiner „Kontrahenten“ war klar, daß er sich nur äußerlich zu ihnen herabließ. Ein jeder von ihnen fühlte, daß er den selbstbewußten Vertreter einer großen Idee vor sich habe, keinen Emporkömmling einer Partei, die die Macht erlangte. Diese Eigenschaft hat Genosse Worowsky, ungeachtet aller Kompromisse, deren er um so mehr schließen mußte, je mehr sich die russische Politik von dem revolutionären Klassencharakter, den sie im Anfange allen ihren Handlungen zu verleihen wußte, entfernte, bis zu seinem letzten Atemzug behalten.

Die ersten Besuche, die dem Gesandten der Sowjetrepublik galten, empfing Genosse Worowsky in meinem Bureau, da er weder die Befugnis noch entsprechende Mittel aus Rußland erhalten, ein offizielles Lokal zu mieten. Da der Andrang nicht groß war, unterhielten wir uns stundenlang. Auf mich wirkte die Möglichkeit, über psychologische Probleme auch komplizierter Art mit ihm sprechen zu können, sehr anregend. Als in Rußland viele komplizierte Probleme und unvorausgesehene Situationen auftauchten, pflegte ich mir bei Worowsky psychologisches Orientierungsvermögen zu holen. Ich erinnere mich, wie Genosse Worowskys tiefe, scharfsinnige Augen glänzten, wie sein ganzes Wesen verjüngt schien, als er, in die Jugend zurückgreifend, von dem Genuß sprach, den ihm die Übertragung des Kommunistischen Manifestes in die russische Sprache verschaffte. Er war bekanntlich einer der besten marxistischen Publizisten der bolschewistischen Richtung (unter dem Zarismus als „Orlowsky“ in der Bewegung bekannt). —

Allmählich erweiterte sich die Tätigkeit Worowskys, sie bekam einen offiziellen Anstrich. Wenn ich mich im Anfange darüber wunderte, daß er mit dem einen oder anderen Feinde der Arbeiterbewegung sich in Unterredungen einließ, so antwortete er mir mit einem bitteren Lächeln, mit mehr Selbstironie als Ironie: „Ihre Zimmerwald-Bewegung kann freilich schon frei von Kompromissen bleiben . . . aber . . .“ So entstand zwischen uns eine Arbeitsteilung: wenn etwas Politisches zu erledigen war, fanden die Betreffenden den Weg zu mir, das Geschäftliche und Diplomatische erledigte

Genosse Worowsky in seinem Amt. Aber zu einer kleinen Atem-pause begab er sich schon noch gerne nach „Zimmerwald“. Es war selbstverständlich, daß ich gerade mit ihm viel über Dinge sprach, zu deren genauerer Beobachtung ich mich gerne nach Rußland begeben hätte. Um informieren zu können, um das west-europäische Proletariat besser anzuwerben, mußte ich selbst gründlich eingeweiht sein. Und dieses Bedürfnis erheischte um so mehr eine unmittelbare Berührung mit dem russischen Milieu, als es sich um Dinge handelte, die nur aus der Beobachtung des Milieus, aus Besprechungen mit ausschlaggebenden Persönlichkeiten sich ergeben konnten. Aus naheliegenden Gründen war die Tscheka — mehr noch vielleicht als der Terror selbst — eines der Probleme, die am meisten an mein Verantwortungsgefühl appellierten.

Genosse Worowsky wie auch die anderen Genossen redeten mir von einer Reise nach Rußland ab, weil sie meine Tätigkeit in Stockholm für wichtiger hielten. Außerdem lagen die Verhältnisse so, daß man nicht recht sicher sein konnte, ob man, aus Rußland zurückkehrend, wieder in die kapitalistischen Länder eingelassen würde. Schließlich aber überredete ich doch Genossen Worowsky, der, um mir die Reise zu sichern, mich als diplomatischen Kurier nach Rußland schickte. Als ich an der schwedisch-finnischen Grenze anlangte, war die Revolution in Finnland ausgebrochen. Der Verkehr war aufgehoben. Vierzehn Tage habe ich so zwischen den zwei Grenzen verbracht, in der Hoffnung, weiterfahren zu können. Je mehr sich aber die Ereignisse in Finnland in revolutionärer Richtung entwickelten, desto weniger Hoffnung gab es, nach Rußland kommen zu können. Als ich schließlich auf wiederholtes Verlangen Worowskys nach Stockholm zurückkam, wunderten sich alle, daß ich am Leben geblieben war und sämtliche diplomatischen Pakete unangetastet zurückgebracht hatte . . .

Nun mußte ich mich längere Zeit mit meiner Reise nach Rußland gedulden. Worowsky wurde zum Vorsitzenden der russisch-finnischen Friedenskommission gewählt und bat mich, ihn, wenn nicht offiziell, so doch offiziös zu ersetzen.

Eines Tages erschien eine junge Frau bei mir, erklärte, sie sei Witwe eines roten Offiziers, und bat mich, sie als Sekretärin aufzunehmen. Es tat mir wirklich leid, den Wunsch dieser sympathischen, jungen Frau nicht erfüllen zu können. „Bei mir könnte ich Ihnen keine Arbeit verschaffen, ich habe nie eine Sekretärin gehabt, aber vielleicht würde ich Ihnen die Möglichkeit verschaffen

können, sich auszubilden. Wenn Ihr Mann sein Leben für die Arbeiterklasse geopfert hat, wird die Sowjetrepublik für seine Witwe sorgen. So kann auch aus Ihnen ein nützlicher Kämpfer werden.“ Auf diesen Vorschlag schien die Witwe nicht eingehen zu wollen. Sie kam noch ein paarmal zurück und bestand immer auf der ersten Bitte: mit und bei mir zu arbeiten.

Nach einiger Zeit stellte sich heraus, sie sei von der Antibolschewistischen Liga beauftragt worden, bei mir als Agent provocateur tätig zu sein und mich umzubringen. Da in Stockholm, noch mehr als in den anderen neutralen Ländern, Abenteurer und Spione in Hülle und Fülle vorhanden waren, zumal Schweden das einzige Land war, wo es dazumal eine offizielle Vertretung Sowjetrußlands und somit auch russisches Geld gab, bildete sich dort eine „Liga“, die äußerst charakteristisch für die kapitalistische Gesellschaft ist, für die Mittel, deren sie sich bedient, um sich ihrer Klassenfeinde zu entledigen und sich deren Geld anzueignen. Unglaublich, aber wahr: 1918 gründete man in Stockholm einen Verein, der offiziell „Antibolschewistische Liga“ hieß und dessen Statuten und „Taktik“ dem Namen durchaus entsprachen. Herren und Damen betätigten sich im Namen und Rahmen dieser Institution. Sie suchten mit allen jenen anzuknüpfen, von denen sie wußten oder vermuteten, daß sie dem bolschewistischen Rußland oder seinem Gelde nahestanden, brachten die Betreffenden auf eine entlegene Villa, wo sie gequält, beraubt und in Säcken ins Wasser geworfen wurden.

Da es aber der Bande nicht gelingen konnte, wirkliche Revolutionäre in ihr Netz zu locken, so mußte sie sich darauf beschränken, unter den „Lieferanten“ der Handelsvertretung Sowjetrußlands zu „wirken“. — Diese ruchlosen Verbrechen, die etwa sieben Menschen das Leben kosteten, fanden ihr Nachspiel in einem Prozeß, der mit der Verurteilung — und späteren Begnadigung des Hauptschuldigen endete und zeigte, welcher raffinierten Roheit und Bestialität die Auswürfe der kapitalistischen Gesellschaft fähig sind. In diesem Prozesse stellte sich auch heraus, mit welchem Auftrage die erwähnte Witwe mich besucht hatte, und daß sie einige Tage nach meiner Abreise aus Stockholm ein Attentat auf mich versuchte, das seinen Zweck nicht erreichte, weil ich bereits auf dem Wege nach Rußland war.

Lenin nach dem Attentat.

Kaum war Worowsky nach Stockholm zurückgekommen, als ich meinen langgehegten Wunsch, nach Rußland zu gehen, erfüllte. Feierliche, aber vor allem wehmütige Empfindungen bewegten mich, als ich, mit roten Rosen und Nelken beladen, vom Klang der Internationale und von treuen, beredten Blicken begleitet, das Schiff bestieg. So klar war der Himmel, so ruhig und rhythmisch schlugen die Wellen, daß man den Klang der Internationale noch lange hörte; es war kein einstudierter Chor, sondern ein spontaner Ausdruck der Gemütsbewegung der sich von mir verabschiedenden Genossen.

Als unser Schiff sich Reval näherte, verbreitete sich das Gerücht, die Deutschen würden uns „durchsuchen“, bevor wir nach Rußland weiterkönnten. Als diese Prozedur begann — unser Schiff wurde für 24 Stunden von den deutschen Behörden aufgehalten, obwohl die Durchsuchung in einer Stunde hätte fertig sein können —, kam mir so recht drastisch zum Bewußtsein, was der Krieg aus Deutschland gemacht hatte. Zu Ende war es mit der sprichwörtlichen Disziplin, mit der äußeren und inneren Würde. Offen sprach man davon, daß das Schiff nur deshalb so lange aufgehalten würde, um Offizieren und Matrosen die Gelegenheit zu geben, mit uns Geschäfte zu machen. Ein Boot nach dem anderen näherte sich dem Schiffe, um die Not von Menschen, die sich in ein hungerndes Land begaben, auszunützen. Spiritus und Sacharin wurden ganz offiziell von uniformierten Matrosen feilgeboten. Als ein junger Schwede ihnen mit Bezug auf die geforderten hohen Preise sagte, man müsse doch menschlich sein, antwortete ihm höhnisch ein deutscher Matrose: „Was, menschlich nach diesem Krieg?“ Nie werde ich diesen Ton und diesen Blick vergessen, aber es war nicht der Ton und der Blick eines klassenbewußten Proletariers, sondern eines zum Tier gewordenen Menschen . . .

Als ich nach Moskau kam, wurde mir mitgeteilt, daß Genosse Lenin, der nach dem auf ihn verübten Attentat zur Wieder-

herstellung seiner Gesundheit, und um absolute Ruhe zu genießen, aufs Land gebracht worden war, mich zu sehen wünschte. Sein treuer Chauffeur, einer der wenigen Eingeweihten, die Lenins Aufenthalt kannten, fuhr mich zu ihm. Die Tatsache, daß Genosse Lenin, obwohl er in jenen Tagen ganz von der Arbeit zurückgezogen lebte, den Wunsch äußerte, mich sofort zu sehen, und ihn gegen die Genossen, die um seine Gesundheit selbstverständlich noch viel besorgter waren als er selbst, durchsetzte, weist darauf hin, welche unvergleichliche, grundlegende Bedeutung von ihm selbst und überhaupt ganz allgemein in Sowjetrußland dem internationalen Zusammenschlusse des Proletariats beigemessen wurde. Aber nicht von der Internationale allein sprachen wir an diesem unvergeßlichen Tage. Nie vorher noch nachher habe ich Gelegenheit gehabt, mit Lenin so viel Zeit zu verbringen wie an jenem Tage. Ich aß mit ihm, mit seiner Frau und ein paar Kindern aus dem Dorfe zu Mittag, und als das aus Moskau gesandte Auto mich abholen kam, wurde es zurückgeschickt, weil Lenin und seine Frau mich bis zum Abend behalten wollten. Ich habe stets den Eindruck gehabt, man brauche mit Lenin nicht lange über einen Gegenstand zu sprechen; durch einen Blick, durch ein Lächeln, durch eine einsilbige Antwort oder dadurch, daß er der Antwort auf eine konkrete Frage auswich, gab er mehr Aufklärung und Orientierung als so mancher andere durch lange Reden. Man hatte bei ihm stets, auch schon vor der Revolution, den Eindruck, daß er mit der Zeit möglichst sparsam umgehe, und das erlegt selbstverständlich einem einigermaßen rücksichtsvollen Besucher eine gewisse Reserve auf. Mit anderen scharfen marxistischen Geistern, wie Plechanoff, Antonio Labriola, ja auch mit Marx und Engels, hatte er die feine Ironie gegenüber jeder Sentimentalität oder Naivität gemein. Man kann unmöglich auf Grund eigener Studien zu einer unerbittlich kritischen Weltanschauung wie der materialistischen gekommen sein, ohne mit einer gewissen Ironie diejenigen zu betrachten, die mit Pathetik, Sentimentalität, Egozentrismus Fragen lösen wollen — ohne deren Zusammenhang zu verstehen. — Nur verstand Lenin es meisterhaft, besonders seitdem er der Leiter der Geschicke der Arbeiterrepublik geworden war, so geartete Mitläufer mit einer so feinen Zurückhaltung zu behandeln, daß die Betreffenden sie meist gar nicht merkten. Wie viele dieser Art haben sich über Lenins Verhältnis zu ihnen getäuscht! Er hatte alle diejenigen an sich herangezogen, von denen er vermutete, daß ihre

guten Eigenschaften und nicht minder ihre Schwächen irgendwie in den Dienst der Bewegung gestellt werden konnten. Innerlich hat er immer dieselbe Distanz von ihnen gehalten.

Zu dieser Kategorie gehören die erbärmlich kleinen, nichtssagenden Elemente, die sich einbilden, etwas vorzustellen, sich in den Mittelpunkt der Geschehnisse stellen zu dürfen, weil sie mit Lenin bekannt waren. Sie schreiben über ihn, um sich schreiben zu können. Im Vergleich mit ihnen sind die Zwerge Heines, die auf die Schultern der Riesen kriechen, um größer zu erscheinen, tatsächlich Riesen. Daß gerade Lenin, der sein ganzes Wissen, sein ganzes Wesen in den Dienst der Idee gestellt hat, die da lehrt, daß nicht der einzelne Mensch die Ereignisse beeinflusst, sondern daß dieser selbst deren Produkt ist, das Objekt eines solchen „Heroenkultus“ wurde, darin liegt eine tragische Ironie, in der sich die Tragik ganz Rußlands, ja der zeitgenössischen revolutionären Bewegung überhaupt widerspiegelt. Ich glaube, für freie, wirklich marxistisch geschulte Menschen ist die Zeit noch nicht gekommen, über Lenin zu schreiben. Auch hätte es weder Sinn noch Bedeutung. Das Ernste, Durchdachte, der Größe des Themas Entsprechende würde sich verlieren in der Menge des Minderwertigen, das über ihn geschrieben worden ist; sei es, um ihn herunterzumachen, sei es, wie es bei den meisten Lobsingern der Fall gewesen ist, um von sich selbst zu schreiben. Für das Volk, vor allem für das russische, das wirklich von ihm lernen will, genügen seine Werke, die geschriebenen wie die verrichteten Taten, genügt vor allem der Eindruck, den sein Wesen gemacht hat. Die Arbeiter- und Volksmassen sind von einem mächtigen Instinkt geleitet und irren nicht in ihren Urteilen über einen Menschen, der ein so urwüchsiges Produkt des russischen Volkes war. In den Büchern, die Lenin gewidmet werden, seitdem er als großer Mensch in die Geschichte eingetragen, wird man keinen Schlüssel zu seiner Persönlichkeit finden, nicht erfahren, was ihm den Einfluß verlieh, den er auf die Ereignisse ausübte. Beim Anblick der zwei Riesenpersönlichkeiten, die in der russischen Revolution dominiert haben, Lenins und Trotskys, habe ich mich oft gefragt, wie kann die Scheidelinie zwischen dem, was die Revolution aus ihnen gemacht hat, und dem, was sie der Revolution gegeben haben, gezogen werden? Wie viele Kenntnisse, wieviel Initiative, Scharfsinn, Kühnheit des Denkens und des Handelns wird nicht oft erst durch die verantwortungsvolle Stellung entwickelt, in die die stets vorwärtsdrängenden Ereignisse einer revolutionären

Epoche den einzelnen bringen? Ich habe es beobachten können, auch an vielen Durchschnittskämpfern, und sage mir angesichts des stillen, vergessenen Märtyrer- und Heldentums, welches gerade die russische revolutionäre Bewegung im Laufe ihrer Entwicklung geboren hat, man solle, auch wenn man es dürfte, die einzelnen nicht auf hohe Piedestale erheben, denn schließlich bilden doch die Zahl- und Namenlosen das Fundament für die Taten der Wenigen.

Lenin war selbstverständlich ein selbstbewußter Mensch, sonst hätte er seine Anschauungen nicht gegen seine Gegner im russischen und internationalen Sozialismus und später gegen eine Welt von Klassenfeinden verteidigen und durchsetzen können. Aber in seinem Selbstbewußtsein gab es nichts Kleinbürgerliches, Egozentrisches; nicht darauf kam es ihm an, vor sich und den anderen hervorzuhoben, was er sei, und was er wisse. Er war wie ein stetig schaffender Künstler, der aus jedem Eindruck, aus jedem Kontakt, und sei das Objekt des Kontaktes noch so minderwertig, irgend etwas für das große Werk entnahm, an das er sein ganzes Leben gesetzt hatte. Die ihm eigentümliche Gepflogenheit, ein Auge zu schließen, was seinem Blick einen so schlaun Ausdruck gab, war nichts anderes als der Versuch, den ihm gegenüber Sitzenden zu fixieren und zu sehen, was aus ihm herauszubekommen sei. Und eben deswegen fühlte man sich ganz unbefangen in seiner Nähe, abgesehen natürlich von den sklavischen Naturen, die vor allem Großen erbeben, oder von denjenigen, die mit dem Wesen der von Lenin vertretenen Sache nichts gemein hatten und ihm wie Beamte oder Diener gegenüberstanden.

Als ich Lenin bei jener Gelegenheit erblickte — er trug noch den vom Attentat verwundeten Arm in einer Binde — konnte ich meine Aufregung schwer überwinden, stand doch vor mir ein wie durch ein Wunder dem Tode entronnener Mensch, für dessen Schicksal wir gezittert hatten. Aber sofort legte sich die Aufregung. Die Ruhe Lenins, der längst auch schon über diese Erschütterung zur Tagesordnung übergegangen war und sie als ein rein objektives Ereignis betrachtete, teilte sich auch den anderen mit, legte ihnen jedenfalls eine gewisse Reserve auf. Das erste, was er, und zwar mit begeistertem Tone, fragte, war: „Haben Sie Barbusses ‚Feuer‘ gelesen? Sehen Sie, auch er ist für die Abschaffung des Privateigentums, für den Sozialismus.“ Charakteristisch war es für Lenin, der nur durch seine Verwundung Zeit gewonnen hatte, das Buch zu lesen, daß gerade

dessen Schlußbetrachtungen seine Aufmerksamkeit ganz besonders anziehen. —

Als ich abends nach Moskau zurückkehrte, reich an tiefen Eindrücken, legte mir Lenin besonders warm ans Herz, ich möge sobald als möglich meine Tätigkeit im Auslande wieder aufnehmen, mich durch nichts davon abhalten lassen.

Meine Ausweisung aus der „freien“ Schweiz.

Wenn ich der Vorkommnisse gedenke, die sich in den nachfolgenden drei bis vier Wochen abspielten, die Presse der ganzen Welt, vor allem die der republikanischen Schweiz, beschäftigten und meine Tätigkeit äußerlich besiegelten, kann ich mich auch jetzt noch des Lachens nicht enthalten. Das Kleinbürgertum kann, wenn es auch alle Kräfte aufwendet, doch nicht umhin, lächerlich zu sein. So war es mit meiner Ausweisung aus der Schweiz, die als ein Beispiel der „Außenpolitik“ der Schweiz charakteristisch ist und einer gewissen Komik nicht entbehrt.

Der Hauptzweck meiner Reise nach Rußland war das schon erwähnte Orientierungsbedürfnis; nachdem ich in Rußland gewesen war, wollte ich in die Schweiz, um mich über die Zimmerwaldbewegung im Westen unmittelbar zu informieren, und dann einige Tage in der Schweiz ausruhen. Ich habe nie das Bedürfnis oder das Recht empfunden, mir „Ferien“ zu nehmen, wohl den meisten, die für eine als wahr erkannte Idee arbeiten, geht es so. Diesmal jedoch bestimmte mich die Erwägung, daß es nach meinem längeren Aufenthalt in dem entlegenen Skandinavien im Interesse meiner Tätigkeit zweckmäßig sei, mit einem anderen Milieu in Berührung zu kommen. Irgendeine besondere Aktivität in der Schweiz zu entfalten, hatte ich weder die Absicht noch die Möglichkeit. Zu jener Zeit, Anfang November 1918, waren ganz andere Kräfte am Werke als die Zimmerwalder, ja als überhaupt irgendeiner politischen Agitation. Nachdem ich mich etwa drei Tage in Berlin aufgehalten, wo ich zur gegenseitigen Orientierung Besprechungen mit den Unabhängigen und Spartakisten hatte, begab ich mich nach Zürich. Schon unterwegs las ich in einer deutschen Provinzzeitung eine Notiz, aus der zu entnehmen war, ich sei auf der Reise in die Schweiz mit zehn Millionen bolschewikischen Geldes, um an einem bestimmten Tage dort und in Italien die Revolution hervorzurufen. Die Nachricht war dazu noch so plump formuliert,

daß man nicht einmal über sie lachen konnte, zudem war ich schon so sehr daran gewöhnt, über mich die unglaublichsten Sachen zu lesen, daß ich überhaupt, auch innerlich, auf keine Weise reagierte. In Zürich angelangt, erfuhr ich bald von dem einen, bald von dem anderen Genossen, dieser oder jener Blödsinn werde in den Zeitungen der französischen Schweiz von mir berichtet. Da die französische Schweiz noch kleinbürgerlicher und mir ihre Presse, die schon immer einen Abklatsch Frankreichs darstellte, durch ihre schreckliche Sprache und durch ihren unechten kriechenden Chauvinismus besonders antipathisch war, hatte ich auch keine Veranlassung, sie besonders fleißig zu verfolgen; daß sie mir besondere Aufmerksamkeit widmete, interessierte mich nicht weiter. Überhaupt ist es schwer, sich etwas Würdeloseres vorzustellen, als die Haltung der schweizerischen Presse während des blutigen Wettbewerbs der imperialistischen Koalitionen. Von Haus aus und im Anfange des Krieges, als alles auf den Sieg der Zentralmächte schließen ließ, war Deutschland und das Deutschtum Trumpf in der ganzen Presse bis auf ein paar Blätter, die mehr französischer als schweizerischer Herkunft waren. Zur Zeit meiner Rückkehr in die Schweiz aber war der militärische Zusammenbruch der Zentralmächte offenbar und der Ausgang des Krieges nicht mehr zweifelhaft. Da rutschte alles auf dem Bauche vor den Siegern; Deutschland war überhaupt nichts als ein Barbarenland gewesen und hatte sein Los verdient. Ist schon die individuelle Speichelleckerei das widrigste Schauspiel, zu dessen Anblick ein Mensch überhaupt verurteilt werden kann, so ist das würdelose Kriechen der Presse, der sogenannten öffentlichen Meinung, vor dem heute mächtig Gewordenen, den man gestern verpönt hat, und den man morgen wieder mit Wonne verpönen wird, wenn das Glück ihn verrät, ein Anblick, der tatsächlich zur Verzweiflung bringen kann. Es ist überhaupt ein psychologisches Problem, wie denkende Menschen, die nicht Marxisten sind, die also die Triebkräfte der Ereignisse nicht erkannt, die Methoden des revolutionären Proletariats nicht zur Richtschnur ihres Handelns gemacht haben, überhaupt den Krieg ertragen konnten, ohne sinnesgestört zu werden. Lüge, Heuchelei, die Anbetung des Starken und Preisgabe des Schwachen im Hinterland (auch in den sogenannten neutralen Ländern), war das würdige Gegenstück der Qual, Erniedrigung und der Vernichtung an der Front. Die Schweiz hatte besondere Gründe, sich den Starken anzupassen. Machte sie ihre

ökonomische und geographische Lage schon sehr abhängig von den Großmächten, so gab es noch einen inneren Grund. Die Fremdenindustrie, bekanntlich eine der Haupteinnahmequellen des Landes, war durch den Krieg beträchtlich geschädigt, ihr Wiederaufleben hing vor allem von seinem Ausgange ab. Die Bürger der siegenden Staaten würden aller Wahrscheinlichkeit nach eher die Kur- und Ruhestätten der Schweiz besuchen, als etwa die der besiegten und finanziell ruinierten. Zu Anfang des Krieges kamen wohl Kriegsinvaliden in die Schweiz, aber es handelte sich fast ausschließlich um total verkrüppelte deutsche Soldaten, die man in speziell für sie bestimmte Häuser steckte, und zwar so, daß sie wohl die Vorzüge des Aufenthaltes in der Schweiz genießen, die „echten“ Kurgäste aber durch den Anblick der verstümmelten, entstellten Glieder nicht belästigen konnten. Als der Wind sich zu drehen begann, begannen auch nicht schwerkranke, sondern nur ruhebedürftige höhere Würdenträger der Ententearmee die Schweiz für längere Zeit aufzusuchen. Ihre Frauen waren glücklich, mit ihnen zwar nicht die Greuel und Strapazen des Krieges, wohl aber Ruhm, gutes Essen, ungestörte Ruhe zu teilen. Ganz untätig waren übrigens die Herrschaften nicht; während die deutsche Armee von Niederlage zu Niederlage, die eigene dagegen von Sieg zu Sieg eilte, war es ihnen ein besonderes Vergnügen, die photographischen Aufnahmen aus dem Felde anzuschauen, die eine französische Agentur ins Schaufenster eines Hauses stellte, in welchem die damalige Sowjetgesandtschaft in Bern ihren Sitz hatte. Auch waren diese Elemente die eifrigsten Leser der frankophilen Presse.

Da es in Zürich mehr italienische Auswanderer und vor allem Genossen gab als anderswo, hatte ich mir vorgenommen, die kurze Zeit dort zuzubringen. Wenn ich abends mit den italienischen Genossen einen Spaziergang machte, oder wir in einem Lokal einkehrten, gab es immer eine kleine Gruppe, die sich über die „chaibe Tschinken“ (verächtliche Bezeichnung für die italienischen Einwanderer) oder über die „chaibe Bolschewiki“ lustig machte. Das war zwar etwas Ungewöhnliches, aber ich führte es auf die allgemeine Erregung, die der Krieg hervorgebracht hatte, zurück und bat meine italienischen Genossen, sich nicht provozieren zu lassen. Erst später kam ich darauf, daß es eine organisierte Provokation zu Spionagezwecken war. Wir amüsierten uns köstlich bei der ganzen Geschichte, die italienischen Genossen begleiteten mich bis ans Hotel, wo sie mir ein revolutionäres Ständchen brachten . . . Nicht mehr als

die erwähnten Zwischenfälle kümmerte mich auch der Umstand, daß ich von unbekannten Leuten angesprochen wurde, ob ich ihnen nicht von den zehn Millionen ein Darlehen geben könnte, andere machten mir Kaufangebote, ob ich mir nicht ein Haus, eventuell mit Möbeln, anschaffen wollte! . . .

Eines Tages erhielt ich ein Telegramm von den Genossen aus der Sowjetgesandtschaft in Bern mit der Bitte, sobald als möglich hinzukommen. Schon am Bahnhofe teilte mir der „Legationsrat“, ein mir seit Jahren bekannter bolschewikischer Emigrant, mit, er sei meinerwegen auf das Außenamt gerufen worden. Offiziös, nicht ganz offiziell sei ihm mitgeteilt worden, es sei erwünscht, daß Frau Balabanoff die Schweiz verlassen möge. Tue sie es sofort freiwillig, ganz privatim, so würde die Regierung sie bis zur Grenze begleiten lassen und dafür sorgen, daß ihr nichts geschehe.

„Und der Grund?“ fragte der Legationsrat.

„Herr Doktor, wissen Sie nicht, wer Frau Balabanoff ist? Eine der markantesten Persönlichkeiten der revolutionären Bewegung. Sie übt unwiderstehlichen Einfluß auf die Massen aus.“

„Ja,“ warf der Legationsrat ein, „sind das Gründe, um jemanden auszuweisen? Dürfen denn nur minderwertige Menschen...“

„Aber Sie dürfen doch nicht vergessen, daß wir ein kleines Land sind. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen eröffne, daß die italienische Gesandtschaft bereits gegen den Aufenthalt der Frau Balabanoff in der Schweiz Einspruch erhoben hat?“ . . .

Mein Entschluß war gefaßt: Freiwillig würde ich die Schweiz nicht verlassen, das war ich mir selbst nicht weniger als der italienischen und schweizerischen Arbeiterschaft schuldig. Würde ich ausgewiesen werden, so sollte die Ausweisung der Arbeiterschaft als Aufklärungs- und Agitationsmaterial dienen. Die endgültige Entscheidung überließ ich jedoch dem Schweizer Parteivorstand, da sie für die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen des Landes, in dem ich mich befand, ernste Folgen haben konnte. Um die russische Gesandtschaft, der gegenüber ich selbstverständlich noch größere Disziplin- und Solidaritätspflichten hatte, ganz aus dem Spiel zu lassen, bat ich ihre Vertreter, der schweizerischen Regierung mitzuteilen, daß ich mich weigere, ihrem Winke Folge zu leisten; die Sowjetgesandtschaft habe nichts mit der Sache zu schaffen.

Ich habe es nie für politisch oder moralisch zulässig gehalten, mich irgendwie unter den Schutz der Sowjetvertretung des Aus-

landes zu stellen, nicht nur, weil ich ihre schon im Anfang genügend komplizierte Lage nicht noch erschweren, ihre Verpflichtung, von seiten ihrer Landsleute keine Propaganda zu dulden, respektieren wollte, sondern auch, weil ich es für würdelos und demagogisch erachtet hätte, von den Regierungen der Länder, in denen ich jahrelang revolutionäre Propaganda getrieben hatte, zu beanspruchen, sie sollten mich auf einmal als eine „harmlose“ Bürgerin eines „befreundeten Staates“ betrachten. Andererseits hatte ich aber vor der Machtergreifung des russischen Proletariats jahrelang meine Tätigkeit ausgeübt, ohne den Schutz irgendeiner Regierung zu genießen, und sah nicht ein, warum es jetzt anders werden sollte. Die Vertreter der Sowjetgesandtschaft gingen ohne weiteres und — wie ich nachträglich verstanden habe — mit großer Bereitwilligkeit auf meinen Vorschlag ein. Ich reiste nach Zürich zurück. Der Schweizer Parteivorstand stimmte meiner Stellungnahme bedingungslos zu. Auch die am meisten rechts stehenden seiner Mitglieder konnten mir nicht zumuten, den Vorschlag der Regierung anzunehmen und mich entfernen zu lassen, ohne daß die Arbeiterschaft die entsprechenden Schlüsse aus der Zumutung gezogen hätte. Der Parteivorstand beschloß, eine Kommission nach Bern zu schicken, um mit der Regierung in meiner Angelegenheit eine offizielle Rücksprache zu nehmen. Praktischen Erfolg versprach ich mir absolut nicht, ich war sicher, daß ich in den allernächsten Tagen ausgewiesen werden würde, und zwar nicht mehr auf eine „freundschaftliche“ Weise. Als die aus Bern zurückkehrenden Genossen mir mitteilten, die Regierung habe ihnen eine beruhigende Antwort gegeben, man solle einige Tage abwarten und ja nichts veröffentlichen, alles würde geregelt werden, ich ruhig in der Schweiz verbleiben dürfen, konnte ich über die Naivität der Genossen nur lächeln. Einige Tage darauf ging ich wieder nach Bern, wo die erste Jahreswende der russischen Revolution gefeiert werden sollte. Unterwegs zeigte mir ein Genosse einen langen Artikel, der unter irgendeinem vulgären Titel erschienen war und sich eingehend mit mir beschäftigte, aufzählte, was ich je an politischen Verbrechen begangen hätte und wessen mich die Entente-Pressen seit dem Ausbruche des Krieges beschuldigt hatte. Der Artikel endete mit dem Hinweis darauf, daß man in der Schweiz keine so unsauberen, zweideutigen Bolschewikurieri dulden könne.

Schon als ich Zürich verließ, war die soziale Atmosphäre dort äußerst gespannt. Überall war von einem bevorstehenden General-

streik die Rede. Das Militär war aufgeboten, der Belagerungszustand verhängt worden. Am Tage meiner Abreise wurde ich von Spionen und Agents provocateurs besonders belästigt. Der eine wollte Geldmittel für eine Jugendaktion von mir, der andere genaue Auskunft über das Programm, das ich auszuführen beabsichtigte. Eine italienische Proletarierin, eine Schneiderin, erzählte mir, ihre beste Kundin sei zu ihr geeilt, um sie anzuflehen, ihr sofort eine Reisettoilette zu machen, sie müsse aus Zürich fort, die Revolution stünde unmittelbar bevor; sie hätte mit ihren eigenen Augen gesehen, aus den Fenstern des Grand Hôtel, das sie bewohnte, wie ich mit einem revolutionären Generalstab eine Nachtsitzung abgehalten und ihm Geld übergeben hätte. Als ich nach Bern kam, wurde mir von Genossen mitgeteilt, ich würde wahrscheinlich sofort verhaftet werden; auch waren im Volkshause auffallend viel Spione. Die Gewerkschaftszentrale hatte gewisse ökonomische Forderungen gestellt und auch Protest gegen meine Ausweisung erhoben. Der Ausschuß parlamentierte mit der Regierung. Die Drohung mit dem Generalstreik nahm immer konkretere Formen an, die Regierung wurde immer unversöhnlicher, die Presse hetzte unbeschreiblich. Da die Niederlage Deutschlands bereits zur Tatsache geworden war, wurde Frankreich Trumpf und alles Deutschfreundliche verhaßt und verpönt, vor allem jene, die irgendwie für den Frieden tätig gewesen waren. Die Kampagne gegen mich wurde deshalb auch immer energischer, die Sowjetgesandtschaft in Mitleidenschaft gezogen. Um Frankreich entgegenzukommen, sollten die Vertreter der Regierung, die den Separatfrieden von Brest-Litowsk geschlossen hatte, aus der Schweiz entfernt werden, und deshalb wurden alle sowjetfreundlichen Russen der Anstiftung des Generalstreiks bezichtigt und gleichfalls ihre Ausweisung in Aussicht gestellt. Als der Generalstreik, dem auch die Eisenbahner sich angeschlossen hatten, ausbrach und die Stimmung so düster und gespannt war, wie es nur in einem kleinbürgerlichen Lande möglich ist, erschienen Extrablätter, in denen abwechselnd von meiner Ausweisung und von der der Sowjetmission die Rede war. Als Vertreter der letzteren sich zur schweizerischen Regierung begaben, um Aufklärung zu fordern, wurde ihnen dieselbe Antwort gegeben wie seinerzeit der Abordnung der schweizerischen Partei: eine beruhigend ausweichende! Ich nahm sie, wenigstens was mein Schicksal anbetraf, nicht ernst; ich mußte lachen, als jemand aus der Gesandtschaft sagte: „Jetzt werden sie doch nicht ausweisen können, die Eisenbahner streiken; wenn der Streik zu Ende ist, wird

sich wieder alles beruhigt haben.“ Ich verständigte die Genossen in Zürich, sie sollten mir meine Sachen und Bücher sofort nach Bern bringen.

Es mag der zweite Tag des Generalstreiks gewesen sein, als man mich morgens früh an das Telephon rief. Der Legationsrat, der mir schon einmal die Nachricht von meiner eventuellen Ausweisung übermittelt hatte, gab mir bekannt, er sei um sechs Uhr morgens von der Regierung telephonisch verständigt worden, daß die Mitglieder der Gesandtschaft und ich um ein Uhr die Schweiz verlassen mußten. Mit welchen Verkehrsmitteln und nach welchem Land, darüber wurde kein Wort gesagt. Eine solche Behandlung einer ausländischen Gesandtschaft konnte sich nur die Regierung eines solchen kleinen Landes erlauben, das im Interesse einer siegreichen Großmacht handelte. — — —

Bern war in bewaffneten Zustand versetzt, nie habe ich so viel Militär, so viele Bajonette, so viele Maschinengewehre auf einem so kleinen Raum konzentriert gesehen. Und die Gesichter, die Panik der einen, die Schadenfreude der anderen, der Haß der dritten!

Alles streikte, Telephon- und Telegraphenverkehr waren vollständig unterbrochen. Hierdurch war es der Regierung möglich gewesen, uns zu entfernen, ohne daß die Arbeiterschaft etwas davon erfuhr, und ohne daß wir die uns nahestehenden Genossen von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen konnten. Nur die zufällig in der Nähe des Bahnhofs Befindlichen waren Zeugen der wilden Vorgänge. Arbeiter gab es nicht unter ihnen: kleinstädtische Krämer, wütend über ihren unfreiwilligen Müßiggang, herrschaftliche Dienerschaft, die über die „Roten“ schimpfte, Kinderfräuleins, die die Kinder fest an der Hand hielten, um das Schauspiel in der Nähe anzuschauen, und — last not least — die Offiziere der Siegerarmeen und ihre Frauen. Ihnen war unsere Ausweisung keine Überraschung, denn waren sie selbst auch ganz unbedeutende Subjekte, so standen sie doch zu irgendeinem Bedienten eines Diplomaten in Beziehung und wußten, was in Bewegung gesetzt wurde, um uns abzuschütteln. Dazu kam noch, daß, wie bereits bemerkt, das Lokal, in dessen Schaufenstern Kriegsnachrichten ausgehängt waren, und die Sowjetgesandtschaft sich im gleichen Hause befanden. Als die Soldaten mit Lastautos vorfuhren, um unsere Habseligkeiten abzuholen und wir zum Bahnhof marschierten, richteten sich aller Augen auf uns, Hände und Stöcke wurden geschwungen, höhnende Worte klangen uns nach. Besonders aktiv waren die Frauen; ihr

Haß- und Rachegefühl machte ihr Verhalten unwiderstehlich lächerlich; Hyänen waren es, aber ohnmächtige Hyänen. Die Szene erinnerte mich an eine ähnliche, die etwa fünfzehn Jahre früher, ebenfalls in der Schweiz, stattgefunden hatte. Es war eine gegen mich vom Pfarrer des Dorfes aufgehetzte Frauenmenge, die von der Kanzel den Wink bekommen hatte, mich nicht ungestraft die Ortschaft verlassen zu lassen. In Ausführung dieses Befehls wurde eine Demonstration veranstaltet, die etwa acht Stunden dauerte. Auch damals fiel es mir auf, wie Hypnose Menschen in wilde Tiere zu verwandeln imstande ist, und wie dieser Zustand ansteckend wirkt; wie sich das Zusammenfinden von individuell verhältnismäßig normalen Menschen zu einer kollektiven Psychose gestaltet, wenn sie unter einem Affekt handeln. Aber damals waren es aufgehetzte, durch Entbehrungen und Überanstrengung der Fähigkeit, selbständig zu denken und zu handeln beraubte Frauen, die „nicht wußten, was sie taten“; hier waren es freche, übermütige Kleinbürgerinnen, die ihrem Haß gegen diejenigen Luft machten, welche die Vorrechte ihrer Beherrscher bedrohten.

War dieses Schauspiel widerlicher als das erste, so war es auch nicht so harmlos. Das erstemal war ich ganz allein, als die Frauen sich auf mich mit Heugabeln, Mistforken und Scherben warfen, diesmal waren neben mir auch kranke Menschen und kleine Kinder. Der Vertreter Sowjetrußlands war ein kranker Mann und sah infolge der Aufregung wie eine Leiche aus. Von den anderen Beamten der Mission hatten einige kleine Kinder. Ich ließ sie alle vorausgehen, damit sie nicht Opfer der Wut würden. „Da ist sie, die verfluchte Kurierin der Revolution,“ hieß es in allen Tonarten. Die Frauen schrien, die Männer streckten in neugierigem Zorn ihre Köpfe in die Höhe. „Ja, das bin ich,“ sagte ich und blieb stehen, um die anderen vorgehen zu lassen. In diesem Augenblicke warf sich alles auf mich, Kavallerie eilte herbei, wodurch die Panik nur noch größer wurde; ich wurde an die Bahnhofsmauer gedrängt, fühlte Pferdehufeisen an meiner Brust und verlor das Bewußtsein. Als ich die Augen wieder öffnete, war die Menge zurückgedrängt. Ich konnte wieder atmen, mein Arm blutete, um mich lagen Schirme und Stöcke. Einige Soldaten mit blanken Säbeln führten mich zu meinen Reisegefährten. In dem Wartesaal saßen die Mitglieder der so verschieden gearteten Expedition. Erprobte Revolutionäre, harmlose Frauen, die ihre Männer begleiteten, junge Kuriere und Leute, die aus einem oder dem anderen Grunde in Mitleidenschaft gezogen

waren. Der Leiter der Gesandtschaft saß ganz entkräftet, unbeholfen, entmutigt, kreidebleich und hilfsbedürftig da. Als ich in den Saal kam, forderte ich einen der Soldaten, die uns überwachten, auf, mir Desinfektionsmittel und Verbandstoff zu holen. Kaum hatte er sich zur Tür begeben, um in die Apotheke zu gehen, als ein Offizier ihm verbot, meinen Auftrag zu erfüllen. Die Mannschaften und vor allem die Offiziere, die mit unserem Abschub betraut waren, stammten fast ausnahmslos aus der französischen Schweiz. Und zwar hatte man gerade sie kommandiert, weil es sich um deutschfeindlich eingestellte Elemente handelte, und weil die französische Schweiz überhaupt wenig Industriearbeiter, und vor allem weniger gewerkschaftlich und politisch organisierte Arbeiter aufwies; somit waren alle Bedingungen gegeben, daß man uns genügend bestialisch behandeln würde.

Ein grotesker Jüngling in Pumphosen, mit Monokel und eleganter Peitsche trat in den Saal. „Wird sich unter euch jemand finden, der imstande ist, meine Worte zu verstehen?“ fragte er hochmütig, „also, ihr werdet jetzt in Automobilen an die Grenze gebracht, und ich warne euch: wenn sich jemand untersteht, einen Fluchtversuch zu machen, wird aus Maschinengewehren geschossen.“ Wir wurden in anderthalb Dutzend Autos zusammengepferrcht, die von je einem Panzerauto begleitet waren. Auf mich wurde besondere „Rücksicht“ genommen, denn die Demonstranten und ebenso die Photographen, die sich beim Bahnhof eingefunden hatten, hatten es auf mich ganz besonders abgesehen. Die Begleitmannschaft unterstützte sie, indem sie das Auto, in das ich eingestiegen war, aufhielt. Mehr, viel mehr als alles das, berührte mich der Umstand, daß unter den Zuschauern, die sich so ungestüm unserer Abschiebung freuten, auch proletarische Gesichter zu unterscheiden waren . . .

Nun fing das Verrückteste an, was man sich überhaupt vorstellen konnte. Zwei Tage und eine Nacht wurden wir im Lande herumgejagt, ohne Ziel und ohne Zweck; alle Industrieorte wurden gemieden: aus Furcht vor Demonstrationen zu unseren Gunsten! Aber auch in den Dörfern durften wir nicht stehenbleiben. Nachts wurden wir in eine Konditorei gebracht, wo man uns zu trinken gab, ich glaube, das war das einzige Mal, daß wir etwas zu uns nehmen konnten. Wohin die Reise führte, durften wir nicht wissen, obwohl Ziel und Richtung für uns keineswegs gleichgültig waren, denn unweit von Basel befanden sich die siegestrunkenen französischen Truppen, die mit uns ganz kurzen Prozeß gemacht hätten.

Auskunft zu erteilen betrachteten die uns eskortierenden Offiziere als überflüssig. Endlich wurden wir auf einer kleinen Station, dicht an der badischen Grenze, abgesetzt. Wie oft war ich auf meinen Agitationstouren aus Schaffhausen zu Fuß hingegangen, wie oft hatte ich auf der Durchreise nach Deutschland dort übernachtet. In der nächsten Nähe des Ortes, auf der letzten Brücke, sah ich einen italienischen Arbeiter, der mir freundlich zunickte. Endlich, endlich einer von den Unrigen! Während der ganzen grotesken Expedition hatten wir vom Generalstreik kein Wort gehört oder gelesen; jetzt bot sich Gelegenheit, etwas zu erfahren und den Genossen ein Lebenszeichen von uns zu geben. Aber kaum hatte ich versucht, ihn anzureden, als der Arbeiter beim Arm gepackt, gewaltsam entfernt und allem Anschein nach verhaftet wurde.

Nun fing der zweite Teil der Komödie an. Man brachte uns in ein Gasthaus, wo wir zu essen und zu trinken bekamen, aber keine Auskunft darüber, was man weiter mit uns anfangen würde. Für die Nacht wurde uns ein Schulraum und ein entsprechendes Quantum Stroh als Nachtlager zur Verfügung gestellt. Kranke und Gebrechliche durften im Gasthaus schlafen. Die Neugierde und der Haß, womit die Bevölkerung uns anfänglich bestürmte, wurden sehr bald durch andere Gefühle ersetzt, die nicht so feindschaftlicher Natur waren. Alle Krämer, Händler, Reisende usw. eilten aufs Gasthaus, um den Fremden etwas feilzubieten. Dazu waren auch die Bolschewiki gut genug; die Tatsache, daß man mit ihnen ein gutes Geschäft machen konnte, versöhnte die Bevölkerung sofort mit den als lästig ausgewiesenen Ausländern. Drei Mitglieder unserer Expedition wurden beauftragt, von der Militärbehörde Auskunft über unsere weitere Marschrouten zu verlangen, damit wir die Möglichkeit hätten, uns mit den deutschen Behörden in telephonische Verbindung zu setzen. In Deutschland war inzwischen die Republik errichtet worden. An der Art des Empfanges, der uns jenseits der Grenze harrte, konnten wir nicht zweifeln, wenn wir nur erst aus dem kleinbürgerlichen Gefängnis herausgekommen waren. Aber unsere Abordnung wurde mit allgemeinen, ausweichenden Redensarten abgespeist. Augenscheinlich lag es im Interesse der schweizerischen Behörden, uns in einen Panikzustand zu versetzen, uns auf „das Schlimmste gefaßt“ zu machen. „Ja,“ meinte eines Abends ein junger französischer Offizier, als er unsere Eskorte aufs Strohlager begleitet hatte, „mir tun die Frauen und die Kinder leid, wer weiß, was ihrer an der Grenze wartet.“

Eines Morgens wurden wir ebenso grob und militärisch in Autos auf den Bahnhof gebracht, wo sich außer uns kein Reisender befand. Wahrscheinlich hatte man einen Extrazug eingeschoben, um uns über die Grenze zu bringen. Eine Bemerkung, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde, fiel vor unserer Abfahrt. Nicht etwa ein Beamter, sondern ein Arbeiter rief dem deutschen Zugführer zu: „Laßt es dort vor Hunger krepieren, das Gesindel.“ Mit diesem „Wunsch“ als Begleitung verließ ich das Land, in dessen Arbeiterbewegung ich, wenn nicht systematisch, so doch sporadisch, nicht weniger als 15 Jahre tätig gewesen war. — — —

Ich betrat Deutschland wie das verheißene Land der Arbeiterbefreiung mit denselben Gefühlen, mit denen ich das vom Zarismus erlöste Rußland betreten hatte, nur mit dem Unterschiede, daß ich von dem industriereichen Deutschland, von der Geburtsstätte des in die Praxis umgesetzten Marxismus etwas ganz anderes zu erwarten berechtigt war. Sogar die physische Müdigkeit der letzten Wochen war geschwunden, mit leichten Schritten ging ich ins Land der Republik und der Arbeiterräte, in das zehnfache Heimatland. Aber schon der äußere Anblick der Menschen war um nichts erfreulicher, proletarischer als derjenige, den ich seinerzeit im Kerenski-Rußland angetroffen hatte, als ich nach jahrzehntelangem Exil heimkehrte. Nur fehlten in Deutschland auch die wenigen begeisterten Gesichter, die mir dort in der grauen Masse der grauen Soldaten und Beamten aufgefallen waren. Arbeiter sah man nicht, auch nicht unter den Vertretern der Arbeiterräte, die als offizielle Behörde am Bahnhof erschienen waren. Die roten Abzeichen, welche manche von ihnen am Arm trugen, schienen etwas ganz Äußerliches zu sein, etwas Offizielles, was man auf ein Alltagskleid tut. Einer berührte mich besonders unangenehm, es stellte sich auch heraus, daß er unter der Monarchie irgend etwas mit der Polizei, mit dem „Sicherheitsdienst“ zu tun gehabt hatte; auch in der Republik unter den Arbeiterräten übte er ein ähnliches Amt aus. Unbeschreiblich, wenn auch leichtverständlich war die Verachtung, mit der dieses Polizeipack die „Bande der russischen Umstürzler“ betrachtete. Der Einzige, der seinem Wesen nach einigermaßen an das erinnerte, was man damals unter einem deutschen Sozialdemokraten verstand, war der Vorsitzende des Arbeiterrates. Auch er war kein Proletarier, sondern ein Kohlenhändler, war aber langjähriges Parteimitglied, hatte das Sozialistengesetz mitgemacht, Bebel und Zetkin persönlich gekannt, hatte auch äußerlich das Sympathische und Ge-

winnende eines deutschen Sozialdemokraten. Auch war er der einzige, der während unseres Zwangsaufenthaltes in Ennishofen, so hieß das Städtchen, wo uns die Schweizer abgeladen hatten, sich bemühte, menschlich zu sein und das Amt der obersten Behörde mit dem eines Gesinnungsgenossen von uns zu vereinen. Leicht ist es ihm nicht geworden, mehr als einmal habe ich ihn in tiefer Verlegenheit gesehen. Der Konflikt bestand für die Vertreter der Behörde dieser Grenzstadt darin, daß sie sich einerseits fürchteten, durch zu milde Behandlung die Unzufriedenheit der Regierung hervorzurufen, andererseits fürchteten sie aber, durch zu strenge Behandlung der offiziellen Mission einer Großmacht das Vaterland ins Unglück zu stürzen. Da half auch die gewissenhafteste Anwendung der Paragraphen nichts, und wer wußte in jenen Tagen was Genaues über die Anwendung der Paragraphen? Nun war aber der Fall kompliziert genug. Wir galten als Räuberbande und zur gleichen Zeit als diplomatische Körperschaft. Dabei keine Möglichkeit für die Lokalbehörde, sich mit Berlin in Verbindung zu setzen. Dort hatte man in jenen Tagen anderes zu tun. Kaum waren wir angelangt, als mir die Situation ganz klar war und humoristisch erschien.

Die Schweizer Behörden, von ohnmächtigem Haß gegen die Revolutionäre erfüllte Kleinbürger, die sich nicht getraut hatten, uns umzubringen — sie waren sich nur allzu bewußt, Einwohner eines kleinen Landes zu sein, wodurch ihr ganzes Auftreten auch noch das so unsympathische Gepräge des „Will-und-kann-nicht“ trug — hatten sich eifrig bemüht, alles zu tun, um uns zu schaden: durch raue Behandlung, durch Einschüchterung und Panik und — last not least — dadurch, daß sie die deutschen Behörden und die Bevölkerung gegen uns aufzuhetzen suchten! Das war der Grund, weshalb sie uns solange an der Grenze behalten hatten: um den Vertretern der Mission nicht die Möglichkeit einer Verständigung mit den deutschen Genossen zu geben. Die uns Empfangenden sollten den Eindruck haben, wir seien eine Bande von Abenteurern. Nur langsam gingen den Deutschen die Augen darüber auf, daß dem nicht so sei, und in dem Maße, wie es geschah, änderte sich auch unsere Behandlung durch den Vorsitzenden des Arbeiterrates. Im großen und ganzen war unser Aufenthalt in Baden reich an humoristischen Erlebnissen. Nur von ihnen hat das Gedächtnis eine Spur bewahrt.

Die erste große Schwierigkeit für die Behörden, deren Lösung auch unsere ganze Lage besiegelte, war unsere Weigerung, unser

Gepäck revidieren zu lassen, unter Berufung darauf, daß es sich um diplomatisches, also völkerrechtlich unantastbares Gepäck handle. Diesen Standpunkt vertrat mit großem Geschick ein Mitglied unserer Expedition, Genosse Zalkind, der schon in Bern die hochnasigen französisch-schweizerischen Militaristen zurückgewiesen und uns überhaupt mehr als einmal aus der Klemme geholfen hatte. Der offizielle Leiter der Mission, Berzine, war durch physische Leiden und den psychischen Zustand, den der ganze Vorgang in ihm hervorgerufen hatte, außerstande, etwas vorzunehmen. „Nein,“ sagte Genosse Zalkind, „das geht nicht, wir werden uns keiner Revision unterwerfen, wir sind keine Privatleute und genießen diplomatische Immunität, deren Verletzung würden die vielen in Rußland lebenden Deutschen zu entgelten haben.“ Diese Bemerkung wirkte verblüffend auf die Beamten: welches Übel ist das kleinere, schienen sie sich in ihrer Verlegenheit fortwährend zu fragen. Schließlich entschlossen sie sich doch, uns als „Diplomaten“ zu behandeln. Hatte diese Lösung auch keine praktische Bedeutung, mehr als Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände hätte man wahrscheinlich im zahlreichen Gepäck nicht gefunden, jedenfalls keine Bomben, wie sie vermuteten, so handelte es sich doch um eine prinzipielle Anerkennung, die uns von vielen Scherereien befreite und der ganzen „Bande“ Prestige verlieh. Dazu kam, daß unsere Kenntnis der deutschen Sprache und die persönliche Bekanntschaft mit Sozialisten, die dazumal zu den einflußreichsten gehörten und jedenfalls moralisch unantastbar waren, noch die Verblüffung unserer unfreiwilligen Gastgeber steigerte. Als ich sah, wie schwer es ihnen fiel, den Entschluß zu fassen, schlug ich ihnen vor, sich mit Haase, Ledebour und Liebknecht telegraphisch über uns zu verständigen. Das schien ihnen zu gewagt, sie gingen aber darauf ein, die Depeschen in unserem Namen aufgeben zu lassen. „Ja“, meinte der Vorsitzende des Arbeiterrates, sichtlich erregt und verwundert, als er meinen Namen unter den Unterschriften sah, „sind Sie nicht diejenige, die bei Bebels Begräbnis eine Rede gehalten hat?“ Erst in dem Augenblick schien es ihm aufzugehen, daß unter der Bande auch Revolutionäre und Gesinnungsgenossen waren! Seine Einstellung änderte sich nunmehr . . . Am nächsten Tag bat er mich um eine Visitenkarte, als er zu seinem Erstaunen erfuhr, daß ich keine bei mir führte, bat er mich um ein „Autogramm“. In einigen Tagen kam er mit dem Text der Telegramme und dem Gelde, das wir ihm zu ihrer Beförderung gegeben hatten,

zurück. „Es ist schon besser, Sie schicken sie von der Grenze ab“, meinte er; er hatte einen Wink bekommen, es sei uns nicht gestattet, zu irgend jemand in Deutschland in Beziehung zu treten. Aber diese Wandlung hatte einzig und allein der Vorsitzende des Arbeiterrates durchgemacht, die anderen waren ebenso grob geblieben, wenn möglich noch gröber geworden.

Als man uns einige Stunden nach unserer Ankunft in das Lokal, das uns zugewiesen wurde, begleitete, fühlte ich mich wieder erleichtert und glücklich. Befanden wir uns doch auf dem Boden der deutschen Republik, der deutschen Revolution. Ein christliches Hospiz oder irgend etwas Ähnliches war das für uns bestimmte Lokal. Die Frauen sollten von den Männern getrennt werden. Die ersteren durften in ungemütlichen „Zimmern“ in Betten schlafen, die letzteren auf Feldbetten, die für die Nacht in dem saalähnlichen Raum aufgestellt wurden, in dem wir die Mahlzeiten einnahmen. Als ich mich gierig auf die Zeitungen stürzte, die auf den Tischen lagen, entfernte das Subjekt, von dem ich schon als von einem ehemaligen Polizeiagenten gesprochen, mit grober Geste die Zeitungen aus dem Raum... „Was gehen Sie die deutschen Zeitungen an“, sagte er in einem unverschämten Tone. Erst jetzt fiel es mir ein, daß der Halunke mich für einen antideutschen Agenten hielt, der sich über die Niederlage seiner „Freunde“ freuen würde. Ja, das hatte noch gefehlt! In der ganzen Welt als Deutschenagent verschrien, besudelt zu werden, weil man das deutsche Volk gegen die Entstellungen und den Chauvinismus der Ententeländer, denen man selbst angehörte, in Schutz genommen hatte, und jetzt, wo man sich endlich auf dem Boden der deutschen Revolution befindet, von Deutschen als Ententespion behandelt zu werden! Ich riß die Zeitung dem arroganten Subjekt aus den Händen: „Soweit es sich um sozialistische und Arbeiter-Blätter handelt,“ rief ich ihm zu, „habe ich jedenfalls mehr Anrecht darauf als Sie!“...

Von der Dauer und dem Ziele unseres Aufenthaltes in Deutschland wußte niemand Näheres. Von der Welt vollkommen abgeschlossen, begnügten wir uns damit, jeden Morgen den Besuch des Vorsitzenden des Arbeiterrates abzuwarten, der uns Bescheid sagen sollte, Bescheid, auf den er selbst umsonst wartete. Nur in Begleitung der militärischen und Polizeibehörden durften wir das uns zugewiesene Lokal verlassen, keinen Schritt unbewacht. Das traf besonders auf mich zu, in Deutschland wie in der Schweiz: war ich doch die vielbesprochene „Zehn-Millionen-Kurierin“!

Kaum hatten wir — es schiefen unser je zwei in den für die weiblichen Mitglieder der Expedition bestimmten Räumen — zu schlummern begonnen, als die grobe, besonders verhaßte Stimme des erwähnten Polizeiagenten ertönte: „Wer schläft in diesem Raum?“ Wie Schulbuben oder Verbrecher wurden wir durch Namensfeststellung kontrolliert, ob nicht irgendeine Fälschung vorgekommen wäre. Die Wände und Türen waren so dünn, der Polizeiaгент brüllte so unverschämt, daß wir nicht ohne Entrüstung folgenden Dialog zu hören bekamen:

„So, nur zwei Frauen? Sind keine Männer in Ihrem Zimmer? Öffnen Sie!“ — „Wir öffnen nicht!“ — „Öffnen Sie!“ — „Wir öffnen nicht!“ — „Ich hole die Mannschaft und lasse die Tür einbrechen.“ — Einige Sekunden später hörte man die alte morsche Treppe unter den Schritten des Polizeiagenten und einiger Matrosen — die die einzige Mannschaft darstellten — knarren... Das Zimmer, das dem von mir bewohnten schräg gegenüber lag, war zwei weiblichen Mitgliedern der linken sozialrevolutionären Partei angewiesen worden, die sich mit zwei ihrer Gesinnungsgenossen in Bern der Sowjetdelegation angeschlossen hatten, um nach Rußland zurückzufahren. Sie waren die einzigen Nichtkommunisten und Nichtmarxisten unter uns, führten auch unterwegs ein von uns abgesondertes Leben, hielten Sitzungen ab. Um ungestört zu sein, hatten sie sich wahrscheinlich auch an jenem Abend im oberen, nur von Frauen bewohnten Stocke eingefunden. Der Polizeiaгент hatte auf eine Denunziation des Stubenmädchens sich auch noch bemüht gefühlt, den Sittenrichter zu spielen. Das Köstlichste aber spielte sich am nächsten Morgen ab. Alle warteten mit größter Spannung auf das Erscheinen des Vorsitzenden des Arbeiterrates; würde er nicht endlich heute etwas Konkretes mitteilen, wenn nicht über den Tag unserer Abreise, so doch wenigstens, wann man uns endlich aus der Haft befreien und in ein Hotel übersiedeln lassen würde? Als er zur gewöhnlichen Stunde erschien, war man um so mehr auf seine Mitteilung gespannt, als sein ganzes Aussehen, sein besonders feierliches Auftreten darauf schließen ließ, daß er endlich mit dem Entscheidenden anrücken würde.

„Bitte, Genossin,“ wandte er sich an mich, „wollen Sie bitte Ihren Landsleuten meine Worte ganz genau übersetzen.“ Diese Einführung erhöhte noch die Ungeduld der Anwesenden, die näher rückten, um das Langersehnte endlich zu hören zu bekommen.

„Ja,“ meinte der Vorsitzende des Arbeiterrates, „wir sind, wie Sie

wissen, alle Anhänger der freien Liebe, wir alle haben Bebels ‚Frau und der Sozialismus‘ gelesen, aber bitte, Genossin, sagen Sie es Ihren Landsleuten, die Verhältnisse sind bei uns noch nicht reif...“

Schließlich durften wir doch in ein Hotel übersiedeln. Ich bemühte mich auf jede Weise, den italienischen Genossen in der Schweiz ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich wußte, daß über meine Ausweisung und Verwundung die phantastischsten Gerüchte verbreitet wurden, wie geheimnisvoll alles, was sich auf mein Schicksal bezog, behandelt wurde. Wie sorgfältig man alles verheimlichte, was irgendwie die Arbeiter auf unsere Spur kommen lassen konnte, ersieht man am besten daraus, daß, wie ich nachträglich erfuhr, drei der besten und tapfersten Genossen — italienische Deserteure — drei Tage lang in den Richtungen der verschiedensten Grenzen mir mit meinen Sachen nachgefahren waren; erfolglos selbstverständlich. Einem von ihnen gelang es doch im letzten Moment, mir ein Zettelchen über die Grenze zukommen zu lassen: „Sei ruhig, Genossin Angelica, im Geiste folgen wir Dir immer,“ hieß es, „wenn es uns auch nicht möglich ist, Dich zu sehen und mit Dir nach Rußland hinüber zu kommen, treu werden wir bleiben, treu für unsere Idee kämpfen.“ Einige Wochen später standen alle drei in den ersten Reihen der Spartakisten, die das „Vorwärts“-Gebäude in Berlin mit der größten Bereitwilligkeit, für die heilige Sache des Proletariats zu sterben, verteidigten. Durch lange Gefängnishaft haben sie ihre Teilnahme am proletarischen Aufstand in Deutschland gebüßt. Ein jeder von ihnen hat im Kampfe gegen den Fascismus seinen Mann gestellt. Der eine — derjenige, dessen Zeilen ich angeführt habe — ist bei einem schrecklichen Unfall, an dem die fascistische Rache nicht unbeteiligt zu sein scheint, eines Märtyrertodes gestorben.

*

*

*

Als wir schließlich Deutschland verlassen durften, wurde uns nichts Näheres über die Marschroute mitgeteilt, nur eines ward uns eingeschärft: in Deutschland durfte niemand von uns bleiben! Dafür sorgten die deutschen Offiziere und Mannschaften, die uns bis an die Grenze zu begleiten hatten. Gerade auf dieser Reise hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, welchen Einfluß auf das Gemüt der Menschen — vielleicht auch der besseren unter ihnen — der imperialistische und Bürgerkrieg ausgeübt hatte. Unser Zug wurde

von deutschen Matrosen und Offizieren eskortiert. Mit den letzteren hatte ich nie ein Wort gewechselt, aber auch die ersteren waren ganz rückständige, rauhe Elemente, ohne jegliches soziale oder intellektuelle Interesse. Um sie zu beobachten, hatte ich mich einige- mal mit anderen Mitgliedern unserer Expedition in ihr Abteil be- geben, ohne daß sich irgendein Kontakt zwischen uns eingestellt hätte. Eines Nachts wurde an die Tür meines Coupés angeklopft, ich glaube, es war einer der Matrosen oder ein Abgesandter von ihnen. Er teilte mir eine grauenhafte Nachricht mit; ein deutscher Matrose sollte in derselben Nacht noch erschossen werden, weil er aus dem Reisekorb des Hauptes der russischen Mission Lebens- mittel entwendet hatte. „Was tun, um ihn zu retten?“ war selbst- redend mein einziger Gedanke. „Nur durch eine Intervention bei den Offizieren könnte das geschehen;“ aber wie bei ihnen inter- venieren, nachdem ich nie mit ihnen gesprochen hatte und ihnen — als uns bespitzelnde Wesen — verschiedentlich meine Verachtung bekundet hatte? Würde ich nicht gar die Lage des Soldaten ver- schlimmern? Ich lief zu einem ungarischen Genossen, der durch sein energisches Auftreten und seine militärischen Allüren (er war Offizier der roten Armee gewesen) mehr Einfluß auf den Offizier ausüben könnte. „Denken Sie, weil der hungrige, aus einem seit Jahren hungernden Lande kommende Matrose Lebensmittel ent- wendet hat, will man ihn erschießen,“ sagte ich, ohne zu zweifeln, daß der von mir angesprochene Genosse meine Empörung teilen und sich sofort zum Offizier begeben würde. Wie vom Blitze ge- troffen, blieb ich neben ihm am Fenster stehen, als ich von ihm zu hören bekam: „... Die Offiziere haben recht; wenn es sich um einen Rotarmisten handeln würde, hätte ich ihn erst recht er- schossen! Disziplin muß gewahrt werden...“ Das war einer der Anlässe — chronologisch vielleicht der erste, der darum so unlös- chbar in meinem Gedächtnis haften geblieben —, mich zu überzeugen, wie gefährlich es ist, wenn Durchschnittsmenschen, sie mögen noch so ehrlich sein, die Möglichkeit, ja die Befugnis haben, eigen- mächtig und schablonenhaft Fälle zu entscheiden, deren jeder sorg- fältig untersucht werden müßte. Nicht, daß man den Terror an- wendet, ist das Schrecklichste und Verantwortungsvollste in einer Revolution, das Furchtbare vielmehr ist, wenn diejenigen, die eine Gesellschaftsordnung umstürzen und eine neue aufbauen wollen, sich ohne weiteres der Mittel bedienen, die der von der sozialen Entwicklung und ihnen selber verurteilten Gesellschaftsordnung

eigen waren. Die Tragik der russischen Revolution besteht darin, daß sie sich im Anfange ihrer bedienen mußte; die Verantwortung der Führer besteht aber darin, daß sie, auch nachdem es nicht mehr absolut notwendig war, es nicht nur selbst taten, sondern auch den unzähligen Beamten und Nutznießern der Revolution dieses Recht überließen. Ich betone ausdrücklich, daß meine Bemerkung sich nicht speziell auf den Terror bezieht, sondern auf alle Gebiete des Wirkens der jetzigen Führer der Sowjetrepublik und Kommunistischen Internationale. Diese Tatsache, die ich während meines Aufenthaltes in Sowjetrußland am tragischsten empfunden habe, und die mit zu den Gründen gehört, die mich veranlaßten, das Zusammenarbeiten mit den Führern der Kommunistischen Internationale und der russischen Partei aufzugeben, betrachte ich als eine direkte und unvermeidliche Folge ihrer Einstellung zu den Massen. Da sie sie nicht als selbstbestimmende, zur Mitarbeit heranzuziehende Elemente ansehen, und die ausschlaggebende Rolle bei der Revolution, Umgestaltung der Gesellschaft und Staatsverwaltung einer Minderheit, d. h. einer von ihnen geführten Partei, zuschreiben; da für sie weiter auch die Massen nur Mittel zum Zweck sind, kann es ihnen auf die Wege zu ihrem Ziel nicht ankommen. Diese Einstellung ist zweifach verhängnisvoll, erstens, weil sie Mittel zuläßt, die dem Charakter und den Zielen einer proletarischen Massenpartei widersprechen, zweitens, weil sie das für die Revolutionierung der Masse so wichtige Moment der Erziehung, der Erziehung durch die Tat, vollständig ignoriert. Noch verhängnisvoller wird das alles dadurch, weil derer, die zur Erreichung des Zieles, und nur weil es nicht anders ging, zu gewissen Mitteln gegriffen haben, immer weniger und weniger werden, während die auf Befehl Ausführenden und der größte Teil der Bevölkerung — die arbeitenden Massen nicht ausgeschlossen — sich schon lange gewöhnt haben, die Sowjetregierung nach den Mitteln, deren sie sich bedient, zu beurteilen, d. h. für eine „Regierung“ schlechthin halten! Nichts stumpft aber die Weltanschauung und den revolutionären Elan in einem neuen Regime so ab, als die Anpassung des Auges, des Empfindens, des Denkens an Erscheinungen der Vergangenheit, nachdem man sich gewöhnt hat, die Ausrottung der Vergangenheit als notwendig für den Umsturz zu betrachten. Als es sich darum handelte, einen Kompromiß einzugehen und dasjenige selbst zu vollführen, was man stets bekämpft hat, haben die Wortführer des Kompromisses eben wegen dieser

ihrer Einstellung zu den Massen geglaubt, es genüge, zu erklären, es sei eine ökonomische Notwendigkeit. Kaum hatte Lenin ein Dekret veröffentlicht, das in Widerspruch stand zu dem, was gestern noch als mit den Grundsätzen des Kommunismus und den Grundlagen der Arbeiter- und Bauernrepublik vereinbar galt, fingen die Zeitungen und die ausführenden Organe der Zentralmacht an, die Fragen polemisch und praktisch so zu behandeln, als ob man überhaupt nie einen anderen Standpunkt hätte gelten lassen. Man beging den großen Fehler, der sich auch bitter rächte, sich den Massen gegenüber ganz autoritär zu verhalten, ihre Einstellung zum Leben ganz mechanisch zu betrachten. Jemand ist aus theoretischem Grunde zu einer Lösung gekommen, einige hundert haben das in der Zeitung gelesen und gutgeheißen, das sollte genügen, um den Massen das plausibel zu machen, was man ihnen bisher als auszurottendes Übel dargestellt hatte! Es handelt sich um „Zwangsmaßnahmen, für die Übergangszeit bestimmt“, dachten sich dabei die wenigen, die meisten aber unterwarfen sich aus Untertanengefühl. So war es u. a. mit der „Nep“ („Neue ökonomische Politik“). Es handelte sich hier vor allem um eine psychologische Resignation, die für die Entwicklung zum selbstbewußten Revolutionär viel schädlicher ist als das bloße Dulden von Tatsachen und Zuständen. Diese Anpassung fördert die Trägheit der Massen, die doch der Hauptfaktor der Resignation ist und im grellsten Widerspruch zu einer revolutionären Einstellung steht. Sie ist aber in einem revolutionären Regime doppelt verhängnisvoll! Nicht darum wurden die „Nep“ und die Nepleute ohne weiteres ertragen und geduldet, weil die arbeitende Bevölkerung sie als eine notwendige Übergangsmaßregel betrachtete, als einen Schachzug im Kampf mit den bürgerlichen Regierungen, sondern weil es der Denkweise, die die Revolution wohl einigermaßen, aber noch nicht vollständig erschüttert hatte, entsprach, „sich ins Unvermeidliche zu schicken“, den leichteren Weg zu wählen oder wählen zu lassen. — Lenin und die wenigen anderen Bolschewiki, die ihm zielbewußt folgten, sagten sich: „Wenn die ökonomischen Verhältnisse sich gebessert haben, werden die Massen wieder zum waschechten Kommunismus zurückkehren.“ Das Empfinden und Denken lebendiger Wesen läßt sich aber nicht nach Zeitabschnitten regulieren. Das größte Übel besteht darin, daß die Kompromisse, die einzelne Revolutionäre auf Grund langer Erwägung und in der Überzeugung, es handle sich um einen Übergang, eingegangen sind, von den unzähligen Mitläufern und

Bureaukraten des Sowjetregimes ohne jeden kritischen Vorbehalt angenommen und in leblose Thesen und bureaukratische Praxis umgesetzt wurden. Aus dem Mittel und Notbehelf ward Selbstzweck, und zwar um so mehr, je mehr die Gewöhnung an das Kompromiß das eigene Leben erleichterte. Die Front des minderen Widerstandes hatte gesiegt! So ergab sich die paradoxe Situation, daß eine Partei, deren leitende Gedanken die Verbreitung einer wissenschaftlich objektiven Geschichtsauffassung war, damit endete, daß sie die subjektiven Anschauungen einzelner Führer der ganzen Bevölkerung aufzwang. Was bei Lenin eine große Tragödie war und ihn vielleicht das Leben kostete, entartete bei Sinowjew und seinesgleichen zur Karikatur. Lenin hatte durch übermenschliche geistige Anstrengung und den Mut, der ihn auszeichnete, einen Ausweg, die „Nep“ gefunden, die die Bevölkerung mit einem Erleichterungsgefühl aufnahm, weil „Nep“ eine Erlösung von materiellen Entbehrungen bedeutete...

In den breiten Massen löste die „Nep“ eine Stimmung aus, als ob es nie anders gewesen wäre. Der theoretische Vorbehalt blieb bei Lenin, und so war es bei den meisten Maßregeln, die er ergriff. Die Massen spürten: Aus irgendeinem Grunde mußte das von Lenin Verkündete geschehen. Nur wurde aber, wie gesagt, den minderwertigen Elementen das Mittel zum Zweck: Durch Autorität eines Namens, durch Verbreitung einer Formel, durch Ausnützung der Unreife der Massen etwas erzielen, was das Regieren erleichtert, was den Gegner unschädlich macht; durch Anwendung aller menschlichen Schwächen den Ehrgeiz, die Reklamesucht befriedigen. In dem Moment, wo die Massen sich dieses Unterschiedes zwischen der mutigen Autokratie Lenins, der subjektiv und objektiv ein zielbewußter Anwalt der Weltrevolution war, und der eigennützigen Selbstherrschaft der anderen bewußt wurden — und das geschah sehr bald, noch zu Lebzeiten Lenins! —, da war es zu Ende mit einer moralisch großen, oft heroischen Zeitperiode der russischen Revolution. Das Zutrauen zur marxistischen Theorie und zu den Menschen, die sie gehandhabt hatten, war geschwunden, die Willkür wurde Trumpf, und die Massen wurden zu passiven Werkzeugen dieser Willkür...

Die Antwort, die mir der rote Offizier wegen der Erschießung des hungernden deutschen Matrosendiebes gab, verlieh mir einen Einblick in das, was mir erst später im Laufe der Jahre bewußt wurde...

Einige Tage später, ohne daß wir etwas über unsere Marschroute gewußt hätten, wurde unser Zug an der polnisch-russischen Grenze an den Zug des aus Deutschland ausgewiesenen Sowjetvertreters Joffe angekuppelt. Es hieß, aus einer Kiste, die ein Kurier aus Moskau nach Berlin brachte, seien „zufällig“ revolutionäre Flugblätter herausgefallen, was die Ausweisung der Berliner russischen Vertretung aus Deutschland veranlaßte, die „zufällig“ mit der der schweizerischen zusammenfiel. In Wirklichkeit hatten die schweizerische und die deutsche Regierung den Sieg der Entente und den Ausbruch der deutschen Revolution abgewartet, um die „lästigen“ gefährlichen Ausländer loszuwerden. So kam ich im Herbst 1918, von Westeuropa gehetzt und verleumdet, aus der Schweiz direkt ausgewiesen, aus den anderen Ländern indirekt vertrieben, überall auf die politische schwarze Liste gesetzt, nach Rußland zurück...

Über das, was in Rußland zu jener Zeit vorging, kann ich nur dürftig berichten. Man kann, wenn man zu jener Zeit als Angehöriger der Regierungspartei in Moskau lebte, selbstverständlich nicht behaupten, daß man das Leben Rußlands kenne, vor allem von dem Standpunkt aus, den ich für ausschlaggebend halte, nämlich dem des psychischen Lebens der Volksmassen. Dieser Lücke war ich mir selbstverständlich vom ersten Augenblick an bewußt. Auch war es mir, wie so manchem Revolutionär jener Zeit, Bedürfnis, die tatsächlichen Verhältnisse kennenzulernen, in denen die breitesten Massen lebten, und ihr Leben mit ihnen zu teilen. Mehr als je hatte ich das Bedürfnis, ins Volk zu gehen, wie es die russischen Revolutionäre schon unter dem Zarismus zu tun pflegten, gerade, um namenlos unter den Namenlosen zu leben, von ihnen zu lernen, unter ihnen als Gleichgestellte und Gleichberechtigte zu wirken. Aber gerade im revolutionären Rußland wäre ich bei der Ausführung meines Wunsches auf psychologische Hindernisse gestoßen; eben weil ich Mitglied der Regierungspartei war. Die Arbeiterbevölkerung selbst hätte es, bei der prominenten Stellung, die ich in der Bewegung einnahm, vielleicht gar als verkappte Kontrolle aufgefaßt, wenn ich unter irgendeinem Vorwand und Namen in eine Fabrik gegangen wäre.

Vom ersten Moment meines Erscheinens in Rußland an wurde ich auf ein gewisses Piedestal gestellt, von den Führern der Bewegung, wie von den Massen, wogegen ich mich nur innerlich, aber um so stärker durch das Verzichten auf äußere Privilegien wehren konnte. Vom ersten Moment wurde ich unter diejenigen klassiert,

die auf Grund ihrer revolutionären Arbeit das Anrecht hätten, moralisch und, was die äußeren Bedingungen des Lebens betrifft, besser zu leben als unendlich viele andere. In dieser Einstellung war kein oder sehr wenig Fetischismus. Gerade die Qualen, die das Volk infolge der Blockade auszustehen hatte, die Qualen, denen nur ein revolutionäres Auftreten der Ausgebeuteten der anderen Länder ein Ende machen konnte, hatten die Sympathie, ja die mystische Vergötterung alles Internationalen in der russischen Masse gesteigert. Nun aber eine Kämpferin vor sich zu sehen, von der sie gehört und gelesen, sie habe stets und besonders in der folgenschweren Kriegszeit, in der alles in die Brüche gegangen, für den revolutionären Zusammenschluß der Ausgebeuteten aller Länder gekämpft, eine Genossin, die von den Kämpfen der Arbeiter aller Länder, von ihrem Sehnen und ihrer Zuversicht auf den Sieg des Sozialismus sprach...

Das Zutrauen und die Verehrung waren spontan und legten von den unendlich geduldig ertragenen Leiden des russischen Volkes Zeugnis ab, von dem Nimbus, mit dem es zu jener Zeit alles Revolutionäre, alles, wovon allein es seine Erlösung erwartete, umgab. Es war das eine Zeit, in der die Politik und die Agitation Sowjetrußlands eingestellt waren auf die internationale proletarische Solidarität im weitesten und erhabensten Sinne des Wortes. Das russische Volk sollte Hunger und Kälte erdulden, auf alles, was das Leben erträglich macht, verzichten, seine Söhne an die Front schicken, um dem Befreiungskampf des internationalen Proletariats den Weg zu ebnen. Das internationale Proletariat würde durch eigene Kämpfe und eigenen Sieg den der russischen Brüder und Schwestern erweitern und befestigen!...

In Petersburg, in dem dazumal authentisch roten Petersburg, wurde ich mit besonderem Jubel empfangen. Auch von den führenden Bolschewisten, besonders von Sinowjew, wurde dazu beigegeben, die Veranstaltungen, an denen ich mitwirkte, besonders feierlich zu gestalten. Er pflegte unter brausendem Beifall von dem heldenhaften Verhalten der italienischen Partei während des Krieges zu berichten, von all dem, was sie geleistet habe für die Aufrechterhaltung des proletarischen Internationalismus, für seine Wiederbelebung durch Zimmerwald. Daß dem so gewesen sei, daß die italienische Partei so Unauslöschliches, so Heldenhaftes gerade in der schrecklichsten Zeit geleistet, die russische Revolution stets verteidigt, sich mit dieser so bedingungslos solidarisch erklärt habe, verdankten wir nicht zum wenigsten unserer bewährten und der-

gleichen mehr Genossin Balabanoff, pflegte er bei jeder Gelegenheit zu betonen!

Als ich, aus der Schweiz ausgewiesen, zu definitivem Aufenthalt nach Moskau kam, wurde ich sofort in die Agitation hineingezogen. Ich mußte zu allerlei feierlichen Anlässen, in die verschiedensten Parteilokale, zu Kongressen, in die zu jener Zeit regelmäßig in allen Stadtvierteln und Fabriken wöchentlich stattfindenden Versammlungen, in die Partei- und Militärschulen, zu Agitationsreden und Vorträgen! Zu jener Zeit trug das Leben in Rußland ein ernstes tragisches Gepräge. Nicht die Tragik der Verzweiflung war es, sondern die düstere Feierlichkeit der freiwillig zur Erreichung eines großen Zieles ertragenen Leiden einer Kollektivität.

*

*

*

Nichts Erhebenderes gibt es als das Leiden und Entbehren für ein großes Ziel, es erhebt auch diejenigen, die die Größe des Zieles nicht verstehen, im einzelnen nicht verfolgen können, ja es vielleicht auch mißbilligen. Dazu gehört aber, daß die Leiden und Entbehrungen sich auf alle gleich verteilen, daß vor allem aber diejenigen, die ein Ziel für groß und Opfer hierfür als notwendig erklären, die Verantwortung für die Leiden der anderen zu tragen und diese selbst zu teilen haben. Solange in Rußland die objektiven und subjektiven Verhältnisse solche waren, daß alle — vor allem aber die Träger der Verantwortung — entbehrten, herrschte im Lande, und besonders dort, wo der Kampf gewollt und geleitet wurde, in Moskau, eine ernste, reine und rein wirkende Stimmung. Was der russischen Revolution jener Zeitperiode einen strahlenden Nimbus verlieh, ist der Umstand, daß diejenigen, die sie leiteten, ihre Macht nicht mißbrauchten. Es genügt, einen Blick auf das Verhalten der entsprechenden Kreise in anderen Ländern — vor allem in Ungarn — zu werfen, um einen Vergleich ziehen zu können. Alles erträgt das leidende Volk, vieles, wenn nicht alles, vergißt es, nie aber die Ungleichheit, wenn sie von denen ausgeht, die ihre endgültige Abschaffung auf ihre Fahne geschrieben haben. Je größer die Entbehrungen sind, die der Kampf für ein Ideal den Massen auferlegt, um so größer ist die Empfindlichkeit in dieser Beziehung. Solange die Ungleichheit der ökonomischen Lage mit dem Zarismus zusammenhing, nahmen die Massen — abgesehen von der im Vergleich mit ihnen verschwindend winzigen revolutionären Elite des

industriellen Proletariats — Not und Entbehrung, Erniedrigung und Sklaverei mit in den Kauf. Ja, sie leisteten der revolutionären Propaganda insofern größeren psychologischen Widerstand, als die Unantastbarkeit des Selbstherrschers ihnen als eine durch Überlieferung geheiligte Tatsache gegeben schien. Je mehr Willkür dieser ausübte, je größer der Abstand zwischen dem Staats- beziehungsweise Kirchenoberhaupt und den „einfachen Sterblichen“ war, um so passiver schickten sich die letzteren in ihr Schicksal. War das Wunder einmal geschehen, daß der Selbstherrscher entthront, enthauptet werden konnte, so schien dem Volke nichts mehr unmöglich und machte es unfähig zur gerechten Einschätzung der Hindernisse, die gerade der Befriedigung der ökonomischen Bedürfnisse im Wege standen, zumal angesichts der außergewöhnlichen Verhältnisse, in der sich das damalige Rußland befand.

Wer daher von den Ergebnissen der russischen Revolution, sei es auf ökonomischem, politischem oder psychologischem Gebiet, auf die Unausführbarkeit des Sozialismus oder das Versagen des Marxismus schließen wollte, würde den größten Trugschluß begehen, das oberflächlichste Urteil fällen. Gerade in der Beobachtung der russischen Oktoberrevolution in ihren Einzelheiten stößt man auf den tiefen unüberwindbaren Zusammenhang aller menschlichen Regungen mit den ökonomischen Grundbedingungen. Nicht ein-, nicht hundert-, nein millionenmal täglich mußte man in Rußland, gerade zu den Zeiten, wo man sich an leitender Stelle bemühte, die Sozialisierung, um nicht zu sagen, den Kollektivismus oder Kommunismus, durchzuführen, feststellen, daß nicht das „Bewußtsein das Sein, sondern das Sein das Bewußtsein“ bestimmt.

Daß diese Erkenntnis gerade auf psychologischem Gebiete, welches allein ich hier berühre, so kraß zum Vorschein gekommen, ist eine Bestätigung der Grundideen der materialistischen Geschichtsauffassung, die das Leben mit unauslöschlichen Lettern in die Annalen der Geschichte eingetragen hat. Niemand kann sich einen Begriff davon machen, was die russische Revolution an Selbstbetätigung der Massen, an Idealismus, an Energie, an tatkräftiger Solidarität dem ausländischen Proletariat gegenüber gezeitigt haben würde, wenn Rußland nicht ein wirtschaftlich so zerrüttetes Land gewesen wäre, ein Land, in welchem der imperialistische und der Bürgerkrieg die Elite des Volkes, das industrielle Proletariat, in ein Atom verwandelt, den Nerv des gesellschaftlichen Lebens, die Verkehrsmittel,

zerstört, und in welchem die Blockade, der Boykott, der Kampf um die nackteste Existenz — man darf angesichts der damaligen Zustände nicht allein sagen: um das tägliche Brot — nicht zum alles absorbierenden Gedanken aller Bevölkerungsschichten geworden wäre. Wenn dem nicht so gewesen wäre, hätte Sowjetrußland nicht nur auf die verhängnisvollen Kompromisse auf ökonomisch-sozialem und politischem Gebiete verzichten können, sondern auch die unermesslichen Mißstände, die ebenso in der herrschenden Partei wie in der Kommunistischen Internationale zu Hause sind und den Kommunismus vollständig entarten machten, hätten sich nicht so leicht einfügen können. Das bolschewistische Zentralkomitee, das Rußland und das kommunistische Ausland gegenwärtig beherrscht und hier wie dort die ekelhaftesten Eigenschaften fördert: Untertanengefühle, Spionage, Kriecherei, Korruption, ist bis zu einem gewissen Grade ebenso eine Begleiterscheinung der ökonomisch-sozialen Rückständigkeit des Volkes wie dessen vormaliger Duldung des Selbstherrschertums. Hätte die ökonomische Rückständigkeit des Landes und die unbeschreibliche Not die kühnsten Regungen der Elite des russischen Volkes nicht im Keime erstickt, hätte es selbstverständlich auch bei den leitenden Instanzen des Landes ganz anders aussehen müssen.

Seit dem ersten Tage meines Aufenthaltes in Rußland habe ich es für die schrecklichste, alles andere an Tragik überragende, Fügung empfunden, daß ein Volk, dessen Elite keine Opfer gescheut, seit Jahrzehnten unter den allerschwersten Verhältnissen den Kampf für die Befreiung der Menschen vom ökonomischen Joch geführt hat, damit der Mensch durch den Sozialismus endlich zum freien, durch die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse in moralischer und intellektueller Entwicklung ungehemmten Wesen werde, daß ein Volk, das schon nach dem Siege der Revolution die größten Entbehrungen erduldet, um die Errungenschaften der Revolution als die Vorstufe zur sozialen Befreiung zu bewahren, in eine Abhängigkeit vom Materiellen geraten ist, wie man sie bitterer, erniedrigender für den menschlichen Geist nicht denken kann! Vom ersten Tage meines Aufenthaltes in Sowjetrußland habe ich mir sagen müssen: nur das Genie eines Dante, mit dem eines Marx gepaart, könnte diese ungeheuerere Tragödie mit allen ihren Nebenerscheinungen, mit all den Verzweigungen und dem Widerhall, den sie in den verborgensten Ecken der kollektiven und individuellen Seele gefunden hat, schreiben. Niemand

sonst dürfte es wagen. Die Versuche, Rußlands Stimmung zu schildern — wie spärlich sie auch gemacht wurden —, sind kläglich gescheitert, mußten scheitern. Aus einer ebenbürtigen Darstellung würde sich die Tragödie der Menschheit ergeben, die Beschränktheit des menschlichen Könnens offenbar werden. Nicht Resignation, sondern Vertiefung, Verbreitung revolutionärer Auflehnung würde sich daraus ergeben. Gerade die Beschränkung des menschlichen Könnens durch natürliche, noch nicht überwundene Grenzen muß die sozialen Ketten, die den Menschen zum Sklaven des Menschen machen, noch unerträglicher erscheinen lassen. Mich hat die Erkenntnis dieser Zusammenhänge nie verlassen, nicht daß ich die konkreten Errungenschaften der Revolution unterschätzt hätte, im Gegenteil, mein Blick wurde vertieft und geschärft, wenn er mich auch um so manches spontane Erlebnis gebracht hat.

*

*

*

Ein großes, wirklich großes Ereignis in Moskau: der Genossin Kollontay, die dazumal die Frauenbewegung in ganz Rußland leitete — wozu es ebensoviel theoretischen wie praktischen Sinnes bedurfte, ebensoviel psychologischen Verständnisses wie rascher Initiative —, war es gelungen, eine allrussische Frauenkonferenz nach Moskau einzuberufen. Wieviel Umsturz lag nicht hinter der Beschickung dieser Konferenz! Frauen, die sich nie getraut hätten, dem Ausbeuter auf dem Arbeitsfelde, dem Tyrannen im Hause ein Wort zu sagen, die alle Erniedrigungen duldsam ertrugen, vor allem gebebt und gezittert haben, Frauen, die nie vorher ihr Dorf verließen, vor den Bewohnern der Stadt, der Hauptstadt, abergläubische Ehrfurcht empfanden, diese Frauen kamen nach Moskau, um im großen „Theater“ vor der ehemaligen Zarenloge ihre Meinung, ihre eigene Meinung zu äußern, ihre Rechte auf volles Menschentum geltend zu machen! Gerade dazu waren sie nach Moskau geladen worden. Eine jede von ihnen verkörperte die junge, vielversprechende, weltumstürzende Revolution. Aus den stillen Dulderinnen waren kühne, unerschrockene Kämpferinnen geworden. Nicht daß diese Frauen, schlechtgekleidet, frierend und hungernd wochenlang nach Moskau gepilgert waren, zu einer Zeit, wo das Reisen eine Qual und ein Heldentum zugleich war — an Entbehrungen waren diese Dulderinnen gewöhnt — war das Ausschlaggebende, sondern daß sie zum Bewußtsein ihres Anrechtes auf eine menschliche, gleichberech-

tigte Existenz gekommen waren... Auch ihre äußere Erscheinung verriet diesen Umschwung: glänzende Augen, selbstbewußte Gebärden, gieriges Wissensbedürfnis, Mut zum öffentlichen Auftreten vor einer Riesenversammlung in der Hauptstadt. Niemand sang die Internationale mit solcher Inbrunst: „Wer nichts gewesen, nun alles wird sein...“ Mit unerschöpflicher Geduld hörten sie die langen Ausführungen der offiziellen Redner und Rednerinnen an: die feierliche Eröffnungsrede, eine Reihe sozialpolitischer Vorträge über die Sowjetpolitik, darüber, was die Revolution bereits dem Volke gegeben habe und noch geben würde. Aber sobald die Reden mal zu Ende waren, fingen die Delegiertinnen an, darüber zu sprechen, was sie quälte, was ihr Interesse für alles andere hemmte: über das Brot, über den Hunger, die Ungleichheit bei der Zuweisung der Pajoks. Da konnte man beobachten, wie dieser Gedanke alles andere zurückdrängte, ja entstellte. Vor allem sollte diese brennendste Frage beantwortet werden, und die Rede von der Gleichheit und Freiheit, der sie vor kurzer Zeit so aufmerksam und begeistert gelauscht hatten, erblaßte vor dem Anblick der konkreten Ungleichheit. Die schreckliche Not machte diese Frauen, die Großes und Erhabenes leisten, unendlich gut und selbstlos sein konnten, kleinlich, egoistisch, ungerecht.

Um als Mensch seine seelischen Veranlagungen entfalten zu können, muß der Mensch seine physischen Bedürfnisse ohne Schwierigkeiten befriedigen dürfen. Solange das nicht geht, muß der animalische Instinkt die Oberhand gewinnen. In allen, ohne Ausnahme. Das hat sich in Rußland mit tragischer Unbestreitbarkeit bewährt. Was hatten die russischen Revolutionäre nicht an Bedürfnislosigkeit, an Askese geleistet, wer hätte sich mit den Russen — keine Bevölkerungsschicht des großen Volkes ausgenommen — an Gastfreundschaft, Freigebigkeit, Selbstentäußerung messen können? Diese Eigenschaften, an sich ein Ergebnis der patriarchalischen Lebensweise einer landwirtschaftlichen Bevölkerung, konnten aber auch dort nur zum Vorschein kommen, wenn die Menschen ihre elementaren Bedürfnisse nach Brot und Wärme zu befriedigen in der Lage waren.

Zu jener Zeit handelte es sich nicht um eine gewollte oder geadelte Ungleichheit in der Verteilung der Güter, sondern um die Unmöglichkeit, allen einen Anteil am Allernotwendigsten zu gewähren, und um den Versuch, beim Verteilen des Wenigen eine soziale Zweckmäßigkeit walten zu lassen. „Wer für die Erhaltung

der Errungenschaften der Revolution am wichtigsten ist, soll die Möglichkeit haben, sich am Leben zu erhalten.“

In der Theorie wußten die Massen schon, daß diese Zweckmäßigkeit in ihrem Interesse lag, denn die Errungenschaften bedeuteten ihre Befreiung, ihr Glück, aber in der Praxis war ihnen alles, was Ungleichheit bedeutete, unerträglich. Wenn sie einen Kommissär oder Rotgardisten vor sich sahen, der ein unzerrissenes Paar Stiefel trug oder gutgenährt aussah, vergaßen sie, daß der erste seine ganze Lebenskraft in den Dienst ihrer Sache stellte und der zweite sein Leben für sie opferte; in hungernden Frauen und Müttern erweckte der Anblick des „Wohlstandes“ Argwohn und Ungerechtigkeit, wenn man bei Hungernden überhaupt von Ungerechtigkeit sprechen kann.

Da war es nicht zum Verwundern, daß zum Beispiel die Frauen, die zur Beratung über weltumfassende Probleme nach Moskau geladen wurden, sofort nach Beendigung der offiziellen Reden die dringendsten Lebensfragen — vor allem die Lebensmittelfrage — aufs Tapet brachten und ihr ganzes Temperament in die Behandlung dieser Fragen hineinlegten. Die Not und die Entbehrungen ihrer Kinder zwangen sie, von der Höhe, auf die sie die Revolution gebracht, ins Jammertal des Kampfes für das Stück Brot hinunterzukommen, die Sonne der sozialen Freiheit war ihnen noch nicht vergönnt. Der Weltkapitalismus war stärker als sie, als ihre Regierung, sie mußten hinunter . . .

An mir zehrte dieser Anblick, auf den ich überall stieß: in den Versammlungen, auf der Straße, in intimen kommunistischen Kreisen, immer und überall war die Rede vom Materiellen. Das Stück Brot und das Stückchen Zucker wurden zum alles absorbierenden Streben auch derjenigen, die ihr ganzes Leben in den Dienst eines Ideals gestellt, alle ihre Kräfte der Lösung ideeller Probleme gewidmet hatten . . . Gewiß war es gerade für uns Materialisten nichts Neues, Unerwartetes; diese totale Abhängigkeit des Menschen von seinem physischen Zustand. Ist aber eine Situation erträglicher, kann man denn über sie hinweg, nur weil man sie als unvermeidlich betrachtet? Diese Resignation vor der menschlichen Schwäche, vor unserer Ohnmacht habe ich mir nie aneignen wollen.

In Rußland kam das Problem in seiner unendlichen Tragweite zum Vorschein. Der Sieg des Sozialismus — und darin liegt seine menschenbefreiende Mission — wird es zum größten Teile lösen: Der Mensch wird nicht nur dem anderen Menschen gegenüber frei

sein, sondern auch der Natur gegenüber viel freier, selbständiger, selbsttätiger werden. Darum kann es für einen nach Freiheit strebenden, stolzen Menschen kein anderes, kein fruchtbareres Kampfesfeld geben als den Sozialismus. Aber gerade deshalb — und nicht etwa trotzdem — war es mir eine Qual, mitanzusehen, wie gerade in der Übergangsperiode von der Notwendigkeit zur Freiheit, um mit Engels zu sprechen, in der Zeit, da die Massen am meisten von Initiative und Idealismus, am stärksten von Wissensdurst be-seelt waren, die Not sie immer mehr und mächtiger an das Materielle und Irdische kettete. Und daß es einem kleinen Haufen von „Mäch-tigen“ überhaupt gelingen konnte, die Hungerblockade über Ruß-land zu verhängen, der Arbeiterrepublik, die durch ihr kühnes Streben nach Frieden und Abrüstung gesiegt hatte, den Militarismus aufzuzwingen, mit allen materiellen Opfern, die er der ganzen Bevölkerung auferlegte, und seinen unabsehbaren psychologischen Folgen, war noch beschämender für die Menschheit. Und doch ge-lang es diesem Häuflein von Raubtieren, den stolzen Adler zu zähmen, ihn an die Erde zu binden, seine Flügel abzuhaue-n.

Für mich wurde es immer mehr zur Qual, feierliche Reden zu halten. Gerade weil man mir mit großer Spannung zuhörte, ward ich mir bewußt, wieviel der Name, die Stellung, der persönliche Einfluß dazu beitrugen. Ich wußte, daß, wenn derselbe Inhalt von anderen auf gleiche Weise vorgetragen würde, man die Redner unter-brochen hätte mit dem Hinweis auf konkrete Bedürfnisse. Nicht selten kam es auch vor, daß, wenn nach mir ein Arbeiter oder eine Arbeiterin oder ein Redner, der keinen „Namen“ besaß, das Wort ergriff, man ihm zurief: „Schon gut, aber Brot wollen wir, erzählt uns etwas von Brot!“ ... Oder aber man überhäufte ihn mit Fragen, mit Hinweisen auf die Mißstände, manchmal fragte man ihn auch, wie es käme, daß einer mehr Brot bekomme als der andere usw. Mit der Zeit kam ich darauf, daß man mich wie andere bekanntere Kommunisten gerade deshalb aufforderte, in besonders kritischen Momenten und Milieus zu sprechen, um die Massen zu beschwich-tigen, sie zu beruhigen. Obwohl diese Aufforderungen, in solchen Momenten aufzutreten, von proletarischen Betriebskomitees aus-gingen oder von anderen Organisationen, die nicht mehr wußten, was sie den Hungernden und Frierenden sagen sollten, und instink-tiv an unseren Einfluß und unsere Beredsamkeit appellierten, war mir diese Rolle unerträglich. Ich war mir bewußt, daß die Geduld, die die Massen mir gegenüber bekundeten, doch in gewissem Maße

auf das Untertanengefühl, auf den Autoritätsglauben, ja auf die Furcht vor der Regierung zurückzuführen sei. Ich hätte es für natürlicher gehalten, daß die Massen mich verpöht und verhöhnt hätten, als daß sie mich bejubelten. Obwohl ich im Grunde genommen, was das Essen betraf, keinesfalls besser, wahrscheinlich sogar manches Mal schlechter lebte als die Arbeiter und besonders die Rotgardisten, die zu meinen Vorträgen kamen, hatte es doch einen anderen Anschein. Man konnte in mir einen satten und bevorzugten Menschen vermuten. Und obwohl mir von allen Seiten vorgehalten wurde, es sei übertrieben und unzweckmäßig, so zu leben, wie ich es tat, indem ich eine jede materielle Bevorzugung zurückwies, was die Massen, vor denen ich sprach, nicht wissen konnten, war ich doch unendlich besser gestellt als sie. Ich hatte, worauf es mir vor allem ankam, ein sauberes Zimmer, das im Winter ziemlich regelmäßig beheizt wurde, ich hatte, weil ich aus dem Auslande kam, warme Kleider, ich brauchte mich nicht in Verzweiflung an die spärlich verkehrende Straßenbahn zu klammern, mir stand immer ein Auto zu Diensten, das Reisen war für mich kein Martyrium, mir standen besondere Waggons und Züge zur Verfügung. Dagegen auftreten konnte ich nicht, es wäre mißverstanden und an die große Glocke gehängt worden, auch würde eine jede Beschwerde in dieser Angelegenheit eine Desavouierung der anderen Genossen bedeutet haben, die von ihrem Rechte auf diese Privilegien Gebrauch machten, was ich bei so manchem von den damals Führenden für absolut berechtigt und für die Revolution zweckmäßig hielt. Aber mir selbst war die Ungleichheit, die auf diesem Gebiete herrschte, eine ewige Qual. Gewiß hatte ich tausend Rechtfertigungen vor den anderen und vor mir selbst. Hätte ich kein Automobil gehabt, so hätte ich nicht den tausendsten Teil der Arbeit leisten können, die ich im Interesse der Massen verrichtete. Aber trotzdem das öffentliche und mein eigenes Gewissen mir nichts vorzuwerfen hatten, war ich mir bewußt, daß der Unterschied zwischen mir, ich möge noch so hungrig und erschöpft gewesen sein, noch soviel Arbeit hinter oder vor mir gehabt haben, und einer Fabrikarbeiterin, die zu ihren hungernden und frierenden Kindern eilte und keine Elektrische besteigen konnte, so groß, so unüberbrückbar war, daß keine Einwände der Zweckmäßigkeit ausreichen konnten, um in mir das beschämende Gefühl zu unterdrücken. Ich konnte mich nicht dabei beruhigen, daß meine Parteigenossen und eine kleine Schicht der Bevölkerung die Notwendigkeit dieser

Ungleichheit einsahen; in den großen Massen, in den Duldenden mußte der Anblick meines Autos denselben Haß erwecken, den ich in ihnen stets gegen die Ungleichheit geschürt hatte. Ihnen, diesen Massen, war der Unterschied zwischen mir, die zur Verrichtung einer sozial unentbehrlichen Arbeit fuhr, und den Parasiten des Hofes oder der ehemaligen Bourgeoisie, die zur Abwicklung ihrer Geschäfte ehemals ein Auto benutzten, nicht klar. Sie hätten mich hassen müssen, und daß sie es nicht taten, wenigstens keinen Haß äußerten, war für mich ein Beweis ihres Untertanengefühls.

Die Revolution kann keine Sklaven brauchen, keine resignierten Wesen. Die Massen, die unsere Privilegien duldeten, schienen mir Sklaven zu sein, und das um so mehr, als auch die geringste Ungleichheit mit „Durchschnittskommunisten“, die nicht zu den oberen Schichten der Regierung gehörten, von den Massen mit Protest aufgenommen wurde. Gewöhnlich geht man über solche Einwände wie die meinigen zur Tagesordnung über, Sentimentalismus, Hamletismus nennt man sie, und fügt die Frage hinzu, was aus der Revolution geworden wäre, wenn alle Führer ihre Kräfte, ihre Arbeitsfähigkeit solch einer Haarspalterei opfern würden. Ich übersehe das Argument nicht, aber deshalb übersehe ich auch die Schattenseiten der entgegengesetzten Einstellung nicht. Auf einen Genossen, der nur im Interesse der Sache seine Bevorzugung geduldet haben mag, kommen soundsoviele allerdings nach Vergangenheit und Tradition nicht zu uns gehörende, die die Privilegien ausgenützt, die Revolution in den Augen der Massen, die durch sie gelitten und durch sie zur Gleichheit gelangen sollten, entweiht haben. Auch hier wie auf so manchem anderen Gebiete war die Not die Urheberin dessen, was unter anderen Umständen unzulässig erschienen wäre. Die Not hat Unterschiede im äußeren Leben der werktätigen Massen der ersten Arbeiterrepublik geschaffen, das war die große allumfassende Tragödie, sie wurde aber dadurch zu noch größerem Verhängnis für die Revolution, weil das, was ursprünglich ein Notbehelf oder ein extremes Mittel zur Rettung der Revolution war, von den Durchschnittsmenschen und Nutznießern der Revolution für einen normalen Zustand angesehen wurde, von denen, die sich einbildeten, tatsächlich über den Massen zu stehen, und die daraus denselben persönlichen Vorteil zogen, den seinerzeit die Angehörigen der privilegierten Stände beanspruchten und von der aus Sklavenhaltern und Sklaven bestehenden Gesellschaft auch wirklich bekamen. Nicht das war die Absicht der Sowjetgesetzgebung.

Gerade in Rußland, wo die Revolution nicht das Ergebnis sozial-ökonomischer Reife des Landes war, wo so viele andere Faktoren bestimmend waren, gerade in Rußland, wo die Revolution so große Ansprüche an die Ausdauer der Massen stellte und gar so manches „Wunder“ von ihnen verlangte, gerade dort war das Verhalten des einzelnen ausschlaggebend. Es ist, glaube ich, kein Geheimnis, daß Lenin nicht so früh gestorben wäre, vielleicht auch nicht so früh und rettungslos erkrankt, wenn er zu seinem persönlichen Leben eine andere Einstellung gehabt hätte. Trotzki hätte seinen starken Organismus nicht so sehr geschwächt, hätte sich nicht persönlich an die Front begeben und anderen direkten Lebensgefahren ausgesetzt; die Genossin Kollontay hätte sich nicht Krankheiten zugezogen, Hunderte und Hunderte von „alten Kommunisten“ hätten nicht in eine ausländische Reparaturwerkstatt ihr versagendes Herz, ihre beschädigten Lungen, ihre total zerrütteten Nerven bringen müssen, wenn das Zweckmäßigkeitsargument die Menschen, auch die diszipliniertesten, in allen Situationen lenken würde.

Zimmerwald hat seine Schuldigkeit getan — Zimmerwald kann gehen.

Außer der agitatorischen Arbeit, die ich in großem Umfange in Rußland zu leisten hatte, bemühte ich mich, die Beziehungen zu den Zimmerwald-Parteien aufrechtzuerhalten, was wegen der Absperrung Rußlands kein Leichtes war, zumal alle Interessen durch die russische Revolution, eine Zeitlang auch durch die Hoffnungen, die man an die deutsch-österreichische knüpfte, absorbiert waren. Ich schaute mich gierig nach einem anderen Wirkungskreise in Rußland um, der meine Zeit ganz ausfüllen sollte. Dabei stieß ich auf unerwartete Hindernisse, niemand traute sich an mich mit einer „einfachen Arbeit“ heran, man beobachtete eine Hierarchie, die ich nicht für möglich gehalten hätte, der „Rang“ sollte eingehalten, der Name berücksichtigt werden. Jeder Versuch, mich dagegen aufzulehnen und als Mitkämpferin schlechthin behandelt zu werden, wäre als falsche Bescheidenheit aufgefaßt worden. Als ich bald nach meiner Rückkehr aus dem Auslande in den Parteivorstand geladen wurde, dem auch die Verteilung der Arbeit an die Genossen oblag — später hat sich zu diesem Zwecke ein ganzer Apparat entwickelt —, wurde mir vorgeschlagen, an Stelle der Genossin Kollontay das Frauensekretariat zu übernehmen. Ich schlug rundweg ab: ich hatte mich nie speziell mit der Arbeit unter den Frauen abgegeben und war mir bewußt, daß es mir an vielen Fähigkeiten und an der Erfahrung auf diesem Gebiete, die die Genossin Kollontay auszeichneten, fehlte, auch schien es mir, daß man sie — die dazumal in Ungunst geraten war — durch mich, die ungeheuer populär und bejubelt war, ersetzen wollte. Im Laufe der Zeit erst konnte ich mich überzeugen, daß mein Instinkt mich nicht getäuscht hatte; man wollte sich der Genossin Kollontay tatsächlich entledigen und ihr womöglich einen Fußtritt versetzen...

*

*

*

Im Moskauer „Großen Theater“ wird eine feierliche Sitzung des Exekutivkomitees der Sowjets abgehalten. Ich sitze ganz allein in einer Loge, aus der ich das auf dem Podium Vorgehende genau beobachten kann. Es fällt mir nicht besonders auf, daß Genosse Swerdlow, der damalige Vorsitzende des Exekutivkomitees, der Unvergleichliches gerade in der schwersten Zeit für die Republik und die Kommunistische Partei geleistet hat und als Opfer seiner Pflicht nur zu früh seiner Tätigkeit entrissen wurde, Lenin und andere Mitglieder des Ausschusses ins Nebenzimmer ruft, um ihnen eine Mitteilung zu machen. Als sie alle nach einigen Minuten zurückkommen, verkündet Swerdlow mit gebrochener Stimme: „Genossen, ein großes Unglück hat die Internationale getroffen, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sind ermordet worden, erhebt euch von euren Plätzen!“ Von tausend Stimmen erklang der Trauerchor, der von den Anwesenden gesungen wurde: „Als Opfer seid ihr gefallen...“

Seit damals hat mich immer eine unbeschreibliche Beklemmung ergriffen, wenn das Präsidium sich vom Podium entfernte. Handelte es sich wieder um einen Schicksalsschlag für die Revolution?...

Am darauffolgenden Sonntag wurde vom Moskauer Sowjet eine Protestversammlung gegen den Meuchelmord an Luxemburg und Liebknecht einberufen. Viele Arbeiter, sehr viele Soldaten, Frauen und Neugierige hatten sich unter dem Balkon eingefunden, von dem aus Kamenew, Lenin und ich sprechen sollten. Einige Genossen, die intimsten, hatten sich im Sowjetraum eingefunden, unter ihnen auch Rakowsky, der vor kurzem zum Vorsitzenden der Sowjets der Ukraine ernannt war und am selben Tage dorthin verreisen sollte. „Angelica, wollen Sie mit mir in der Ukraine arbeiten?“ wandte er sich an mich. Die Aufforderung berührte mich sympathisch. Rakowsky gehörte zu den mir persönlich am nächsten stehenden Genossen, auch wußte ich, daß seiner keine besonders angenehme Arbeit harnte, und war froh, ihm behilflich sein zu können. „Ja,“ antwortete ich, „mit Ihnen arbeiten möchte ich schon, aber was eigentlich!“ — „Was? Vor allem können Sie aus der Ukraine Ihre Zimmerwald-Tätigkeit viel produktiver entwickeln, über Odessa sind die Verbindungen mit dem Auslande leichter als von Moskau aus. Außer dieser Tätigkeit und der allgemeinen Agitation und Propaganda können Sie vieles in der Regierung selbst leisten, vor allem im Kommissariate des Äußern.“ Es war mir schwer, der Perspektive auf vielseitige Tätigkeit unter Mitarbeit Rakowskys zu widerstehen,

ich hatte aber noch einige Bedenken. Einige Zeit zuvor hatte mir Tschitscherin mitgeteilt, er habe die Absicht, per Radio eine internationale Beratung der auf dem Boden des Sowjetprogramms stehenden bzw. der Zimmerwald-Parteien einzuberufen. „Was sagen Sie dazu Genossin?“ — „Wird es Ihnen auch gelingen, die Blockade wird so streng gehandhabt? — Versuchen Sie es!“ Die Beratung, an deren Zustandekommen niemand glaubte, war für März geplant; sollte ich es riskieren, in die Ukraine zu gehen? Wie gewöhnlich wollte ich die Angelegenheit mit Lenin besprechen und näherte mich ihm, um ihn um eine Unterredung an einem der nächsten Tage zu bitten. —

Am selben Tage ereignete sich ein Vorfall, der Lenin bald das Leben gekostet hätte. Bei einem früheren Besuch waren wir auf die Krankheit seiner Frau zu sprechen gekommen, die in Lenin die größte Besorgnis erweckte, dies um so mehr, als sie von ihrer Arbeit in Moskau nicht fortzubringen war. „Ich könnte Ihnen einen ausgezeichneten Arzt empfehlen, der nicht nur hervorragender Spezialist ist, sondern auch ganz besonderen Einfluß auf seine Patienten ausübt. In Italien hat er die Genossin Zetkin und auch Plechanoff behandelt und sie gezwungen, sich seinen Verordnungen zu unterwerfen; vielleicht wird es ihm gelingen, Nadeschda Konstantinowna ebenfalls dazu zu bewegen.“ — „Ich bezweifle es. Ja, wenn er sie nur überreden könnte, sich zu schonen, aufs Land zu gehen.“ In der Tat wurde Genossin Krupskaja in eine Waldschule in der Nähe von Moskau, für kränkliche Kinder errichtet, gebracht. Dort konnte sie Ruhe, frische Luft und den Anblick der sich frei entwickelnden Sowjetkinder genießen. Ihr Mann besuchte sie sehr oft. „Weißt du, Angelica,“ sagte mir der Arzt, der ihre Behandlung übernommen hatte, „du solltest Lenin abraten, zu Fuß und allein seine Frau zu besuchen, es ist doch eine entlegene Gegend, er könnte überfallen werden.“

Eine pure Ideenassoziation veranlaßte mich, Lenin, als ich ihn nach dem erwähnten Meeting ansprach, auf die Gefahr, von der mir der Arzt gesprochen hatte, aufmerksam zu machen. „Sie sollten nicht allein zu Ihrer Frau nach Sokolniki gehen,“ meinte ich. „Was empfehlen Sie mir denn?“ fragte er, dem alle persönlichen Sicherheitsmaßregeln verhaßt waren. „Soll ich mich nicht mehr bewegen können?“ Am selben Abend trat Lenin unerwartet in den Sowjet von Sokolniki ein, um sich ein Auto zu verschaffen. Das seinige, in dem er mit seiner Schwester zu seiner Frau fuhr, wurde ihm ent-

wendet. Zwei Banditen hielten das Auto auf und setzten Lenin die Pistole an die Schläfe mit den Worten: „Geld oder das Leben!“ Das Vorweisen der Legitimationskarte half dem Staatsoberhaupt nicht, es handelte sich um „Spezialisten in ihrem Fache“, auf die der Name, wenn sie ihn überhaupt gelesen hatten, keinen Eindruck machte. Nur die große Geistesgegenwart Lenins rettete ihm das Leben; er warf den Banditen das, was er an „Geld“ besaß, hin und verließ das Auto, in dem die Banditen auch fortrasteten. — — —

Wenn Lenin in seinen politischen Schriften oft das Beispiel zitiert: „Wenn man von Räubern überfallen wird, die mit der vorgehaltenen Pistole Geld oder Leben verlangen, so gibt man ihnen das Geld und behält das Leben,“ so bezieht sich dieser Ausspruch u. a. auf die Erfahrung, die er an jenem Tage machte...

*

*

*

Als ich Lenin fragte, ob ich in die Ukraine gehen sollte, redete er mir eifrig zu; als ich aber die Befürchtung aussprach, inzwischen könnte die internationale Zusammenkunft stattfinden, beruhigte er mich: „Höchstwahrscheinlich wird aus der ganzen Geschichte nichts. Wenn aber, was ich nicht glaube, doch etwas zustande käme, werden Sie und Rakowsky sofort mit einem Extrazuge herkommen...“

Noch hatte ich mich in Charkow, wo sich dazumal der Sitz der ukrainischen Sowjetregierung befand, nicht eingearbeitet, noch war ich auf der Suche nach einer Wohnung, als Rakowsky mir mitteilte, Lenin hätte telegraphiert, wir sollten sofort nach Moskau kommen, eine internationale Konferenz finde dort statt. Als wir am drittnächsten Morgen in Moskau eintrafen, war die Konferenz in vollem Gange. An ihr beteiligten sich außer ein paar Genossen, die aus Deutschland eigens hergekommen, meistens gewesene Kriegsgefangene und einige Revolutionäre, die in Rußland anwesend waren. Auch bei dieser Gelegenheit mußte ich erfahren, welche Rolle der Zufall auf allen Gebieten des individuellen und kollektiven Lebens spielt. Der Vorschlag, die Zusammenkunft als konstituierende Versammlung einer neuen Internationale zu betrachten, wurde allgemein verworfen, besonders energisch sprach sich dagegen der Vertreter Deutschlands aus, dessen Meinung ausschlaggebend war. Da erschien im Beratungssaale ein österreichischer Genosse, der schon früher in Rußland gewesen und Kommunist geworden war, ein ehrlicher, es mit der Revolution gut meinender, aber höchst exaltierter

ehemaliger Buchdrucker. In einer feurigen Rede berichtete er, bevor er noch den Staub seiner langwierigen, komplizierten Reise abgestreift hatte, von der Begeisterung für die russische Revolution, von der Stimmung und Gärung unter den Massen, die er in den europäischen Ländern angetroffen hatte; die Rede mündete in die Aufforderung, ohne weiteres eine neue Internationale zu gründen. Auch stimmte sie die meisten um: selbst der deutsche Genosse gab seinen Widerstand auf, die Dritte Internationale war gegründet...

Bezeichnend für die ganze Situation, die sich allmählich in der neugegründeten Internationale entwickelt hat, ist, daß derjenige, der sie aus der Taufe gehoben, der begeisterte österreichische Genosse, ebenfalls ihre Reihen verlassen hat, zu seinem Buchdruckerberuf zurückgekehrt ist und, wie so mancher der der Idee treu Gebliebenen, den Mißbrauch, den man mit ihr getrieben, nicht mit ansehen wollte...

Daß eine neue Internationale gegründet werden mußte, daß sie eigentlich in Zimmerwald gegründet war und sich durch diese Bewegung weiterentwickelt hatte und nun nach einer zusammenfassenden äußeren Form heischte, dessen war ich mir am allerbesten bewußt. Und wo anders als in Rußland, wo die Grundideen Zimmerwalds angewendet worden waren, wo sie durch Erzwingung des Friedens, durch die Ergreifung der Macht, durch heldenhaftes Kämpfen in die Tat umgesetzt worden waren, sollte ihre Heimstätte errichtet werden?

Nur über den Zeitpunkt der Gründung konnte man verschiedener Meinung sein. Als auch diese Frage gelöst war, betrachtete ich es als meine Pflicht, im Namen der Zimmerwald-Bewegung eine Erklärung abzugeben. Sie fiel um so mehr in die Wagschale der Beratungen, als das ganze Schicksal der neugegründeten Internationale, ja die Zweckmäßigkeit ihrer sofortigen Gründung, davon abhängig war, in welchem Maße sie von den ausländischen Bruderparteien gutgeheißen und durch deren Beitritt gefördert werden würde. Ich war mir der Verantwortung vollbewußt, die auf mir lag, und wie sehr ich sie den ausländischen Parteien gegenüber durch die Erklärung, die ich abzugeben beschlossen hatte, vermehrte. Aber nochmals, wie dazumal in Stockholm, war ich innerlich ruhig; hat man das Glück, eine verantwortungsvolle revolutionäre Tätigkeit zu entfalten und das Vertrauen der Massen zu genießen, muß man auch den Mut haben, formelle Beschlüsse nicht abzuwarten, wo die Interessen der Revolution ein sofortiges Eingreifen erheischen. In

Moskau, im März 1919, ging ich den Weg weiter, den ich in Stockholm 1917 durch Veröffentlichung des Aufrufs zum Generalstreik eingeschlagen hatte. Vor allem und über alles die Interessen der proletarischen Revolution! Ich erklärte nun, daß ich, obwohl ich infolge der Absperrung Rußlands einzelne Zimmerwald-Parteien nicht direkt befragen konnte, doch behaupten zu können glaubte, daß die meisten von ihnen sich einer Organisation anschließen würden, welche die Grundsätze der Revolution der Arbeiter- und Bauernrepublik zu den ihrigen gemacht hat.

Zimmerwald hatte seine Schuldigkeit getan: Während des Krieges die Fahne der proletarischen Internationale hochgehalten, die Massen zum sozialistischen Kampfe für den Frieden aufgefordert. Zimmerwald konnte gehen!...

Sekretärin der Neuen Internationale.

Ich hatte die Absicht, unmittelbar nach der Gründung der Internationale an meine Arbeit in die Ukraine zurückzukehren, und schaute noch im Vorbeigehen in den Sitzungssaal des Kongresses hinein. Im Korridor des Kreml traf ich Trotzki und verabschiedete mich von ihm. „Wie,“ meinte er, „Sie verreisen? Wer wird denn Sekretär der Internationale sein? Sie müssen in Moskau bleiben und das Amt übernehmen!“ Mir war der Vorschlag unter anderem auch deshalb nicht angenehm, weil ich die für Charkow geplante Arbeit nicht ausführen konnte. Auch hatte ich Bedenken, daß ich für die Rolle eines Sekretärs in normalen Verhältnissen nicht besonders befähigt sei. Übrigens wäre mir eine Arbeit unter den Massen für die Sowjetrepublik sympathischer gewesen, besonders jetzt, wo ich keine Zimmerwald-Funktion mehr hatte. In meiner großen Naivität inbezug auf die Beweggründe und die Diplomatie in den leitenden Kreisen der Partei, dachte ich, es würden einige Worte genügen und man werde meine Einwände gelten lassen. Zimmerwald-Sekretär war etwas ganz anderes, war eine sozusagen natürliche Auslese gewesen; unter den wenigen, die die Bewegung zu schaffen geholfen hatten, mußte man jemand wählen, der sich für die schweren, verantwortungsvollen Arbeiten eignete und sich ihnen ganz widmen konnte. Nach der Affäre Grimm besonders war die persönliche Leitung der Bewegung eine Lebensfrage für sie, aber in Rußland, wo die Revolution gesiegt hatte und die Arbeit in ihr normales Geleise kommen würde, konnte man schon einen anderen wählen. War meine Wahl etwa nur wegen meiner Verbindungen zu den ausländischen Parteien und wegen des „Namens“, den ich im Auslande genoß, in Aussicht genommen, so konnte ich beides irgendwie der neuen Institution zur Verfügung stellen, ohne das Amt zu übernehmen. Lenin, dem ich meine Bedenken darlegte, unterbrach mich, indem er, wie gewöhnlich in solchen Fällen, ein Auge zusammenkniff: „Genossin Balabanoff, Parteidisziplin ist

Parteidisziplin, Sie müssen sich unterwerfen. Übrigens werde ich sofort das Zentralkomitee veranlassen, einen Beschluß zu fassen und Sie offiziell zu benachrichtigen. Ist es Ihnen unangenehm, in die Ukraine nicht zurückzugehen? Ich werde Rakowsky telegraphieren, daß wir Sie hier brauchen. Bitte,“ fügte Genosse Lenin hinzu, und erst später kam mir die ganze Tragweite seiner Worte zum Bewußtsein — „sich der Disziplin zu unterwerfen und uns wegen Ihrer zukünftigen Mitarbeiter keine Schwierigkeiten zu machen...“ Kaum war ich in mein Zimmer eingetreten, das etwa fünf bis sieben Minuten vom Kreml entfernt lag, als ich vom Zentralkomitee der Partei telephonisch von meiner Ernennung zum Sekretär der Kommunistischen Internationale benachrichtigt wurde. „Einstimmig zum Beschluß erhoben.“ — „Ja, aber für einige Zeit kann ich doch in die Ukraine, um die Arbeit einem anderen Genossen zu übergeben und meine Sachen zu holen?“ — „Alles wird von uns besorgt werden!“

Abends fand eine feierliche Versammlung statt. Alle strahlten. Die anwesenden Ausländer versprachen den aufhorchenden Vertretern der Partei- und Fabrikorganisationen Beistand zur Erweiterung der revolutionären Errungenschaften. Die russischen Redner priesen das Eintreten in eine neue, unbesiegbare Ära der Weltrevolution. Mich steckte das allgemein optimistische Milieu an, ganz zuversichtlich und heiter war es mir zumute.

In den nächsten Tagen nahm ich meine neue Tätigkeit oder vielmehr die alte auf. Ich lud die Zuverlässigsten unter den ausländischen Genossen ein, um mich mit ihnen über politische Fragen und technische Durchführungsmethoden zu verständigen, vor allen mit denjenigen, die ins Ausland zurückkehrten. —

Eines Abends fühlte ich ein starkes Bedürfnis, ins Künstlertheater zu gehen, dessen Aufführungen zu den Genüssen gehörten, die ich während meines Aufenthaltes im Auslande so sehr vermißt hatte. Ausnahmsweise hatte ich einen freien Abend. Nach den Veranstaltungen, die anlässlich des Kongresses stattfanden, war eine Pause eingetreten. Zu meinem Erstaunen erblickte ich auch Lenin, der äußerst selten das Theater besuchen konnte, von seiner Frau, Schwester und Staline begleitet, im Theater. Auch ihn hatte die intensive, nervenerregende Arbeit der letzten Tage veranlaßt, auszuspannen und sich im Künstlertheater ein Stück von Tschechow anzusehen. Tschechowsche Stücke im Moskauer Künstlertheater, damit ist für einen Russen, Revolutionär und Emigranten vieles ge-

sagt! Im Zwischenakt sagte Lenin zu mir: „Wir haben Ihnen einen zweiten Sekretär ernannt: Genossen Worowsky.“ — „Genosse Worowsky,“ wiederholte ich voller Freude, „eine glücklichere Wahl hätten Sie nicht treffen können, ich könnte mir keinen besseren Mitarbeiter denken.“ Und tatsächlich, wäre mir selbst die Entscheidung überlassen worden, ich hätte in der ganzen russischen Partei, ja überhaupt, keinen passenderen Mitarbeiter finden können. Abgesehen von den grundlegenden Kenntnissen und Eigenschaften, die Genossen Worowsky hervorragend befähigten, die ihm zugewiesene Arbeit zu übernehmen, verfügte er gerade über diejenigen persönlichen Eigenschaften, die die Mitarbeit mit ihm mir besonders leicht und angenehm machen und unsere Zusammenarbeit zu einer wirklich fruchtbaren gestalten konnten. Er war ein hervorragend intelligenter und intellektueller Mensch — was nicht immer gleichbedeutend ist — und verstand, das Nebensächliche und nicht immer Erhebende im täglichen politischen Kampfe stets aus einer gewissen Distanz zu behandeln, es mit feiner Ironie und Selbstironie zu betrachten. Auch hatten wir in Stockholm, ohne daß eine amtliche Disposition darüber bestanden hätte, spontan miteinander im engsten geistigen Kontakt gearbeitet, die Freuden und Leiden, die Verantwortung für die Geschehnisse in der Arbeiterrepublik geteilt, er als erster und einziger Vertreter Sowjetrußlands, ich als Sekretärin der Zimmerwald-Organisation und in gewissem Sinne Bindeglied zwischen dem revolutionären Rußland und dem westeuropäischen Proletariat.

Meine Freude über die Ernennung Worowskys und meine damalige Unkenntnis der tatsächlichen Einstellung der leitenden Kreise der russischen Partei ließen in mir gar nicht die Frage aufkommen, wozu man eigentlich einen zweiten Sekretär mir an die Seite gestellt hatte. „Aber nicht wahr,“ wandte ich mich an Lenin, „die äußere Umgebung bleibt dieselbe, ich werde nach wie vor in meinem Zimmer im Sowjethaus arbeiten, ohne Prunk und Fassade?!“ — „Ja, ja,“ beteuerte Lenin, „selbstverständlich!“

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß Sinowjew vom Zentralkomitee der russischen Partei zum Präsidenten des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale ernannt worden war. Das interessierte mich nicht weiter, noch konnte mich das damals verwundern, um so weniger, als das Gerücht verbreitet wurde, man wolle ihn seines Amtes in Petersburg, wo die Massen mit ihm sehr unzufrieden waren, entheben und ihn durch Zuweisung eines anderen

entsprechenden Amtes kompensieren. Schon in den ersten Tagen der Mitarbeit mit ihm fiel mir so manches auf, die Tragweite dieser Beobachtungen habe ich allerdings erst später erkannt. Vor der Gründung der Kommunistischen Internationale hat es in Moskau ein Bureau gegeben, das die Beziehungen zum Auslande pflegen sollte; es handelte sich um keine direkt politische Betätigung, vielmehr um eine propagandistische. Die erste Tat Sinowjews war, dieses Amt zu unterdrücken, alles sollte der neuen Internationale einverleibt werden. Mich befremdete diese Verfügung und vor allem der Kompetenzstreit, der sich bei dieser Angelegenheit entwickelte. Mir schien es freilich gleichgültig, welches Ressort und welche Genossen die Arbeit machen würden, aber Sinowjew nahm alles Persönliche sehr ernst und berief sich auf den Beschluß des Zentralkomitees. Als ich am darauffolgenden Morgen mir den Text des Beschlusses holte, fiel mir folgende Bemerkung in ihm auf: „Einverleibung der Propagandastelle in die Kommunistische Internationale ohne den Genossen X.“ Dieser war einer der gebildetsten, ergebensten, alten Mitglieder der bolschewistischen Partei. Da er der erste war und zu jener Zeit so ziemlich der einzige, der in offener Opposition zur Partei stand, wurde er seiner Arbeit enthoben, ins Propagandabureau gesteckt, und sollte nun auch von dort entfernt werden. Mich befremdete die Form, in der dieser Beschluß protokolliert wurde, und ich fragte die Beamtin, ob es kein Schreibfehler wäre, und ob dies auch der offizielle Text sei. „Sie haben recht,“ meinte die Leiterin des Bureaus und änderte den Wortlaut des Beschlusses dahin, daß der Genosse X. „auf seinen eigenen Wunsch beurlaubt“ sei. In der Reihe der Beschlüsse des Zentralkomitees fand ich weiter den Vermerk: „Genossin Balabanoff in die Ukraine beurlauben.“ Ich war so weit davon entfernt, zu verstehen, was hinter alldem steckte, daß ich die verblüffende Verfügung, mich, die nie einen Urlaub genommen und soeben aus der Ukraine zurückgekommen war, hinzubefördern, gar nicht weiter beachtete; ich war so sicher, daß es sich hier um eine irrtümliche Protokollaufnahme handelte, daß ich sogar keine Aufklärung verlangte. Im Lichte der späteren Ereignisse und der ganzen Einstellung der leitenden Instanzen der russischen Partei und vor allem Sinowjews erscheint freilich all dies als alles eher denn Zufall oder gar irrtümliche Protokollierung, wie ich in meiner damaligen Naivität annahm.

Schon in der ersten Sitzung, die das Bureau in Anwesenheit Sinowjews abhielt, machte ich auch folgende Erfahrung, die mir

den Schlüssel zu so manchem sonst ganz Unverständlichem gab. Es handelte sich um die Stimmenzahl, die der Kongreß für die einzelnen Parteien festgestellt hatte. Als Sinowjew eine Zahl erwähnte, die ich für unrichtig hielt, stellte ich ihr diejenige gegenüber, die ich für richtig hielt. Die Angelegenheit hatte für mich absolut keinen Belang, auch hatte ich keine Ahnung, daß es sich bei Sinowjew um etwas anderes als einen Gedächtnisfehler überhaupt handeln könne. Er bestand auf seiner Version und schrieb an Worowsky einen Zettel, in dem es hieß: „Zu welchem Zweck beharrt Balabanoff auf ihrem Standpunkt?“ Worowsky, der neben mir saß, übergab mir den Zettel. Damals machte mich das „zu welchem Zweck“ baff, aber erst mit der Zeit, wie gesagt, erfaßte ich die ganze Tragweite. In diesem „zu welchem Zweck“ liegt das System, der Mensch. Nicht weshalb, sondern zu welchem Zweck! Es für selbstverständlich halten, daß alles einen Zweck haben muß, daß der Versuch, eine objektive Tatsache festzustellen, überhaupt nicht in Betracht kommen kann, für ganz selbstverständlich halten, daß zur Erreichung eines Zweckes alle Mittel gut und berechtigt erscheinen, das ist das Ausschlaggebendste, das ist die Demarkationslinie, nach der der Vorsitzende der Kommunistischen Internationale seine Mitarbeiter wählt und die nicht Mitmachenden eliminiert oder aber in die Lage bringt, sich selbst eliminieren zu müssen. Nur wer sich diese Demarkationslinie vor Augen hält, kann verstehen, warum um den Leiter der Dritten Internationale eine natürliche, systematische Auslese im verkehrten Sinne erfolgt, warum er die Parteien spalten und sich mit politisch minderwertigen, unbedeutenden, moralisch verfallenen Elementen umgeben mußte. Dagegen werden diejenigen, die am fähigsten wären, eine wirklich revolutionäre internationale Bewegung zu fördern, die sich freiwillig den Interessen der russischen Revolution, wenn es sich wirklich um diese Interessen handeln würde, unterworfen hätten, eliminiert, weil ihre ehrliche Hingabe an die Sache der Revolution, die Erfahrung, die sie besitzen, das Vertrauen, das sie bei den Arbeitern genießen, von vornherein die Anwendung von Methoden und Systemen ausschließt, die sich mit den proletarischen Auffassungen nicht vertragen. Darum werden solche Elemente überhaupt nur als Dekoration behandelt. Sie haben ihren Namen und ihre Autorität der Kommunistischen Internationale zur Verfügung zu stellen, Mitbestimmungsrecht aber oder einen Einblick in das tatsächliche Treiben der leitenden Instanzen bekommen sie nie und nimmer. Ausländer können natür-

lich derartige Machinationen nicht so leicht durchschauen. So mancher unter den ausländischen Genossen — ich spreche selbstverständlich von den bewährten Revolutionären, die damals nach Rußland kamen, nicht von denjenigen, die den Sieg der Revolution oder den Aufstieg Sinowjews abgewartet haben, um sich Revolutionäre zu nennen, oder sich in Rußland niederzulassen — begnügte sich übrigens gerne mit einem Ehrenamt, weil der Aufenthalt in einem durch die Revolution geweihten Lande sie in eine solche Stimmung versetzte, daß sie ehrlich annehmen konnten, der revolutionären Bewegung auch durch die rein dekorative Rolle, die sie spielten, nützlich zu sein, und mit ihrem Namen deckten, was sie mit gutem Gewissen in ihren eigenen Ländern nie hätten verantworten können . . . Kaum aber begann einer von diesen bewährten Revolutionären, dessen Verdienste und Popularität man in den Dienst der Kommunistischen Internationale gestellt hat, Einwände zu machen oder Einblick in die authentischen Verhältnisse zu verlangen, wurde entweder versucht, ihn durch Ämter und andere Vorteile zu beschwichtigen, oder man „versetzte“ ihn; gelang weder das eine noch das andere, wurde er als Konterrevolutionär, „Sozialdemokrat“ verschrien und die verschiedensten Organe der Spionage und Denunziation auf ihn losgelassen. So erklärt es sich, daß fast alle ehrlichen Revolutionäre der verschiedenen Länder, die bei oder sofort nach der Gründung der Kommunistischen Internationale sich ihr angeschlossen hatten, ihre Reihen haben verlassen müssen. Gerade das System, das von den höchsten Instanzen angewendet wurde, schließt jegliche Möglichkeit aus, von innen aus gegen die unerhörten Mißstände anzukämpfen. Wem die Zukunft, die Würde der Arbeiterklasse kein leerer Schall ist, wer sich an seiner persönlichen revolutionären Ehre nicht vergehen will, muß aus den Reihen der Kommunistischen Internationale austreten, um für die Grundsätze des Kommunismus, für sein Endziel, die Massen gewinnen zu können. Nur wenn man diesen psychologischen Hintergrund näher kennt, kann man verstehen, daß es einer winzigen Anzahl von Menschen möglich ist, eine große Massenbewegung, der die Zukunft zweifelsohne gehört, und der schon die Gegenwart in gewissem Maße gehören könnte, zu entstellen, ja die Masse von dem Wege abzubringen, der ihnen sozial und psychologisch durch die allgemeine Entwicklung geebet ist. Es ist eine leere Phrase, daß die Methoden nicht mit der Bewegung, mit der Theorie, mit dem Endziel zu verwechseln sind.

Wie ist es aber, wenn die einzelnen Mittel zum Selbstzweck werden? Wie ist es, wenn diejenigen, die die Mittel verwenden und zum Selbstzweck erheben, selbstherrlich über alles und alle verfügen, angefangen von den ökonomischen Mitteln der Staatsmacht, die gerade die gefährlichsten Waffen in einem Kampfe darstellen, der die geistige Umwandlung und die Selbstbetätigung der Massen zum Hauptmittel haben sollte? Durch skrupelloses Anwenden von Geldmitteln wird auch das Menschenmaterial bestimmt, dessen man sich bedient, um den Willen und die Willkür des einzelnen durchzuführen. Nicht so stellt man sich die revolutionäre, internationale Disziplin vor. Gewiß muß sich die einzelne Partei wie das einzelne Parteimitglied der Disziplin beziehungsweise den Interessen der Internationale unterwerfen. Aber damit diese Disziplin erfüllt werden kann, soll es vor allem eine Internationale geben, das heißt eine Körperschaft, in die Vertreter der verschiedenen nationalen Parteien frei gewählt werden. Gewiß können und müssen die Vertreter der einzelnen Länder die Beschlüsse der Internationale ausführen, aber diese Beschlüsse müssen doch das Resultat eines freien Meinungsaustausches der Mitglieder einer internationalen Körperschaft sein!

Viel ehrlicher, würdevoller und vor allem weniger demoralisierend für die internationale Bewegung wäre es, offen zu erklären, daß die Leiter der russischen Bewegung auch ohne weiteres die Leitung der Internationale übernehmen. Bei dem Prestige, das die russischen Revolutionäre durch den Sieg der Revolution erworben haben, hätte besonders zur Zeit der Gründung der Internationale so manche Partei diese Führung nicht nur mit Begeisterung, sondern als eine Selbstverständlichkeit angenommen. Wie sich die Situation entwickelt hätte, ist nicht vorauszusehen, vielleicht hätte sie sich als unhaltbar erwiesen, aber auch dann aus anderen Gründen, als es jetzt der Fall ist; es wäre keine Demoralisation entstanden. Diese besteht vor allem darin, daß sich eine Art Komplizität entwickelt hat zwischen den Leitern der Internationale und ihren Beauftragten und einer gewissen Schicht der geleiteten Parteien, die teils aus materiellen und politischen Vorteilen, teils aus Angst, ihren Erwerb oder die Rechte, die sie genießen, zu verlieren oder für nicht genug revolutionär zu gelten, manche auch, weil ihnen der militaristische Drill zusagt, nicht nur alles ausführen, was ihnen von der Obrigkeit befohlen wird, sondern auch das, womit sie nicht einverstanden sein können, und wovon sie wissen, daß auch die

angeblich durch sie vertretene Partei es nicht dulden würde, wenn sie in alles eingeweiht wäre. Eine winzige Schar gibt es, die alles ausführt, weil und insofern es aus Moskau kommt, in der Überzeugung, daß es so sein muß: das sind Elemente, die nie einer Bewegung angehört, keine Ahnung von Weltanschauung und Klassenbewußtsein haben, Produkte des Krieges und Nachkrieges sind, die in der russischen Revolution den militärischen Sieg und nur ihn schätzen und den Leitern der Revolution auch nur als den Siegern und Befehlshabern Verehrung und blinden Gehorsam zollen.

Die Bewegung wird, wie bekannt, ausschließlich aus Moskau geleitet, nicht nur, weil die Geldmittel von dort fließen, sondern auch, weil überall „Vertrauensleute“ hingeschickt werden, die die Befehle Moskaus ausführen, aber selbstverständlich nicht als nur gleichberechtigte Genossen in der ausländischen Bewegung auftreten, um diese durch ihre Erfahrung zu fördern, sondern als „Vertreter“ der Geldgeber und Machthaber. Nun ist es natürlich kein Zufall, daß es unter diesen Leuten keine ernstesten Revolutionäre gibt. Auch hat die Blockade dazu beigetragen, daß man zu einer Zeit, als keine Russen legal ins Ausland gehen konnten, am wenigsten die als Revolutionäre bekannten, zur Leitung der ausländischen Bewegung die am allerwenigsten dazu Befähigten wählte. Hauptsächlich brauchte man Leute, die listig genug waren, um der Polizei im Auslande zu entgehen; das Verhängnisvolle war, daß man sehr bald zu solchen griff, die die List und das Lügen nicht etwa im Kampfe gegen den Zarismus erlernt hatten — wie so mancher Märtyrer der russischen Revolution, der nur unter Überwindung des Abscheus, den die List und Lüge in jedem würdevollen Menschen hervorruft, gelegentlich unter dem Zarismus zur Unwahrheit Zuflucht nahm, sondern ebenso leicht im Auftrage des mächtigen Sinowjew zu lügen bereit waren, wie auf Geheiß irgendeines anderen Brotgebers und — das ist das Charakteristische — den Proletarier und ihre eigenen Parteimitglieder anlogen und beschwindelten.

Der innere Verfall, der sich im äußeren Zersetzungsprozeß aller kommunistischen Parteien widerspiegelt, zeigt ganz deutlich, wohin die Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel geführt hat. Die Anwendung solcher Methoden war es übrigens auch, was zwischen den Leitern der Dritten Internationale und mir eine unüberbrückbare Kluft bildete, deren ich jedenfalls viel später gewahr wurde als sie. Ihnen konnte meine Einstellung zur Arbeiterbewegung, die ihnen auch aus Zimmerwald genügend bekannt war, ja meine ganze Tätig-

keit keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß ich solche Mittel nicht akzeptieren würde. Maßgebend waren für mich dabei nicht nur ethische Gründe, sondern selbstverständlich auch politische und pädagogische. Man kann keine Massenaktion hervorrufen, wenn man die Massen nur als Werkzeug betrachtet und auf sie durch Anwendung von notorisch minderwertigen Mitteln und durch Agenten einwirkt, die nur durch persönliches Interesse, Komplizität und im besten Falle Autoritätsdrill an ihre Brotgeber gebunden sind.

Bei solcher Leitung verlieren die Massen jeden Glauben, jede Zuversicht zu sich selbst und der revolutionären Entwicklung, jede revolutionäre Begeisterung, sie werden aber auch tief demoralisiert, weil das, was ein unter Anstrengung der besten Kräfte der Klasse und jedes einzelnen anzustrebendes Ideal sein soll, zu einem Spiel von Intrigen, zu einer Quelle des Karrierismus wird. Bei solcher Einstellung wird selbstredend die geistige und wissenschaftliche Erziehung der Arbeitermassen ganz und gar vernachlässigt. Die Schriften, die von den offiziellen Instanzen des Kommunismus nach Muster und Befehl Moskaus veröffentlicht und auf autoritativ-bureaukratische Weise verbreitet werden, sind ihrem Inhalt und Ton nach am allerwenigsten geeignet, die Massen aufzuklären. Nicht durch Aufstellung von Thesen, die, wenn sie von den theoretisch gebildeten Marxisten in Moskau aufgestellt werden, eine ganz andere Bedeutung haben müssen, als wenn sie im Auslande von „Agenten“ der Dritten Internationale oder von einheimischen Kommunisten aus Untertanengefühl und Bureaukratismus ohne das geringste Verständnis für ihre Anwendbarkeit auf nichtrussisches Milieu gepredigt werden, können die Arbeitermassen zum revolutionären Kampfe erzogen werden und ebensowenig durch die vulgäre Polemik und die persönlichen Angriffe, von welchen diese angeblich wissenschaftlichen Schriften strotzen. Nicht das sucht eine unterdrückte, der Bildungsmöglichkeit beraubte Klasse! Über die Leitung der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften haben die Arbeiter im eigenen Lande Gelegenheit und Veranlassung genug zu schimpfen, im Buche, das aus Moskau kommt, suchen sie etwas anderes. Stoßen sie aber darauf, daß dieselben Fehler, dieselben Kompromisse auch von denjenigen begangen werden, die die Sozialdemokratie als Verräterin bezeichnen, so ist das Verhängnisvollste geschehen: Der Arbeiter glaubt nicht mehr, was er liest. Entweder entfremdet es ihn der Bewegung, oder aber, was noch schlimmer ist, es bildet sich zwischen ihm und den Führern eine

Art Komplizität, er wiederholt, wovon er überzeugt ist, daß es nicht wahr sei... Ohne revolutionäre Massen macht man keine Revolution, revolutionäre Anschauungen kann man nicht haben, wenn man den Glauben an die Revolution nicht mehr besitzt... Lenin hat in seiner „Kinderkrankheit des Kommunismus“ formuliert, worin die Grundbedingungen der Erhaltung der Disziplin einer proletarischen Partei bestehen, wodurch letztere gestärkt wird: erstens, heißt es, ... durch das Klassenbewußtsein der proletarischen Avantgarde und ihre Hingabe an die Revolution, durch Disziplin, Aufopferung und Heldentum, zweitens durch ihre Fähigkeit, sich mit den breitesten Schichten der werktätigen Massen, vor allem des Proletariats, aber auch der werktätigen nichtproletarischen Massen zu vereinigen, ja bis zu einem gewissen Grade zu verschmelzen. Als dritte Bedingung führt Lenin die entsprechende richtige politische Leitung an, wobei unterstrichen wird, die breitesten Massen müßten auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen von der Richtigkeit ihrer politischen Führung überzeugt sein. Lebt in den von der Kommunistischen Internationale geführten Arbeiterschichten auch nur ein Schein solcher Überzeugung?

Auch kommt es den Leitern dieser Bewegung auf die Massen blutwenig an. Von den Massen wird gelegentlich geschrieben und gesprochen, behandelt werden sie aber nur als ein Werkzeug; die Massen selbst sehen in ihrer nationalen Leitung ein aus Rußland Befehle und Mittel beziehendes Organ. Aus Moskau wird die Strategie durch verantwortungslose Agenten vorgeschrieben, die hinter dem Rücken nicht nur der Massen, sondern der Parteimitglieder selbst manövrieren; wenn dann die blutige Niederlage oder das totale Versagen zum Vorschein kommen, werden von Moskau aus einige Führer desavouiert, die Verantwortung für die eigene Taktik auf sie überwälzt und neue „Führer“ an ihrer Stelle ernannt. Mit einem Male stellt sich dann immer heraus, daß die Betreffenden — gestern noch als allein des Vertrauens der Massen würdig genannt — heute nur „verkappte Sozialdemokraten“, „Sozialpazifisten“ u. a. m. sind. Aus ihren Nachfolgern macht man noch gefügigeres Werkzeug, indem man ihnen die Genugtuung verschafft, die gestern noch allmächtigen Führer beschimpfen, die kleinlichsten Instinkte des Karrierismus und des Untertanengefühls entfesseln und befriedigen zu können. Da wird geredet, ironisiert, geklatscht, gelogen, und alles dies für selbstverständlich gehalten! Die dünne Schicht des Proletariats, die überhaupt in irgendeinem Kontakt mit dem Kommunis-

mus steht, wird in den Klatsch hineingezogen; die anderen, die an der Peripherie, werden abgestoßen. Nichts beeinträchtigt aber die Werbekraft einer revolutionären Partei so sehr, wie der Beweis, daß es in ihren Reihen ebenso zugeht wie in denen der anderen Parteien oder noch viel schlimmer. Für die Schaffung und Entfesselung revolutionärer Stimmungen sind sozialökonomische Verhältnisse ausschlaggebend, für den Beitritt zu einer politischen Partei deren Ansehen; und nichts schädigt das Ansehen einer Partei wie des einzelnen mehr als Lügen und Intrigieren. Mag die Not auch den einzelnen zwingen, Lügen zu dulden, ja eventuell sogar mitzumachen; aber keine Klasse, keine soziale Schicht wird die Lüge freiwillig zu ihrem Kampfmittel erheben können, vor allem die Klasse nicht, deren historische Mission die Umwandlung der gesellschaftlichen Beziehungen ist . . . Wenn noch nicht bewußt, instinktiv wird sie stets von solchen Mitteln Abstand nehmen.

Die Tragödie des zeitgenössischen Sozialismus besteht darin, daß die Zweite Internationale vom Kriegeausbruch an systematisch nicht nur ihr eigenes Werk zerstört, sondern auch durch ihre Entartung all das zertrümmert hat, was durch die weltbefreienden Ideen des Sozialismus in den Massen an Glauben und Zuversicht vorhanden war; die Dritte Internationale hat durch ihre Methoden in den Massen nicht nur den Glauben an die revolutionäre Massenaktion im Keime erstickt, sondern durch den traurigen Anschauungsunterricht, den sie bietet, im Proletariate, im besseren Teile der Menschheit, das Prestige der russischen Revolution aufs schwerste geschädigt und den Glauben an die Befreiung der Menschheit von der kapitalistischen Sklaverei geschwächt.

Als der Verfall der Kommunistischen Internationale noch nicht so augenscheinlich war, versuchten die Naiveren und Ehrlicheren unter den Ausländern, die unbegreiflichen, das Proletariat aufs tiefste schädigenden Vorkommnisse mit der mangelhaften Informiertheit der Führer in Rußland zu erklären. Mit tragischer Einförmigkeit sind sie alle derselben Illusion unterlegen. Sie sind nach Moskau gegangen, um „aufzuklären“, und haben erst allmählich einsehen müssen, daß es sich um ein System handelt; daß es dort nicht darauf ankommt, den wahren Zustand der Verhältnisse zu kennen, und noch weniger, die anderen dies erfahren zu lassen: die Berichte sollen in einem gewissen Sinne abgefaßt sein, die anderslautenden werden als „sozialdemokratisch“ zurückgewiesen, und die ins Ausland entsandten Agenten sind eben dazu da, daß sie das

behaupten und verbreiten, was nicht der Wahrheit, sondern der Fraktionsstrategie der russischen Führer entspricht. Diese sind in der selbstmörderischen Taktik, die sie dem internationalen Proletariat aufzwingen, von einer Überhebung geleitet, die durch den Sieg der russischen Revolution ins Uferlose gestiegen ist.

Die Möglichkeit, die größten Fehler straflos begehen und sie durch tausend Organe in einem verschönenden Lichte darstellen lassen zu können, hat dem ganzen System die Krone aufgesetzt, und gerade bei der Anwendung dieser Mittel ist die Qualität der Urheber zum Vorschein gekommen. Bei Lenin waren diese Mittel wirklich nur Mittel zum Zweck, für ihn waren die Ausführer seiner Dispositionen — die Agenten — keine Mitschuldigen, keine Komplizen, er gebrauchte sie, und sie standen im Dienste einer großen Sache, der man, seiner Anschauung nach, auch mit sonst unzulässigen Mitteln dienen konnte; aber ein jedes von seinen Organen fühlte die Distanz, fühlte, mit wem es zu tun hatte... Diese Distanz existiert zu den heutigen Führern nicht mehr, eine persönliche Komplizität hat sich entwickelt, ein jeder Agent weiß, daß er vor allem seinem Auftraggeber und dessen persönlichem Ehrgeiz zu dienen und dessen Fehler zu vertuschen hat.

Das ist das Ausschlaggebende und zugleich der Grund, weshalb diejenigen, die die Verhältnisse in den leitenden Kreisen der Komintern gut kennen, sich dessen bewußt sind, daß, solange die Leitung des internationalen Kommunismus in den Händen der jetzigen Machthaber liegt, von einer gesunden kommunistischen Bewegung keine Rede sein kann.

*

*

*

1

Als die Kommunistische Internationale unter Sinowjews Leitung zu funktionieren begann, fiel es mir auf, daß wir in den Sitzungen des Komitees, die bei mir stattfanden, und zu denen Sinowjew aus Petersburg zu kommen pflegte, nur rein administrative Fragen behandelten. Gewiß spielten zu jener Zeit auch die äußeren Verhältnisse der Raum für das Bureau, die Verpflegung der Mitarbeiter usw., eine wichtige Rolle; aber daß man politische Fragen gar nicht berührte oder, wenn ich ihre Erörterung vorschlug, sie nur im Vorübergehen streifte, fiel mir doch auf, ebenso wie die Wahl der Mitglieder des Komitees. Neben bewährtesten Mitgliedern der Russischen Kommunistischen Partei waren auch ganz unbekannte, ja

minderwertige Elemente hineingewählt worden, die nie zuvor etwas mit der internationalen, nicht einmal mit der Bewegung überhaupt zu tun gehabt hatten, unwissende, vor der Obrigkeit zitternde Subjekte, von denen auch eins sehr bald von der Bildfläche verschwand und, wie allgemein behauptet wurde, nicht mit leeren Händen. —

In einer Sitzung des Bureaus erklärte Sinowjew, das Zentralkomitee der Russischen Kommunistischen Partei hätte beschlossen, im Anschluß an die Ereignisse in Ungarn Filialen der Kommunistischen Internationale zu gründen, unter anderem auch in der Ukraine. „Dorthin müssen wir ein besonders einflußreiches Mitglied delegieren,“ betonte der Vorsitzende, „wir haben Genossin Balabanoff dafür ausersehen, sie soll unter Beihilfe von Rakowsky und Sadoul das ukrainische Bureau leiten.“

„Warum gerade die Genossin Balabanoff?“ fragte ich ganz mechanisch, ohne der Frage eine große Bedeutung beizumessen, „warum nicht einen anderen Genossen?“ — „Es handelt sich um einen Posten, den man nur einem Genossen mit sehr bekanntem Namen anvertrauen kann, die Tätigkeit, die man aus der Ukraine entfalten kann, ist viel wichtiger als die Bureauarbeit in Moskau . . .“ — „Ich werde mir die Sache überlegen,“ sagte ich, in der Absicht, sie mit Genossen Lenin zu besprechen. Besonders dringend schien mir die Frage nicht, wurde doch die Ausführung aller Beschlüsse damals in die Länge gezogen. Allerdings fiel mir auf, daß Sinowjew in den Sitzungen und auch privatim auf meine Abreise drängte. Als ich gelegentlich diesen Umstand einem alten Bolschewik erwähnte, meinte er: „Glauben Sie nicht, daß Sinowjew Sie los sein will?“ Einen psychologischen Fingerzeig zur Erfassung der Sachlage bekam ich bald danach von einem russischen Mitglied des Exekutiv-Bureaus. Als der Betreffende eines Tages anläßlich einer Sitzung des Bureaus zu mir kam und wir plaudernd auf die anderen Mitglieder warteten, erzählte ich ihm scherzend, was mir der erwähnte Genosse gesagt hatte. „Ja, Angelica,“ meinte er mit einem Lächeln, in dem auch Wehmut lag, „Sie haben eben den großen Fehler oder die große Eigenschaft — wie man es nehmen will —, daß Sie alle Mitglieder der Internationale persönlich kennen und mit denjenigen, die Sie persönlich für minderwertig halten, auch nicht politisch arbeiten wollen.“ Mir leuchtete die Erklärung ein, auch entsprach sie im großen und ganzen meiner Einstellung. Hätten diejenigen, die mich loswerden wollten, mit mir ebenso offen gesprochen, ohne zu Intrigen und Kniffen zu greifen, die man im alten Regime anzuwenden

pflegte, wenn man sich nicht getraute, einen „Beamten“ zu versetzen, was wäre nicht alles vermieden worden! Daß man dazu keinen Mut fand und organisatorische Vereinbarungen unter Genossen auf das Niveau des Bürokratismus und des Intrigantentums brachte, das war das Bezeichnende.

Als ich Lenin unter vier Augen um Rat fragte, ohne selbstverständlich den persönlichen Hintergrund der Angelegenheit anzuzeigen, sagte er: „Ich würde Ihnen entschieden raten, in die Ukraine zu gehen. Von dort aus können Sie Ihre internationale Tätigkeit erfolgreicher entfalten, auch handelt es sich vor allem darum, das Donezbassin zu retten.“ Er deutete auf die Karte der Ukraine hin, und hob die Bedeutung, die die Verfügung über das Donezbassin, das damals durch Denikin bedroht war, für den Bestand der Sowjetrepublik hatte, hervor. „Auch ist nicht gesagt,“ meinte er, „daß die besten Genossen sämtlich in Moskau bleiben müssen, gerade in der Ukraine entscheidet sich unser Schicksal.“ —

In der Ukraine harnte meiner eine vielseitige Tätigkeit. Ich trat Rakowsky im Kommissariat des Äußern, nahm somit an den Arbeiten der Regierung teil, leitete das Internationale Bureau und beschäftigte mich agitatorisch. Sekretärin der Internationale zu sein und Angelica Balabanoff zu heißen, bedeutete dazumal unbeschränkte Macht, von der ich nur insofern Gebrauch machte, als manche Formalitäten, deren Erfüllung den anderen unendliche Scherereien verursachte, für mich entweder nicht galten oder sofort erledigt wurden. Nie bin ich in Rußland außerhalb der Kommunistischen Internationale auf die kleinste Sabotage gestoßen, auf keinem Gebiete, weder bei den obersten Sowjetinstanzen noch bei den Verrichtern der materiellsten und nebensächlichsten Arbeit. Dagegen habe ich erst in Rußland kennengelernt, was persönlicher Einfluß, was ein Name bedeuten kann. Nun handelte es sich damals allerdings fast ausnahmslos um wirklich überzeugte Mitarbeiter, bei deren Einschätzung die persönliche Ergebenheit für die Sache nicht weniger bestimmend war als die Hierarchie. Als ich eines Tages einen Chauffeur fragte, wie es komme, daß ich nie auf ein Auto warten müsse, während es für andere ein Qual war, sich eines zu verschaffen, antwortete er mir: „Genossin Balabanoff, Sie arbeiten mehr als ich selbst. Morgens hole ich Sie ab, spätabends bringe ich Sie von den Versammlungen nach Hause, für wen sollten wir denn arbeiten, wenn nicht für Sie...?“ In der Ukraine waren dazumal die Verhältnisse in bezug auf Organisation und

Pünktlichkeit viel rückständiger als in Moskau, aber auch dort klappte alles in meinem Ressort. Bis zu der Evakuierung von Kiew (1920) war es mir gelungen, eine fieberhafte Tätigkeit in der Ukraine zu entfalten. In einem kleinen Landhause in Kiew befand sich das Sekretariat der Internationale, vielmehr ihr politischer Teil, dort wohnte ich mit einigen meiner Mitarbeiter. Im Frühling 1919 mußten wir Kiew verlassen, die Weißen waren in unmittelbare Nähe gerückt. Ein paar Tage, nachdem ich mit meinen Mitarbeitern und Rakowskys Frau Kiew verlassen hatte, rückten sie ein... Rakowsky blieb bis zum letzten Moment in Kiew. Um so mehr wunderte ich mich, als ich merkte, daß man ihn in Moskau als einen „Besiegten“ behandelte, d. h. von oben herab. Ich konnte es nicht fassen, daß eine revolutionäre Regierung einen treuen, tapferen Mitstreiter die militärische Übermacht des Gegners büßen lassen könne. — Ich begab mich zu Lenin, um die Ungerechtigkeit dieses Vorgehens und die großen Verdienste Rakowskys hervorzuheben. Auch damals handelte es sich — wie später im „Fall Trotzki“ — um die Einstellung, die die Bolschewiki allen gewesenen Menschewiki gegenüber haben; deren Fähigkeiten und Schwächen auszunutzen, solange man sie brauchen kann, um sich dann bei der ersten Gelegenheit ihrer zu entledigen. Rakowsky hat sich den Bolschewiki sehr bald und sehr gründlich angepaßt, und zwar glaube ich, daß seine politische Einstellung sich nicht geändert, sondern daß er den Militarismus und die Terminologie des Bolschewismus sehr gründlich in sich aufgenommen hat. Bei ihm, wie bei Trotzki und noch einigen der Revolution und dem Bolschewismus wirklich ergebenden, ehemaligen Menschewiki hat mich die Art und Weise, wie sie, nachdem sie zur Macht gelangt waren, ihre gewesenen Mitarbeiter, ja Schüler und Nachfolger, behandelt haben, stets unsympathisch berührt. Gewiß, wenn die Interessen der Revolution es erheischen, soll man auch den gestrigen Gesinnungsgenossen gegenüber keine Rücksicht walten lassen, aber nicht, um Popularität, nicht, um den Applaus der Massen auf Kosten der besieigten Gesinnungsgenossen oder der eigenen Vergangenheit zu gewinnen.

Selbst so tapfere Menschen, wie Trotzki und Rakowsky, haben diese Tapferkeit nicht aufgebracht...

Als ich nach Moskau zurückkam, fand ich in der Kommunistischen Internationale so manches verändert, ohne daß ich den Ursachen auf den Grund gekommen wäre. Vor meiner Abreise hatte mich Sinowjew gefragt, was ich dazu sagen würde, wenn man in meiner Abwesen-

heit den gewesenen Vertreter der Sowjetrepublik in der Schweiz beauftragen würde, mich in Moskau zu ersetzen. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, im Gegenteil. Der Betreffende war lungenkrank, nervös, über den Verlust seines repräsentativen Amtes enttäuscht, die Interimsernennung konnte ihm eine Kompensation bieten, ohne Ansprüche an seine physischen Kräfte zu stellen. Als ich nach Moskau zurückkam, merkte ich sehr bald, daß meine Rückkehr gerade meinem Ersatzmann nicht angenehm war, und daß man vieles hinter meinem Rücken getan hatte und zu tun fortsetzte. Um das zustande zu bringen, hatte man ein sogenanntes kleines Komitee ernannt, dessen Mitglieder die Beschlüsse des Zentralkomitees der russischen Partei auszuführen hatten, wozu man selbstverständlich keine erprobten, qualifizierten Revolutionäre wählte, sondern umgekehrt blinde, eher militärisch gedrillte Werkzeuge. Ohne die Situation ganz zu durchschauen, wurde ich sehr bald gewahr, daß ich keine nützliche Tätigkeit im Sekretariat der Kommunistischen Internationale ausüben konnte, und beschloß, meine Zeit lieber zu einer Agitationsreise zu verwenden. Das Zentralkomitee nahm meinen Vorschlag sofort an. Inzwischen hatte sich jedoch auch für Moskau die äußere Lage zugespitzt, die Weißen waren bis nach Orel gedrungen. Die ganze Russische Kommunistische Partei wurde mobilisiert, auch die nicht militärpflichtigen Mitglieder, und vor allem die Spitzen der Partei. Moskau, die rote Hauptstadt, war unmittelbar bedroht, da galt es eine Riesenpropaganda zu entfalten. Eine „Parteiwoche“ wurde veranstaltet zur Gewinnung neuer Mitglieder. Vier, fünf, ja sechs Versammlungen pflegte ich mitunter täglich abzuhalten. Die unglaublichste Ausdauer verlieh uns allen das Bewußtsein der der Revolution unmittelbar drohenden Gefahr. Selbstverständlich schwand in mir jede Lust, Moskau in jenen Tagen zu verlassen, und ich schrieb an das Zentralkomitee der Partei, man möge mich der Agitationsreise entheben. Zu meinem Staunen erhielt ich die Mitteilung, das Zentralkomitee habe verfügt, ich möge sofort nach Beendigung der Parteiwoche in ein Sanatorium gehen. Ich schrieb an das Zentralkomitee, ich fühlte mich weder krank noch alt, vor allem aber nicht arbeitsunfähig genug, um einen Urlaub anzunehmen. Fast zwanzig Jahre lang war ich in der Bewegung tätig gewesen, ganz selbständig, ohne daß es mir je eingefallen wäre, Ferien zu nehmen. Urlaub? Wovon, von der eigenen Sache? und noch dazu in Rußland zu solcher Zeit? Ich dankte für die Besorgnis und bat, mir eine Arbeit

zuzuweisen, die mir die Möglichkeit geben würde, meine ganze Kraft in den Dienst der Bewegung zu stellen.

*

*

*

Nach einigen Wochen, als die Gefahr bereits überwunden war, sagte mir der damalige Sekretär der Partei, der jetzige Vertreter der Sowjetrepublik in Berlin, Krestinsky, das Zentralkomitee hätte beschlossen, mich auf eine Agitationstour nach Turkistan zu schicken. Die Wahl des Ortes wunderte mich, worauf der Parteisekretär erwiderte: „Ja, gerade dorthin müssen wir eine Kapazität mit einem Namen schicken.“ — „Aber was hat der Name, den ich mir durch meine Tätigkeit in Westeuropa erworben hatte, mit Turkistan zu tun? Ich bin doch keine Primadonna — die dortige Bevölkerung braucht geeignetere Kräfte...“ Zu jener Zeit verfügte Rußland über einen Agitationsapparat wie kein anderes Land; nur eine Partei, die die Macht innehat, kann so Großartiges leisten. Die Züge, die Agitation und Agitatoren bis in die entferntesten Ortschaften Rußlands streuten, konnten als Symbol für die Lage des Landes und für die subjektive Einstellung der damaligen Sowjetkreise dienen. Von der äußeren Blockade und der Sabotage im Lande selbst zu den größten Entbehrungen gezwungen, besaß das Land, das einer Wüste glich, einzelne Oasen, in denen Zweige der Kultur zur größten Entfaltung kamen. Die besten Kräfte konzentrierten sich darauf. So war es mit der geistigen Nahrung, der Propaganda, die man den Volksmassen trotz aller Schwierigkeiten zuführen wollte. Tausende von Lokomotiven „lagen darnieder“, nicht selten konnte auch das so mühsam auf dem Lande gesammelte, sehnsuchtsvoll in der Stadt erwartete Getreide nicht befördert werden aus Mangel an Eisenbahnmateriale, aber für die Propaganda wurden unter unsäglichen Opfern wunderschöne Züge zusammengestellt; schon ihr Äußeres sollte die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich lenken: revolutionäre Losungen in Schrift und Symbol, heitere verheißungsvolle Worte, bunte Fahnen... Aber noch mehr als die äußere Ausstattung deutete die innere Einrichtung dieser Züge auf ihren Zweck hin. Ein jeder enthielt eine Druckerei — während der Reise sollte eine Tageszeitung erscheinen —, einen Radioapparat, einen Kinematographen, eine reichhaltige Bibliothek. Der Zug sollte in allen einigermaßen bedeutenden Orten stehenbleiben, alles, was er enthielt, sollte der Bevölkerung vorgeführt werden. Noch eine andere Mission hatte der

Propagandazug. Er enthielt je zwei Vertreter eines jeden Kommissariates, die der Bevölkerung Anschauungsunterricht erteilen sollten in der Handhabung der Sowjetdekrete. Zu gleicher Zeit sollten sie die betreffenden Institutionen kontrollieren. Jeder Propagandazug enthielt auch eine Beschwerdeinstanz. Das Hauptgewicht lag auf der mündlichen Propaganda, was in Anbetracht der großen Zahl der Analphabeten natürlich war. Diese Arbeit hätte ich in dem Turkistaner Zuge leisten sollen. An und für sich hatte eine Propagandatätigkeit für mich eine große Anziehungskraft, weil sie mir die Gelegenheit gab, nicht nur der Sowjetrepublik und dem Kommunismus nützlich zu sein, sondern auch die Bevölkerung, ihre spontane Stimmung kennenzulernen. Auch verdanke ich Agitationsreisen, die ich später in Südrußland und im Wolgagebiet gemacht habe, sehr viel. Aber gerade in den Turkistan?

Inzwischen fanden die Vorbereitungssitzungen auf meinem Zimmer statt. Die für die Reise bestimmten Vertreter der Kommissariate legten uns die Referate vor, die sie in den einzelnen Ortschaften halten würden, bei welcher Gelegenheit ich manchen Einblick in das administrative Leben Sowjetrußlands gewann. Die Vorbereitungen waren kompliziert. Die Reise mußte immer wieder verschoben werden. Immer öfter bekam ich von Freunden und Genossen zu hören, meine Reise sei beschlossen worden, um mich loszuwerden. Ich ging nicht im geringsten darauf ein. Nicht mehr überzeugend war für mich der Einwand, ich würde die Reise nicht überstehen, monatelang im Eisenbahnwagen zu leben, Tag und Nacht arbeiten und mich der Ansteckungsgefahr, die unter den damaligen Verhältnissen nicht gering war, auszusetzen: die Genossen meinten, mein persönliches Risiko stünde in keinem Verhältnis zum Nutzen, den die Bevölkerung des Turkistan aus meiner Reise ziehen könnte. Nachträglich erfuhr ich, daß ein sehr angesehenes Mitglied der Partei sogar schriftlich Lenin seine Empörung darüber geäußert hatte, daß man, um mich beiseite zu schieben, mein Leben gefährdete. Die Angelegenheit vom Standpunkt meiner persönlichen Sicherheit zu bedenken, wäre mir selbst gar nicht beigestanden, weil ich mich für viel widerstandsfähiger halte, als ich scheine, und überdies physische Gefahr als eine selbstverständliche Begleiterscheinung einer jeden Tätigkeit, in der man ganz aufgeht, betrachte. Inzwischen begann die Blockade, die jahrelang Rußland von ganz Europa hermetisch abgeschlossen hatte, sich zu lockern. Es lag auf der Hand, daß gerade die Sozialisten der verschiedenen

Länder die Gelegenheit benutzen würden, um ins Land der Revolution zu kommen. Mein heißester Wunsch sollte endlich erfüllt werden: Das heilige, gemarterte, verleumdete, große Land der Revolution konnte von denjenigen, die im Ausland sein Werk unterstützen und im Ausland weiterführen sollten, betreten werden... Ein neues Leben schien für uns alle zu beginnen... In diesem Zusammenhang machten mich einige Genossen darauf aufmerksam, daß meine Abreise nach Turkistan nun erst recht jede Berechtigung verlor. „Wenn Sie abwesend gewesen wären, hätte man Sie ganz gewiß nach Moskau zurückkommen lassen,“ meinten sie, „ist es nicht zwecklos, gerade jetzt so weit fortzureisen?“ Da mir trotz allem, was in meiner Umgebung geschah und mir gesagt wurde, doch noch immer nicht einleuchten wollte, daß die Reise wirklich nur dem Zweck dienen sollte, mich aus Moskau zu entfernen, fand ich es für das allerzweckmäßigste, die Angelegenheit in der Sitzung des Exekutivkomitees, die diesmal in Petersburg stattfand, zur Sprache zu bringen. Erst nachdem ich mich zu Worte gemeldet hatte, wurde mir das Spiel der Intrigen klar. Noch hatte ich meine Rede nicht zu Ende gebracht, als Sinowjew nach rechts und links Zettel zu schreiben begann: unter den Anwesenden wurden die Rollen verteilt. Er wollte, wie gewöhnlich, im Schatten bleiben, die Einwände sollten von anderer Seite gemacht werden. Da erwiderte ich auf diese, mich an den Vorsitzenden des Exekutivkomitees wendend: „Gibt es wirklich einen plausiblen Grund, weshalb ich gerade jetzt tausende Kilometer weit von Moskau fortgehen muß? Gerade jetzt, wo die Genossen aus Italien und England kommen sollen?“

„Ja,“ sagte der Befragte, „die Reise in den Orient ist äußerst wichtig.“ — „Warum eigentlich? Ich habe nie etwas gehört über das Ziel meiner Reise, über die Befugnisse.“ — „Ja, das werden Sie in Moskau erfahren.“ — „In Moskau? Hat es nicht immer geheißen, das Exekutivkomitee habe das zu beschließen? Ich sehe keine Veranlassung, jetzt in den Osten zu gehen; wenn ich einen Einfluß ausgeübt habe, so war es doch im Westen. Für die westeuropäischen Parteien kann ich etwas bedeuten, nicht aber im Osten, wo man mich weder kennt noch verstehen wird. Für die westeuropäischen Arbeiter gibt es gegenwärtig nur zwei Namen, zwei Symbole, die bei ihnen heiße Verehrung, ja große Opferbereitschaft hervorrufen und sie zur Tat anspornen können: Das sind die Namen Lenin und Trotzki. Mein Name hingegen gehört zu denjenigen, die im Proletariat die Erinnerung an einen Menschen wachrufen, der jahr-

zehntelang in ihren Reihen gekämpft hat und sich selbst treu geblieben ist, weshalb in entscheidenden Momenten meine Stellungnahme die Arbeiterschaft beeinflussen, ermutigen könnte.“ Daß ich behauptete, in Rußland gebe es nur zwei Namen, für die das Weltproletariat imstande sei, ins Feuer zu gehen, und nicht Sinowjew zuliebe wenigstens von dreien gesprochen hatte, besiegelte mein „Schicksal“. Äußerst nervös, immer weiter Zettel an seine Gefolgschaft schreibend, sagte Sinowjew: „Also gut. Wir besprechen die Frage in der morgigen Nachmittagssitzung.“ Kurz darauf wurde ich ans interurbane Telefon gerufen. Die Kronstädter Genossen hatten von meiner Anwesenheit in Petersburg erfahren und baten mich dringend, bei einem Meeting in Kronstadt mit dem Präsidenten des Allrussischen Exekutivkomitees, Kalinin, mitzuwirken. „Recht gerne“, sagte ich, „wenn ich nur sicher wäre, zu der Sitzung des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale zurück nach Petersburg kommen zu können.“ — „Ja, wir werden alles tun, um Sie nach Petersburg zurückzubefördern.“ — „Bitte, ich sage euch morgen früh definitiven Bescheid. Ich frage Genossen Sinowjew, auf welche Zeit die Sitzung einberufen wird und werde mein möglichstes tun.“ Schon waren meine Gedanken bei dem abzuhalten- den Meeting. Der Vergleich zwischen der politischen Lage, in der sich Kronstadt befand, als ich zum letztenmal, vor der Oktoberrevolution, dort gewesen war, versetzte mich in eine besonders gute Laune. „Bitte, Genosse Sinowjew, glauben Sie, daß ich es riskieren kann, morgen vormittag nach Kronstadt zu gehen, werde ich nicht zu spät in die Sitzung der Exekutive kommen?“ — „Zu spät? Die Versammlung wird um elf Uhr stattfinden, unsere Sitzung beginnt um fünf Uhr nachmittags. Selbstverständlich werden Sie früh genug eintreffen.“ Zur gleichen Zeit wurde ich aufgefordert, auf einer feierlichen Versammlung im Smolny zu sprechen. Frauen, die der Partei nicht nur nicht angehörten, sondern als entrechtete Angehörige der ehemals privilegierten Kreise ihr sogar feindlich gesinnt waren, sollte die Notwendigkeit klargelegt werden, mit allen Kräften, ja, ungeachtet eines jeden Opfers, Sowjetrußland verteidigen zu helfen. Eine alte Bolschewistin bat mich besonders dringend, das Referat zu übernehmen. „Es ist das erstemal, daß wir es wagen, eine derartige Frauenversammlung zu veranstalten, uns ist ganz besonders daran gelegen, daß gerade Sie in ihr sprechen.“

Am nächsten Morgen schneite es ganz unheimlich. Wie konnte ich sicher sein, rechtzeitig nach Petersburg zurückzukommen? „Es

findet eine Sitzung statt, an der ich ganz bestimmt teilnehmen muß,“ sagte ich den Kronstädter Genossen, als sie mich nochmals baten, „ich könnte mein Fernbleiben gar nicht verantworten. Da ihr keine materielle Sicherheit habt, mich zur Sitzung rechtzeitig zurückzubefördern, bitte ich euch, auf meine Rede zu verzichten. Eher komme ich aus Moskau einmal ganz speziell zu euch hinüber.“ Da ich nun die Reise nach Kronstadt aufgegeben hatte, konnte ich mich der Petersburger Frauenorganisation zur Verfügung stellen. Die Rede, die ich bei dieser Gelegenheit hielt, und der Eindruck, den sie hervorrief, sind aus verschiedenen psychologischen Gründen weder für mich noch für meine Zuhörerinnen spurlos vergessen...

Smolny war ehemals ein Institut für höhere Töchter, wo man zum Parasitentum, zum Konventionalismus erzogen wurde; auch ich war seinerzeit in einem gleichen Institut aufgewachsen. Die Gegenüberstellung von dem, was ich hätte werden sollen, wenn mich die revolutionäre Weltanschauung nicht aus jenem Milieu herausgerissen, meinem Dasein Berechtigung und Zweck verliehen, mir nicht die Möglichkeit gegeben hätte, mit einem großen russischen Denker zu sprechen: „Nicht unnütz das Leben zu durchleben,“ und dem, was ich geworden war, erfüllte mich mit jener inneren Begeisterung, die sich den Zuhörern — seien sie noch so anders empfindend — mitteilt. In meiner Rede gestaltete sich der innerlich erlebte Vergleich zwischen der persönlichen Vergangenheit und Zukunft zu einem Vergleich zwischen dem früheren und dem damaligen Rußland...

Ich weiß nicht, ob es mir oft gelungen ist, so viele psychologische Widerstände zu überwinden als gerade durch jene Rede. Die meisten Zuhörerinnen waren haßerfüllt oder indifferent in die Versammlung gekommen. „Was wird uns diese Vertreterin der bolschewistischen Clique noch vorerzählen? Würde sie nur mal in unserer Haut gesteckt haben,“ werden die meisten gedacht haben, die notgedrungen oder aus Neugierde oder vielleicht in der Hoffnung auf irgendein Versprechen materieller Erleichterung — damals litt gerade die Petersburger Bevölkerung unbeschreibliche Entbehrungen — in die Versammlung gekommen waren... Zu jener Zeit verursachte mir jede Rede große physische Schmerzen. Es war nicht nur der Hunger, der mich quälte, sondern mein ganzer Organismus schien zu rebellieren gegen die Anforderungen, die ich an ihn stellte, ohne seine elementarsten Ansprüche befriedigen zu können. Die Schmerzen waren um so rasender, als ich lange gesprochen hatte

und meine Rede, wie gewöhnlich, ebenso intensiv erlebt hatte wie meine Zuhörer. Als sie zu Ende war und ein überwältigender Applaus die Zustimmung zu meinen Ausführungen bekundete, konnte ich mich nicht aus dem Saal entfernen: Es war, zu jener Zeit besonders, Gepflogenheit in Rußland, dem Redner schriftlich Fragen vorzulegen, Einwände zu machen. Auch ich mußte warten, um eventuelle Fragen zu beantworten. Tausende strahlender Augen umgaben mich, ich hatte aber nur einen persönlichen Wunsch, für ein paar Minuten allein zu bleiben, um meine Schmerzen auf irgendeine Weise zu lindern.

Nicht den heißen Schweiß der Anstrengung, sondern den kalten der unerträglichen physischen Qualen wischte ich mir von der Stirne...

Erst, als ich alle Zettel durchgesehen hatte, die alle nur Zustimmung bekundeten, verließ ich den Saal. Zwei Genossinnen boten mir den Arm. „Genossin,“ sagte mir die Vorsitzende der Versammlung, „die Zettel, die man heute an Sie gerichtet hat, gehören ins Museum der Revolution.“ — In dem einen hieß es: „Als meine Tochter beschloß, mit der roten Armee an die Front zu gehen, habe ich sie verflucht, jetzt, wo ich Sie, Genossin Balabanoff, gehört habe, verstehe und segne ich sie...“ Die andere schrieb: „Wenn das der Kommunismus ist, segne ich die Entbehrungen und Leiden... die die Revolution mir und meiner Familie verursacht,“ und dergleichen mehr...

Ich war zu krank, um mich ins Hotel zu begeben, und wollte den Beginn der Exekutivkomiteesitzung im Smolny abwarten. Im Korridor sah ich sämtliche Mitglieder des Exekutivkomitees. Es stellte sich jedoch zu meiner größten Überraschung heraus, daß der Vorsitzende die Sitzung auf einen viel früheren Zeitpunkt einberufen hatte; mir hatte er gesagt: sie werde um fünf Uhr stattfinden, in Wirklichkeit war aber um drei Uhr die Frage, die mich anging, schon entschieden worden, und zwar sollte ich nach Turkistan gehen. Ich erklärte, daß ich weitere Schritte bei den Parteiinstanzen machen, mich diesem Beschluß nicht fügen werde. Einige Tage später erfuhr ich wieder mal zufällig, daß eine Sitzung des Exekutivkomitees stattfand, ohne daß ich, Sekretärin der Internationale, etwas davon wußte! In der Annahme, es handle sich um ein „Mißverständnis“, begab ich mich zur Sitzung. Als sie zu Ende war, näherte ich mich dem Vorsitzenden, den ich unter anderem fragte, was das Zentralkomitee in Angelegenheit meiner Reise beschlossen hätte. „Ihre Reise? Ja, das

Zentralkomitee hat beschlossen, von ihr Abstand zu nehmen, aber Sie werden Ihres Amtes als Sekretärin der Kommunistischen Internationale enthoben. Hat Trotzki die Angelegenheit noch nicht mit Ihnen besprochen? Er ist hierzu beauftragt worden. Sprechen Sie mit Trotzki.“ Diese feige Berufung auf einen Dritten rief in mir solchen Ekel hervor, daß ich über ihn den ersten Teil der Mitteilung ganz gleichgültig aufnahm. Diese Weisung beleuchtete ein ganzes System: nicht den Mut haben, eine Verantwortung zu übernehmen, immer auf Umwegen, durch dritte Personen, durch kleine und große Lügen! Was hatte Trotzki mit der ganzen Angelegenheit zu tun? Man hatte sich nur auf ihn berufen, um einer unangenehmen, sofortigen Erörterung auszuweichen. Selbstverständlich fiel es mir nicht ein, mit Trotzki die Angelegenheit in diesem Zusammenhang zu besprechen, der psychologische Hintergrund der Affäre war mir jetzt klar . . .

*

*

*

Einige Tage später kehrte Radek aus seiner Gefängnishaft in Berlin nach Moskau zurück. Er war über meine Kaltstellung empört, vor allem, weil er wußte, wie sich die westeuropäischen Parteien zu mir stellten, und weil er zu jener Zeit überhaupt gegen die Selbstherrschaft des Vorsitzenden der Kommunistischen Internationale aufgebracht war. Da er dazumal über einen gewissen Einfluß in den leitenden Kreisen der Partei verfügte, benutzte er auch eine Krankheit Sinowjews, um so manches durchzuführen, was sich in dessen Gegenwart nicht hätte durchführen lassen. Vom ersten Tage seiner Ernennung ins Exekutivkomitee hatte er nämlich alle Aufrufe mit seinem Namen unterschrieben. Seit Radeks Beschwerde wurde dieser Unfug eingeschränkt. Eigentlich aber handelte es sich hierbei nur um etwas ganz Äußerliches; denn wie die Aufrufe auch unterschrieben sein mochten, verfaßt wurden sie ausschließlich von Sinowjew. Keiner seiner Mitarbeiter wurde irgendwie hinzugezogen oder befragt. Ich erfuhr regelmäßig erst aus der Zeitung in Moskau, was Sinowjew in Petersburg im Namen einer Institution veröffentlichte, zu deren Sekretärin ich am Tage ihrer Gründung ernannt worden war.

*

*

*

„Wie geht es Ihnen, Genossin Balabanoff, ich habe gehört, Sie seien nicht wohl,“ hörte ich eine mir unbekannte Stimme im Telefon. — „Wer spricht, bitte?“ — „Ich, Sinowjew, ich hatte die Absicht, Sie zu besuchen... Übrigens hat das Zentralkomitee beschlossen, Sie sollen Ihre Arbeit im Exekutivkomitee wieder aufnehmen. Rakowsky ist beauftragt worden, mit Ihnen zu sprechen...“ Dieselben Gefühle, die in mir die erste Mitteilung hervorrief und der Hinweis auf Trotzki, rief auch die zweite mit dem Hinweis auf Rakowsky hervor. Immer dieselben Auswege und Beeinflussungen durch persönliche Sympathie und Freundschaft statt sachlicher Erörterung!

Direkt widerlich aber war der Umstand, daß Sinowjew, zu dem ich keinerlei persönliche Beziehungen hatte, sich mit einemmal so um meine Gesundheit kümmerte, mich besuchen wollte...

Es stellte sich heraus, daß das Zentralkomitee einstimmig den Beschluß meiner Enthebung revidiert hatte, und durch meine Wiederernennung zum Mitglied des Exekutivkomitees widerrufen ließ. Das war ein Kompromiß, durch den das Exekutivkomitee, dem ich von nun an als Mitglied, nicht als Sekretär angehören sollte, meinen Namen und meine Mitverantwortlichkeit behalten konnte, ich aber des Einblickes in die inneren Angelegenheiten noch mehr als früher beraubt war und dem Sinowjew schon deshalb nicht im Wege stand. Zur gleichen Zeit wurde mir eine leitende Stellung in einem Bildungsamt für die rote Armee vorgeschlagen, in welches man systematisch alle diejenigen Kommunisten steckte, denen man Kompensationen schaffen wollte. Den zweiten Vorschlag wies ich zurück, weil mir das Wesen dieser „Kompensationen“ antipathisch war. Was das Exekutivkomitee anbetraf, erklärte ich, jedoch ohne irgendwelche Illusion auf fruchtbare Mitarbeit, mich den Beschlüssen des Zentralkomitees im großen und ganzen zu unterwerfen. Was ich aber ganz entschieden zurückwies, war der Vorschlag, daß ich als „Korrespondent“ der Internationale aus Italien am Exekutivkomitee beteiligt sein sollte. „Wir haben es uns etwa so gedacht, wie es in der Ersten Internationale gehandhabt wurde: die einzelnen Mitglieder waren Korrespondenten, Vertreter der einzelnen Länder,“ wurde mir wieder mal privatim durch einen Freund mitgeteilt. — „Meinerseits kann keine Rede davon sein,“ erwiderte ich, „nie und nimmer werde ich eine Partei vertreten, mit der ich nicht in direktem Kontakt stehe, von der ich keine Direktiven erhalten und mit der ich somit nicht die

Verantwortung teilen kann.“ Dieser Standpunkt, auf dem ich nicht weniger aus politischen als aus moralischen Rücksichten beharrte, hatte mich davon abgehalten, trotz der Mandate, die mir die italienische Partei gerade in jener Zeit übertragen hatte, je etwas für sie zu unterschreiben, ein Votum abzugeben, das sie zu irgend etwas verpflichten konnte. Erst später bin ich darauf gekommen, in welche Lage die italienische Partei und ich gekommen wären, wenn ich den Vorschlag angenommen hätte. Als Mitglied der Russischen Kommunistischen Partei wäre ich gezwungen worden, in den Fragen, die die italienische Bewegung betrafen, mich den Beschlüssen der russischen Partei zu unterwerfen und sie hierdurch nicht nur zu den meinigen, sondern direkt zu denjenigen der italienischen Partei zu machen.

Westeuropäische Sozialisten in Rußland.

Die Ausländer, die als Erste nach Sowjetrußland kamen, waren Mitglieder einer englischen Studienkommission. Ihr gehörten Clifford, Allen, Turner, Williams, Tom Shaw, Frau Snowden, Margaret Bondfield und Bertrand Russell an, die die englische Labour Party nach Rußland delegiert hatte, um zu erfahren, was eigentlich dort vorging und inwieweit die Kampagne, die die bürgerliche Presse der ganzen Welt gegen Rußland führte, auf Tatsachen beruhe. Eine ganz andere Einstellung hatten Mitglieder einer zweiten Kommission, der italienischen. Nicht um die Richtigkeit der Gerüchte zu kontrollieren, gegen deren vom Klassenhaß getragene Tendenz die italienischen Sozialisten lange vorher leidenschaftlich aufgetreten waren, waren Serrati, Bombacci, Pavirani, Vacirca, ja sogar die rechtsstehendsten Reformisten, wie d'Aragona, Graziadei und Bianchi, nach Rußland gekommen, sondern nur, um zu lernen, um angesichts der heldenhaften Ausdauer des hungernden und frierenden russischen Volkes Abbitte zu leisten für die Passivität der Proletarier anderer Länder, und um vor den russischen Volksmassen und vor sich selbst das Gelübde zu tun: daß sie die Solidarität der italienischen Massen den russischen gegenüber noch verstärken wollten. In die Kommission hineingewählt, die die Engländer empfangen sollte, begab ich mich nach Petersburg, um ihnen eine entsprechende Wohnung vorzubereiten. Auch gelang es mir, ihnen ein sauberes, liches, luftiges Haus zu verschaffen, das ehemals einer aristokratischen Familie gehört hatte. Obwohl zu jener Zeit die Lebensmittelfrage äußerst brennend war und ihre Lösung bei einer jeden ähnlichen Gelegenheit die besten Köpfe beschäftigte und die kostbarste Zeit beanspruchte, so betrachtete ich sie für ganz nebensächlich. Die Gäste waren keine ausgehungerten Proletarier, eine kurze Zeit hätten sie schon mit einem durch die Blockade aufgezwungenen Hungerregime vorliebnehmen können, unter dem Millionen von Russen seit Jahren ent-

behrten und litten ... Als dann mit der Zeit andere Ausländer nach Sowjetrußland kamen, und sie mit allerlei Privilegien und Leckerbissen überschüttet wurden, sah ich ein, wie ich mit meiner Auffassung von proletarischer Gastfreundschaft in einem hungernden Lande allein dand. „Wir sind keine Commis voyageurs, die ihre Ware aufdrängen; auch ist nie behauptet worden, daß man die Freiheit, zumal die soziale Freiheit, ohne Leiden erkämpfen kann. Wenn die westeuropäischen Arbeiter sie mit weniger Opfern erringen können, um so besser, zu verheimlichen hat ihnen das revolutionäre Rußland nichts.“ Diesen Standpunkt habe ich stets vertreten und vom ersten Moment der Ankunft von Westeuropäern in Rußland beobachtet und auch, soweit es von mir abhing, beobachten lassen. Nichts hat mich so verletzt wie der Verdacht ausländischer Sozialisten, man wolle ihnen etwas verheimlichen.

Auch während des Besuches der englischen Delegierten habe ich die Subjektivität der menschlichen Eindrücke beobachten können. Obwohl es unter den Besuchern solche gab, die in der Arbeiterbewegung zu der äußersten Rechten gehörten, hat in ihnen, insofern sie proletarischer Herkunft waren, der proletarische Instinkt über die theoretischen Bedenken die Oberhand gewonnen; sie waren im großen und ganzen Sowjetrußland gegenüber nicht feindlich gestimmt, sie verstanden das Heldenhafte, Erhabene, Verheißungsvolle der Leiden für die Befreiungsidee zu würdigen. Zu diesen gehörten Tom Shaw und Ben Turner. Manchen unter ihnen, wie Clifford, Allen und sogar Wallhead, hat der Anblick des damaligen Rußland dem Kommunismus ziemlich nahegebracht, auch sie sind durch die Demagogie der Leiter der Kommunistischen Internationale ihm wieder entfremdet worden. Zu den Mitgliedern der Delegation, die Sowjetrußland vom ersten Augenblick an feindlich gegenüberstanden, ja mit feindseligen Vorurteilen aus England herüberkamen, gehörte Frau Snowden. Sie hatte zu all dem, was sie in Rußland sah und zu erfahren suchte, eine Klasseneinstellung; nicht was die Revolution den arbeitenden Klassen gegeben oder zu geben vermochte, interessierte sie, sondern vielmehr, was sie den Bürgerlichen genommen hatte. Auch war sie diejenige, die alles mit Mißtrauen entgegennahm, auf Umwegen die „Wahrheit“ erfahren wollte. Das Schicksal der Kirchen — ob die Religionsfreiheit, der Prunk des Gottesdienstes im hungernden Rußland beibehalten waren — interessierte sie ungemein. „Wie nett und glücklich die Kinder aus-

schaufen,“ meinte Ben Turner, als wir an in einem Square Petersburgs spielenden Kindern vorbeifuhren. „Kinder, gibt es denn überhaupt noch Kinder in Petersburg?“ meinte Frau Snowden, die im selben Auto saß... Ein anderes Mitglied der Kommission erzählte mir in vollem Ernst und im Tone eines Menschen, der Zweifel durch Wahrheit beigelegt hatte, es sei ihm eine Erleichterung gewesen, von bürgerlicher Seite erfahren zu haben, daß die Behauptungen der Entente-Prese, in Rußland schwämmen Finger, die man Kindern abgehauen habe, in der Suppe herum, nicht der Wirklichkeit entsprächen... Nach einer Woche Aufenthalt in Petersburg gingen wir alle nach Moskau.

*

*

*

Eines Nachts wurde mir aus Petersburg telephoniert, die italienische Kommission aus Vertretern der Partei, der Gewerkschaften und der Genossenschaften, denen sich ein paar bürgerliche Spezialisten angeschlossen hätten, sei schon in der Nähe der Grenze, man könne sie in den allernächsten Tagen erwarten. Am nächsten Morgen fuhr ich ihnen in einem Extrazug entgegen. Diejenigen, die da kamen, hatten ein wirkliches Anrecht auf Gastfreundschaft im revolutionären Rußland. Die mannigfaltigste Solidarität, die sie schon der besiegten, angehenden russischen Revolution 1905 bekundet hatten, ihre Ausdauer im Kampf gegen Krieg und Sozialpatriotismus und für die Rettung der Internationale, ihr leidenschaftliches Eintreten für das verleumdete, boykottierte Sowjetrußland standen mir in jenen Augenblicken des sehnsuchtsvollen Erwartens besonders klar vor Augen. Auch die Antwort Serratis auf einen Artikel Mussolinis, der sich über die Pilger lustig machte, die in das Land des Hungers und der Läuse gingen. Inzwischen ist er ja zum Freunde der Großmacht Rußland geworden!

Petersburg feierte. Spontane, tiefe Freude, endlich Gesinnungs-genossen, Revolutionäre empfangen zu dürfen! Alle Stadtteile waren mobilisiert und dekoriert. Die italienische Partei und vor allem Serrati wurden als echte Kampfesgenossen des glorreichen, heldenhaften russischen Volkes feierlich eingeholt. Als der Zug, vom Klang der Internationale empfangen, ankam und die Mitglieder der Kommission ihm entstiegen und an der unzähligen Menge, die außerhalb des Bahnhofs auf sie wartete, vorbeigingen, wobei die Internationale von einer jeden Gruppe gespielt, von einem unübersehbaren Chor gesungen

wurde, als die roten Fahnen nach und nach in die Höhe gehoben wurden, als tausende Stimmen „Es lebe die italienische Partei!“, „Es lebe Serrati!“ ausriefen und die Automobile, in die die Gäste mit großer Mühe einsteigen konnten, von den Massen förmlich umschlungen wurden, schien die Begeisterung, der Kontakt zwischen den Jubelnden und Bejubelten eine materielle, greifbare Form angenommen zu haben. Man sprach nicht, kaum traute man sich zu atmen, um diese Atmosphäre nicht zu trüben, zu entweihen. Es war eine Petersburger weiße Nacht. Man spürte die Abwesenheit der Sterne nicht, Tausende und aber Tausende von glänzenden Augen, von glühenden Fahnen . . . Der Glaube, der Geist hatten die Oberhand über die unsäglichen materiellen Leiden gewonnen. Was bedeuten unsere Opfer und Entbehrungen, schienen die Tausende und aber Tausende der Lippen zu sagen, wir sind auferstanden und mit uns das Proletariat der ganzen Welt . . .

Diese Stimmung dauerte während der ganzen Woche unseres Aufenthaltes in Petersburg an. So spontane Begeisterung hatte auch die glorreiche Wiege der russischen Revolution, das rote Petersburg, nicht oft, später überhaupt nie mehr erlebt . . . Das Verhalten der Leiter der Kommunistischen Internationale gegenüber der italienischen Delegation führte mich endgültig in ihre Ziele und Methoden ein und bestimmte meinen Entschluß, mit ihnen zu brechen, mich zurückzuziehen, Rußland zu verlassen; daß ich etwa drei Jahre später aus der Russischen Kommunistischen Partei ausgeschlossen wurde, war die weitere Folge davon.

Aus Petersburg, wo die italienische Kommission etwa acht Tage verbrachte, gingen wir alle nach Moskau; noch in Petersburg bat mich Sinowjew, mit den radikalsten unter den italienischen Genossen zu einer privaten Besprechung zu ihm zu kommen. Mir fiel die Sache nicht weiter auf, Serrati aber sagte mir, er sei gegen jede Sonderbesprechung. „Im Interesse Sowjetrußlands bitte ich Sie, alles zu vermeiden, was in den Mitgliedern der Kommission Mißtrauen erwecken könnte. Für die Zukunft Sowjetrußlands ist es äußerst wichtig, daß die Kommission ein einstimmiges Gutachten über die Verhältnisse Rußlands abgibt. Bitte, Balabanoff, berücksichtigen Sie das, die einzelnen Mitglieder sollen nicht durch ungleiche Behandlung oder Separatverhandlungen irritiert werden.“ Das Argument leuchtete mir sofort ein, ich bemühte mich, mich ihm zu unterwerfen und mich durch die Fraktionsunterschiede, die in Italien gerade bei mir eine ziemlich bestimmende Rolle in der Einstellung

zu den verschiedenen Parteimitgliedern spielten, nicht beeinflussen zu lassen. Auch gelang es mir, mit den paar Parteilosen und sogar mit dem durch seinen egozentrischen Revisionismus nicht besonders sympathischen Graziadei kameradschaftliche Beziehungen ' zu pflegen.

Unterwegs, als wir von Petersburg nach Moskau fuhren, wurde von Sinowjew eine Sitzung einberufen, in der seine Absicht, die italienische Partei zu spalten, schon ganz klar zum Vorschein kam, aber auf einen sehr energischen Widerspruch, vor allem Serratis, stieß. Bei dieser Gelegenheit ist mir sehr klar zum Bewußtsein gekommen, daß es sich bei Sinowjew nicht etwa um die Elimination rechtsstehender Elemente handelt, sondern um die Entfernung der einflußreichsten und bedeutendsten Mitglieder, um mit den anderen besser manövrieren zu können. Um das Manövrieren möglich zu machen, muß es immer zwei Gruppen geben, deren eine gegen die andere ausgespielt werden kann. In Moskau wurde der Versuch, mich und Serrati für die Spaltung zu gewinnen, wiederholt. Der abermalige Widerstand Serratis besiegelte sein Schicksal und brachte alle Hebel gegen ihn in Bewegung. Wenn nicht mit und durch, so sollte gegen Serrati die Partei gespalten werden, und zwar dadurch, daß man zunächst einen Intrigen- und Verleumdungsfeldzug gegen ihn eröffnete und sich der Beihilfe jener italienischen Genossen versicherte, die naiv oder ehrgeizig genug waren, zu glauben, daß ein Sturz Serratis sie an dessen Stelle bringen würde.

Was mich anbetrifft, so wurde ich in einem Briefe, den mir das Zentralkomitee der Russischen Kommunistischen Partei zukommen ließ und in dem mir Vorschriften über mein Verhalten zu der italienischen Kommission gegeben wurden, an meine Pflicht als Mitglied der Russischen Kommunistischen Partei gemahnt. Unter anderem wurde von mir verlangt, ich solle meine Einstellung zu dem russischen Begleiter der italienischen Kommission ändern; er sei „Vertrauensmann des Zentralkomitees“. Es war mir nämlich aufgefallen, daß ein russischer Student, der sich nie an der italienischen Bewegung beteiligt hatte, die italienischen Sozialisten begleitete; noch größer wurde mein Erstaunen, als ich von ihm erfuhr, er hätte den Auftrag, über die italienische Bewegung zu referieren und die Berichte der Mitglieder der italienischen Kommission zu kontrollieren! Sozialisten, die Jahrzehnte in der Bewegung gestanden, sie sozusagen aus der Taufe gehoben hatten, sollten kontrolliert und ausspioniert werden. Nicht auf den Bericht der Dele-

gierten einer Massenpartei kam es also an, sondern auf den Bericht eines Agenten der russischen Partei im Auftrage des Vertreters der Kommunistischen Internationale, die auf Verfügung Sinowjews in Italien hinter dem Rücken der Partei durch Intrigen und Korruption die Spaltung vorbereitete! Eines war mir klar: ich würde den italienischen Genossen gegenüber keine Doppelrolle spielen und sie, ebensowenig wie Sozialisten anderer Länder, als minderwertig betrachten oder gar hinter ihrem Rücken handeln. Dem Zentralkomitee schien jedenfalls, daß eine derartige Zumutung sich aus meiner Zugehörigkeit zur Russischen Kommunistischen Partei ohne weiteres ergab. Ich antwortete, daß ich seit Jahrzehnten offen und rücksichtslos den Reformismus innerhalb der italienischen Bewegung bekämpft hätte, und daß ich mir über die Art, es zu tun, keinerlei Vorschriften machen ließe!

Schon in Petersburg wurde der italienischen Kommission vorgeschlagen, eine Reise an die Wolga zu machen, die zu gleicher Zeit eine Agitationstour sein sollte. Da damals in Rußland alles sehr langsam vor sich ging und jede Verzögerung in den Ausländern den Verdacht auftauchen ließ, man wolle ihnen etwas verheimlichen, etwas „vorbereiten“, bat ich Lenin, Verfügungen zur Beschleunigung der Abreise zu treffen. Das tat er auch. Es wurde sofort ein Schiff tadellos eingerichtet und für uns bereit gehalten. Ich wurde an die Spitze der Expedition gestellt. Da es unter den Italienern auch Gewerkschaftsführer gab, wurde auch der jetzige Gewerkschaftsführer Lozowsky, der an Demagogie Sinowjew gleichzustellen ist, damals aber ein Anfänger und selbst Opfer von Intrigen war, mir an die Seite gestellt. Als alles reisefertig war, erfuhren wir, daß zwei Mitglieder der Kommission, Bombacci und Graziadei, in Moskau bleiben würden... Als wir von unserer Reise — kurz vor Eröffnung des Kongresses der Kommunistischen Internationale — zurückkamen, wurde auch das „Wozu“ des Fernbleibens dieser zwei Delegierten von der Agitationsreise klar. Man hatte sie in Moskau behalten, um sie zu bearbeiten und sie dann gegen Serrati zu lancieren. Zu diesem Zweck hatte man auch Bordiga nachträglich nach Moskau kommen lassen. Sein Antiparlamentarismus, der die russischen und die meisten anderen Teilnehmer des Kongresses nur irritierte und von niemand ernst genommen wurde, sein ehrlicher Revolutionarismus ist mißbraucht worden, um aus ihm ein Werkzeug der schlimmsten Intrigen zu machen. Der Ehrgeiz der einen, die Naivität der anderen,

der Oppositionsgeist der dritten wurde wie gewöhnlich geschürt, um eine Partei zu spalten.

Auf dem Kongreß nahm Serrati eine heldenhafte Haltung ein, Er verteidigte seinen Standpunkt, wenn es galt, auch gegen Lenin, er warnte die Leiter der Spaltungskampagne wie ihre Werkzeuge vor dem gefährlichen Spiel, das sie trieben. Nicht gegen die Spaltung als solche war er, sondern gegen die Art und Weise, den Zeitpunkt, den Zweck, der nur Spaltung der Spaltung wegen war. Die Trennung von Turati und seinen engeren Gesinnungsgenossen war eine Eventualität, mit der man in Italien gerechnet hatte, bevor, lange bevor die Russische Kommunistische Partei zur Leiterin der Internationalen Bewegung geworden war. Aber die Art und Weise, der Zeitpunkt und die Mittel, mit denen sie durchgeführt wurde, hat den Fascismus als spezifische Äußerung der italienischen Konterrevolution gefördert und den Reformismus gestärkt, ungeheuer gestärkt, zuerst in der Partei, dann außerhalb dieser. Der Reformismus war 1920 auch nicht im entferntesten das, was er durch Moskau geworden ist . . . Der italienischen Fabrikbesetzung wurde in den ersten Tagen, als die Nachricht von ihr nach Rußland drang, keine besondere Bedeutung beigemessen; als es zu scheinen anfang, daß es sich eventuell um einen entscheidenden, revolutionären Kampf handeln könnte, war man in den leitenden Kreisen eher besorgt darüber. Lenin, der mich zu sich kommen ließ, um die Situation zu besprechen, äußerte große Bedenken. Als er mich an die Tür seiner Wohnung begleitete, unterstrich er nochmals die Gefahr der Situation. „Was glauben Sie denn, wie lange könnte es Italien ohne Getreide und ohne Kohle überhaupt aushalten?“ — „Hätte man es 1917 für möglich gehalten, daß die russischen Arbeiter so lange ohne Brot ausharren würden?“ warf ich ein . . .

Kaum war es bekannt geworden, daß die Fabrikbesetzung der Arbeiterklasse keinen Sieg gebracht hatte; kaum hatten sich die Nachrichten über die blutigen Erfolge Mussolinis und die Niederlage der italienischen Arbeiter verbreitet, begann man in Moskau die tragische Lage des italienischen Volkes zu demagogischen Zwecken mit demagogischen Mitteln zu mißbrauchen. Diejenigen, die in Italien dieselben Bedenken gehabt hatten, die Lenin geäußert hatte, wurden als Verräter verschrien. Sie hätten die Arbeiterklasse Mussolini ausgeliefert. Serrati, der in den entscheidenden Tagen überhaupt nicht in Italien, sondern in Rußland und auf der Reise zwischen Rußland und Italien gewesen, wurde die Haupt-

verantwortung zugeschoben. Obwohl es notorisch war, daß, als es für die Partei und die Gewerkschaftsführer Italiens galt, sich für oder gegen die Erweiterung der Fabrikbesetzung zu einer revolutionären Aktion zu entscheiden, es ebenso Anhänger des Reformismus gab, die für sie, wie Anhänger der revolutionären Richtung, die dagegen waren, wurde in den russischen Zeitungen und in den verschiedenen Sprachrohren der Kommunistischen Internationale im Auslande die Angelegenheit zu einer kleinlichen Fraktionsfrage entstellt, zu einer Personenfrage. Da blühte in Rußland, im soeben vom Zarismus befreiten Rußland, ein Servilismus auf, der um so ekelerregender war, als er sich heuchlerisch und stupid in revolutionäre Phraseologie kleidete.

Individuen, die vor dem Siege der Revolution überhaupt keine Ahnung davon hatten, was eine revolutionäre Bewegung sei, Leute, die nie ihre Rechte, geschweige denn die der entrechteten Klasse verteidigt hatten, Leute, die davongelaufen wären, wenn sie den Schatten eines Fascisten gesehen hätten, fingen an, über die italienische sozialistische Bewegung mit Verachtung zu sprechen, um der russischen Regierung genehm zu sein. Die tiefe Tragödie des italienischen Volkes wurde ohne weiteres als ein Beweis seiner Feigheit proklamiert, ja, mit den gemarterten Opfern des Fascismus, mit ihren Leichen wurde Spekulation getrieben. Ein jedes Mal, wenn Berichte von den Schandtaten des Fascismus in den russischen Zeitungen wiedergegeben wurden, hieß es, die Opfer seien Kommunisten, die Sozialisten seien Helfershelfer des Fascismus. War die Unterscheidung zwischen Anhängern proletarischer Parteien in diesen Fällen schon an und für sich Frevel, so war der Frevel um so frevelhafter, als sich die Sache in Wirklichkeit ganz anders verhielt. Ist es doch zum Gemeinplatz geworden, daß unter den aus den anderen Parteien zum Fascismus Übergetretenen gerade die Kommunisten den größten Prozentsatz geliefert haben. Mit dem Kommunismus als solchem hat diese Tatsache selbstredend nichts zu tun. Nicht überzeugte Kommunisten als solche sind zum Fascismus übergetreten, sondern diejenigen, die als Produkt des Krieges und der Nachkriegszeit einerseits, der von den Leitern der Dritten Internationale getriebenen Demagogie andererseits der Kommunistischen Bewegung beigetreten sind, in der Annahme, sie sei etwas ganz anderes als sie tatsächlich ist oder sein sollte. Da es diesen Elementen nicht gelungen ist, zur Macht zu gelangen oder zu Nutznießern des revolutionären Sieges zu werden, sind sie zum

Sieger Mussolini übergelaufen, und sie gerade sind es, die bei den fascistischen Strafexpeditionen am grausamsten, am heimtückischsten ihre früheren Arbeits- und Gesinnungsgenossen behandeln. Gerade das Beispiel Italiens hat die Selbstverständlichkeit bestätigt, daß es unter den Arbeitern, die jahrzehntelang der gewerkschaftlichen und politischen Organisation angehört, die die Arbeiterpresse gelesen haben und von der Denkweise des Sozialismus durchtränkt sind, schwerer, unendlich viel schwerer ist, Verräter zu finden, als unter den obenerwähnten Elementen. Der Umstand, daß es in der Italienischen Kommunistischen Partei unter den Arbeitern wie unter den Führern viel mehr Überzeugte und Opferbereite gibt als anderwärts, ist ebenfalls darauf zurückzuführen, daß es sich um ehemals der sozialistischen Partei Angehörige handelt, oder um Elemente, die unter ihrem Einfluß standen. Aus diesem Grunde gelingt es der Kommunistischen Internationale trotz aller ihrer Machtentfaltung nicht, in der Italienischen Kommunistischen Partei den Keim der Rebellion zu ersticken.

Die italienische Partei war das erste Opfer großen Stils der verhängnisvollen Selbstmordpolitik, welche die Leitung der Kommunistischen Internationale macht. Eine revolutionäre Massenpartei zu spalten, die gerade während des Krieges, als die meisten Parteien versagten, ein Vorbild der ganzen sozialistischen Welt gewesen ist, — war eben eine harte Nuß. Eben deshalb dieses Aufgebot unerhörter Demagogie gegen sie und gegen den, der während des Krieges, der Nachkriegszeit und jetzt ihre Einigkeit verteidigte, ihre Fahne hochhielt, gegen Serrati...

Nun, der Versuch, gegen diese Zustände in Rußland ankämpfen zu wollen, wäre ebenso vergebens wie lächerlich. Einmal habe ich es versucht, auf einer Parteikonferenz das Wort zu ergreifen. Als man mir das Wort endlich „ausnahmsweise“ (ich war nicht delegiert) erteilte, wurde die Rednerliste in der Mittagspause geändert, vor und nach mir wurden Redner eingeschoben, die Sinowjew gegen jede Kritik in Schutz nehmen sollten, und die Rede, in der ich mich bemühte, wenigstens die allergrößten, lächerlichsten Entstellungen hervorzuheben, ist selbstverständlich weder in der Presse, die seitenlange stenographische Berichte anderer Reden enthielt, noch ins Protokoll aufgenommen worden. Schreiben konnte man selbstverständlich noch weniger; welche von den zwei Zeitungen, die es damals in Sowjetrußland gab, würde einen Artikel über meine Meinungsverschiedenheiten mit den tonangebenden Kreisen veröffentlicht

haben? Richtigstellungen und dergleichen mehr waren um so fruchtloser, als diejenigen, die da schrieben, nicht etwa im Irrtum waren, sondern aus freiwilliger oder unfreiwilliger Komplizität mit den an der Entstellung der Tatsachen Interessierten handelten.

Für mich war die Situation um so unhaltbarer, als die Lage sich in Italien immer mehr zuspitzte und die Passivität, zu der ich verurteilt war, fast für eine Komplizität, für eine Solidarisierung mit den Siegern in Rußland gegen die Besiegten in Italien ausgelegt werden konnte.

In Rußland, geschützt von der roten Armee, bejubelt, umschmeichelt, politische und strategische Ratschläge den italienischen Opfern der raffiniertesten Reaktion von oben herab zu erteilen, durch Agenten und Vertrauensleute Verfügungen treffen zu lassen, dazu hätte ich mich auch dann nicht hergegeben, wenn ich mit der italienischen sozialistischen Partei politisch nicht übereingestimmt hätte...

Noch bevor die Unhaltbarkeit meines Verbleibens in Rußland mir durch das Verhalten der leitenden Kreise gegen die italienische sozialistische Partei klar geworden war, hatte ich versucht, ins Ausland zu gehen, wo ich eine nützlichere Tätigkeit hätte entfalten können, nicht gegen die Kommunistische Internationale, sondern zur Verbreitung ihrer theoretischen Grundsätze und um dem westeuropäischen Proletariat das Verständnis für das revolutionäre Rußland zu erleichtern. Ich wandte mich an das Zentralkomitee der Partei einerseits, an die italienische Delegation, die meine Bitte unterstützen und ihr zur Verwirklichung verhelfen sollte, andererseits. „Wenn Sie wirklich Italien Rußland vorziehen,“ meinte Lenin lächelnd, als ich ihn bat, den Beschluß des Zentralkomitees zu beschleunigen, „dann gehen Sie nur.“ Sinowjew war damals gegen meine Abreise. Als ich zu Lenin ging, um mich von ihm zu verabschieden (ich wollte mich der italienischen Delegation bei ihrer Rückreise anschließen), fiel mir mit einemmal ein, ein paar Worte, eine Art Ausweis von ihm zu erbitten. In jener Zeit konnte man in Rußland überhaupt ohne Ausweis nicht leben. Ich besaß einen solchen, der mir zu allen Sitzungen den Eingang sicherte, brauchte ihn aber fast nie vorzuzeigen. Jetzt, wo ich mein Amt im Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale niedergelegt hatte, wollte ich auch den Titel und die Befugnisse nicht beibehalten, ebensowenig, wie ich meinen persönlichen Einfluß gelten lassen wollte. Aus diesem Grunde wandte ich mich mit der obenerwähnten Bitte an Lenin.

„Brauchen Sie, Genossin Balabanoff, einen Ausweis? Gibt es einen Ort, wo man Sie nicht kennt? Vielleicht, irgendwo in einem gottverlassenen Winkel der Ukraine, aber bitte, wenn Sie es wollen, ich schreibe es Ihnen von ganzem Herzen und ganzer Seele.“ Der Ton, in dem er diese Worte aussprach, die Zeit, die er brauchte, um die paar Zeilen zu schreiben, bewiesen mir noch, bevor ich sie zu lesen bekam, daß er mir nichts Stereotypes schreiben wollte, sondern etwas, wodurch er mir und den anderen etwas ausdrücken wollte, was er, Lenin, als Revolutionär und Mensch von mir dachte. „Genossin Balabanoff,“ hieß es darin, „arbeitet seit langer Zeit in der Partei und als das allerhervorragendste Mitglied der Kommunistischen Internationale. Ich bitte, ihr jegliche und vollste Unterstützung zu gewähren.“ Eben weil ich wußte, daß diese Zeilen von ganzem Herzen und ganzer Seele geschrieben waren, fühlte ich mich ganz besonders wehmütig: „Sehen Sie, Genosse Lenin,“ sagte ich, „jeder andere Kommunist würde Jahrzehnte seines Lebens für solch ein Zeugnis hergeben — ich, ich möchte was anderes.“ — „Was?“ — „Die Möglichkeit, für Sowjetrußland tätig sein zu können, in Sowjetrußland zu bleiben“, erwiderte ich. „Und warum können Sie es nicht? Wir brauchen gerade solche Menschen wie Sie . . .“

Drei Jahre später, jedenfalls nach Lenins Tod, schrieb irgendein Beamter des Zentralkomitees der Russischen Kommunistischen Partei, es sei überhaupt eine Schande für die Partei, daß ich ihr jemals angehört hätte.

*

*

*

Meine Reise nach Italien mißlang; ich kehrte nach Moskau zurück. Aus den bereits erwähnten Gründen war es mir aber unmöglich, im Rahmen der Partei weiter zu arbeiten. Um das zu tun, hätte ich dulden müssen, daß sich um mich Koterien von heterogenen, aus verschiedenen Gründen unzufriedenen Elementen bildeten. Solche Dinge habe ich mein Leben lang gehaßt und habe das Glück gehabt, ohne sie mich jahrzehntelang am politischen Leben beteiligen zu können. Das wollte ich auch weiter tun.

Systematisch wies ich alle von den verschiedenen Organisationen an mich gerichteten Einladungen zurück. Die Parteinstanzen, die gegen weniger bekannte Parteimitglieder mit militärischer Strenge vorgingen, duldeten die Sabotage zwei Jahre lang und hätten sie

noch viel länger geduldet, wenn ich nicht schon vor mehr als einem Jahr angefangen hätte, im Auslande in der italienischen sozialistischen Presse zu arbeiten. Im Gegenteil, wenn ich Rußland unter irgendeinem Vorwande verlassen und im Auslande geschwiegen hätte, würde man mich noch mit allerhand Privilegien umgeben, mich als sehr verdienstvolle Revolutionärin behandelt und mir vielleicht auch ehrenamtliche Vertretungen auf Kongressen anvertraut haben, um meinen Namen den Namen derer, die den Willen des Zentralkomitees ausführen, beifügen zu können; einen schönen Kranz und eine Grabrede hätten mir die höchsten Instanzen, vor allem die Kommunistische Internationale gern gespendet, ihre zahlreichen Agenten und Beamten hätten sich nach wie vor vor mir verbeugt..

Trotzdem die leitenden Instanzen der Partei — und somit des Staates — mich in keiner Weise belästigten, wurde mir der Aufenthalt in Rußland zu einer Qual, gerade weil mein politisches und moralisches Verantwortungsgefühl mich zu einer absoluten Passivität verurteilten. Ich wollte mich in keiner Weise solidarisch erklären mit Systemen, die ich als für die Arbeiterbewegung verhängnisvoll, für Revolutionäre unannehmbar betrachtete. Auch das Übersetzen hatte ich vollständig aufgegeben. Tausende von Reden habe ich in meinem Leben — und gerade in Rußland, wo ich noch am Zweiten Kongresse wochenlang ganz allein alle mündlichen Übertragungen besorgte — übersetzt, ich kann sagen, daß ich eine jede von ihnen wiedererlebt habe. Kaum wurde ich aber gewahr — es geschah in einer feierlichen Versammlung in Moskau —, daß der Redner, dessen Rede ich zu übersetzen hatte, nicht aufrichtig war, daß er nicht fürs Volk, sondern für die Regierung sprach; kaum merkte ich, daß die Veranstalter des Meetings eine Rede tendenziös pointieren wollten, war es mit meinen Übersetzungen zu Ende. Nie mehr!

Beim Dritten Kongreß der Kommunistischen Internationale kam mein Boykott besonders kraß zum Vorschein. Obwohl ich tatsächlich krank war, wäre es unehrlich gewesen, diese Tatsache als Grund meines Nichterscheins am Kongresse vorzuschützen. Nie hat mich eine Krankheit abgehalten, meine Parteipflicht zu erfüllen; meine damalige Krankheit war übrigens nur die Folge der durch die Verhältnisse bedingten Untätigkeit. Mir waren die Methoden bei der Einberufung des Kongresses, ja, die Künstlichkeit seiner Beschickung so klar, daß ich mich nicht einmal mit dem Übertragen fremder Reden an ihm beteiligen wollte.

Gerade vor dem Dritten Kongreß der Kommunistischen Internationale hatte die Hetze gegen die italienische Partei Formen und Dimensionen angenommen, die bewiesen, daß man in jenem Lager zu allem fähig war, daß ein jeder, der irgendwie unbequem geworden, gewärtigen mußte, auf Befehl von oben als Dieb, Lustmörder, Verräter und dergleichen mehr behandelt zu werden.

Während des Krieges war Serrati etwas sehr Unangenehmes passiert: ein junger Mensch, der ihm von Genossen als ehrlicher, opferfreudiger Freund unserer Bewegung vorgestellt wurde, der wiederholt Briefe für und von der Partei über die Grenze gebracht und ihr auch andere Dienste geleistet hatte, und der sich erbot, Serrati auch eine Privatanleihe zu machen, erwies sich als ein Spion und Agent provocateur.

Kaum kam Serrati auf den Verdacht, daß dem so sei, deponierte er beim Notar die entsprechende Summe auf den Namen des Betroffenen, in der Absicht, mit ihm auch auf anderem Wege abzurechnen. Die Angelegenheit war um so belangloser, als einerseits jeder von uns im Kriege von Spionen und Provocateurs umgeben, andererseits in Italien eine begeisterte Hilfsbereitschaft nichtsozialistischer Elemente für die sozialistische Bewegung keine Seltenheit war. Gerade während des Krieges, wo tagtäglich Hunderte von Menschen in Verzweiflung und Empörung zum Sozialismus als dem einzigen Retter kamen, und vor allem zum italienischen Sozialismus, dessen Ansehen auch noch dadurch so sehr gestiegen war, daß ihm der Krieg — die größte Weltkatastrophe, die je von Menschen auf Menschen heraufbeschworen wurde — recht gegeben hatte! Serratis Leben war allen als so einwandfrei bekannt, daß sogar seine schlimmsten Feinde sich nicht trauten, den dummen Zufall gegen ihn auszunützen. Aber die Leiter der Kommunistischen Internationale taten es. Gerade in den Tagen, wo der Beitritt der italienischen Partei zur Kommunistischen Internationale am Kongreß in Moskau besprochen werden sollte, lancierten sie durch eine ihrer Zeitungsagenturen die sensationelle Nachricht von den Geldbeziehungen zwischen Serrati und einem Spitzel. Dieselbe Agentur telegraphierte nach Moskau die Kommentare, die durch ihre Veröffentlichung in den sozialistenfeindlichen Blättern hervorgerufen wurden. Die Kampagne dauerte gerade so lange, als es notwendig war, um auf dem Kongresse gegen die italienische Partei Stimmung zu machen, und um den Arbeitern — die die ganze Mache nicht durchschauten und vor allem nicht vermuteten, daß die Enthüllung

auf Befehl Moskaus veröffentlicht wurde — plausibel zu machen, daß die treueste Bundesgenossin des revolutionären Rußlands, jene westeuropäische Partei, welche am meisten zur Aufrechterhaltung der Internationale während des Krieges und zur Gründung der neuen kommunistischen beigetragen hatte, aus den Reihen der Kommunistischen Internationale ausgestoßen werden sollte! Dadurch sollte auch der grobe Fehler, ja, man kann sagen: das Verbrechen in Vergessenheit gebracht werden, das durch die Spaltung der proletarischen Bewegung in Italien begangen worden war, und verhütet werden, daß der eine oder andere Delegierte es auf dem Kongresse zur Sprache brächte.

Die ganze italienische Frage sollte auf das Niveau eines persönlichen Klatsches gebracht werden, und zwar durch Mittel, mit denen eine proletarische Partei überhaupt nichts zu schaffen haben darf. Gerade das war ein drastisches Beispiel dafür, wie verhängnisvoll es ist, wenn Staatsmacht zur Parteimacht wird und beide skrupellos gehandhabt werden. Wäre nicht die „Rosta“, die offizielle Telegraphenagentur Sowjetrußlands, und die anderen Organe, deren man sich bei dieser Gelegenheit bediente, im Dienste Sinowjews gestanden, so wäre es nicht so leicht möglich geworden, eine so demagogische Kampagne auch in der bürgerlichen Presse zu entfesseln, um einen unliebsamen Gegner loszuwerden. Wohin der Mißbrauch der Staatsmacht zu Fraktionszwecken und der Parteiautorität zu Staatszwecken führt, sieht man auch gegenwärtig wieder einmal in Italien. Die „Entente cordiale“ zwischen den Staatshäuptern Sowjetrußlands und Mussolini besteht ebenso augenscheinlich und unbestritten, wie sie kein bloßer Zufall ist. Bessarabien ist einer der allgemein bekannten und anerkannten Gründe dieser naturwidrigen Allianz; außerdem handelt es sich darum, daß Mussolini ebenso wie Sinowjew, wenn auch die Endziele beider wesentlich verschieden sind, ein Ziel vorschwebt: die Zermalmung der italienischen sozialistischen Partei.

Mussolini ist zweifelsohne der niederträchtigste und verächtlichste Vertreter der arbeiterfeindlichen Reaktion; von den vielen, die alles aufwenden, um die Arbeiterklasse an der Erreichung ihres Endzieles zu hindern, unterscheidet er sich vor allem dadurch, daß er an die Möglichkeit, den Sieg des Sozialismus zu verhindern, nie geglaubt hat und gerade deshalb nun so grausam in der Wahl der Mittel ist, deren er sich bedient; auch unterscheidet er sich dadurch von den anderen Führern der Reaktion, daß er nicht etwa die Interessen

einer Klasse oder irgendeine Ideologie vertritt, sondern aus Rache in Blut ersticken will, was an Sozialismus irgendwie erinnert. Und eben, weil er diese Einstellung hat, liegt ihm vor allem persönlich daran, seine Freundschaft mit dem einzigen proletarischen Staate der Welt gegen die Sozialisten Italiens und die Sozialisten anderer Länder auszuspielen.

Die Mordtat an Matteotti hat eben deshalb die öffentliche Meinung aller Schichten der Bevölkerung — auch außerhalb Italiens — empört, weil sie Licht auf das ganze Regierungssystem warf; auch diejenigen, die bis dahin die wahren Zusammenhänge nicht sahen oder nicht sehen wollten, mußten die Augen öffnen. Mussolini persönlich — persönlich, weil seine persönliche Verantwortlichkeit und Initiative einem jeden klar war — wurde in jenen Tagen sogar von den Vertretern der kapitalistischen Regierungen boykottiert.

Dreißig Tage waren seit der Mordtat verflossen; die Empörung, die Trauer des Volkes war an diesem Tage viel tiefer, viel einstimmiger als am Tage der Tat selbst; denn erst allmählich war das Unfaßbare zur Tatsache geworden, erst allmählich waren die Einzelheiten der Tortur, die man dem lebenden und dem toten Körper Matteottis zugefügt hatte, ins Volk gedrungen. Scharenweise pilgerte es an den Ort an dem er seinen Leidensweg begonnen hatte, an den Ort, von welchem ihn seine Mörder entführten. Mit blanken Säbeln versuchten die Carabinieri die Frauen und Männer daran zu verhindern, vor diesem für sie heilig gewordenen Orte niederzuknien, Säbel vernichteten die Blumen, die sie, von ihren Tränen geweiht, mitgebracht hatten . . . Nicht um den Abgeordneten Matteotti, nicht um den Redner Matteotti handelte es sich, sie sahen in ihm den Märtyrer, der im Kampfe für die Verteidigung der Unterdrückten gegen die Unterdrücker gefallen war . . . und je mehr sie zu leiden gehabt hatten, um so leuchtender strahlte ihnen sein Vorbild. Diese Männer und Frauen, die durch Krieg und Fascismus den Glauben an Christus verloren hatten, haben einen neuen Glauben gefunden. Nicht Gottessohn durch eine Wundertat, sondern der Mensch, die Klasse, vom Sozialismus beseelt, konnte die Menschen befreien. Und gerade am Tage, an dem zum Zeichen der Trauer und der Entrüstung die Arbeit in ganz Italien ruhte und alle Proletarier — ohne Ausnahme — das Martyrium Matteottis vor Augen hatten, seinen entstellten, zerstückelten, besudelten Körper, das Zeugnis seiner großen Seele, die Unbesiegbarkeit seines Glaubens an den Sozialismus, fand ein

intimes Diner statt, zu dem der Vertreter der Sowjetrepublik Mussolini geladen hatte... Die Zeitungen betonten, das Diner habe einen besonders intimen Charakter getragen und sei von ganz besonderer Bedeutung...

Das beschämendste ist, wie man diese ruchlose Tat verteidigt. Die einzelnen Kommunisten, die gegen sie protestiert haben mögen, hat man beschwichtigt. Die Verantwortung wird man auf den Vertreter der Sowjetrepublik geladen, eventuell, wie es in der verlogenen Diplomatie Usus ist, ihm eine offiziöse Rüge erteilt haben, um sie dann im geheimen zu widerrufen. Nie würde sich ein diplomatischer Vertreter — und einer Sowjetrußlands am allerwenigsten! — herausnehmen, solch einen Empfang ohne Genehmigung oder direkte Veranlassung zu veranstalten. Hätte er aber gewagt, es zu tun, welches Schicksal hätte ihn dafür erreicht!

Demoralisierender als alles andere ist die Rechtfertigung durch die „Staatsraison“, durch die man diese wie so manche andere unverantwortliche Tat der Sowjetdiplomatie zu begründen sucht. Wahr ist es, daß Rußland, als es von allen Seiten boykottiert wurde, gezwungen war, Verträge mit kapitalistischen Regierungen zu schließen, aber auch da kam es auf die Art und Weise an. Hat Lenin diese Notwendigkeit im Interesse der Weltrevolution anerkannt, so fanden sich immer mehr und mehr Individuen, die aus dem Mittel einen Zweck machten und aus der Notwehr ein Mittel, sich der bürgerlichen Welt nicht der Form nach — wie Lenin es getan hat —, sondern dem Inhalte, dem Geiste nach anzupassen. Ein Kompromiß darf nur von denjenigen geschlossen werden, die stets den Zweck, zu dem man es eingegangen ist, im Auge behalten. Als alles in Rußland hungerte und in Lumpen ging und man im Auslande tatsächlich daran glaubte, daß die russischen Bolschewisten lauter Wilde wären, war es ja bis zu einem gewissen Grade berechtigt, wenn man den Vertretern der ausländischen Diplomatie oder der Geschäftswelt beweisen wollte, daß man es wohl mit total verhungerten und zerfetzten, aber sonst „ebenbürtigen Kontrahenten“ zu tun hatte. Aber wie bald wurde die Grenze des Notwendigen, des Zulässigen überschritten, wodurch man sogar in den bürgerlichen Kreisen das Ansehen Sowjetrußlands geschädigt hat! Jetzt, wo Sowjetrußland nicht mehr boykottiert, sondern umbuhlt wird, jetzt, wo die herrschenden Kreise aller Länder durch die Presse und ihre Agenten genügend informiert sind über die tatsächlichen Verhältnisse: wozu dieses unwürdige Wetteifern mit der abgeschmacktesten,

verlorensten, sogar für die bürgerliche Diplomatie überwundenen Etikette? Und gerade diejenige Regierung, die angeblich ihre ganze Politik von marxistischen Gesichtspunkten leiten läßt, will glauben machen, daß all das notwendig sei, um Rußlands Position zu stärken, daß die Mächte und Geschäftskreise, die mit Rußland Verträge eingehen, es deshalb tun, weil die Vertreter Rußlands durch die Veranstaltung von Dinern beweisen, daß es auch in einem hungernden, „rückständigen“ Lande eine Elite gibt und eine Regierung, die sich auf gute Dinners und tadelloses Nachäffen der Mode versteht. Da auch in der Diplomatie alles zentralisiert wird und die älteren revolutionären Sowjetdiplomaten durch neue, durch Emporkömmlinge der Revolution, ersetzt werden, ist es so weit gekommen, daß an der für Sowjetrußland repräsentativsten Stelle man sich oft schämt, Vertreter arbeitender und entbehrender Klassen zu sein, und alles tut, um die Bürgerlichen den revolutionären, proletarischen Ursprung der vertretenen Institutionen vergessen zu lassen. Man bedenke, welche Opfer das russische Volk gebracht hat, um dem westeuropäischen Proletariat ein Beispiel zu geben! Das Grundübel besteht gerade darin, daß man auf die Massen keine Rücksicht nimmt. Die Massen aber werden tief angeekelt! So war es im Falle des Mussolini-Diners. Wer kann den Groll, den Abscheu fassen, die die gepeinigten italienischen Massen Sowjetrußland gegenüber empfinden, wie tief verletzt und enttäuscht sind sie dadurch, daß gerade von jener Stelle sie dem Schänder des Sozialismus ausgeliefert werden!

Was mich veranlaßt hat, die Arbeitsgemeinschaft mit den führenden Kreisen der Russischen Kommunistischen Partei aufzugeben, waren gerade jene Mißstände, die weder mit Kommunismus noch mit der Diktatur des Proletariats zusammenhängen, sondern im Gegenteil ihnen gerade widersprechen, und die ihren Kulminationspunkt in dem Entgegenkommen gegenüber Mussolini fanden. Ich muß offen gestehen, daß, wenn sonst nichts mich veranlaßt haben würde, mit den leitenden Kreisen der Kommunistischen Internationale zu brechen, wenn sogar alles, was ich infolge des Bruches erlitten habe und noch zu erleiden haben werde, noch tausendmal peinlicher und schmerzlicher gewesen wäre, als es glücklicherweise in Wirklichkeit ist, dieses einzige Dinner genügt haben würde, um mich den Tag segnen zu lassen, an dem ich den Bruch vollzogen habe. Um dieses großen Glückes und des Bewußtseins willen, daß ich nach wie vor das Vertrauen der Massen verdiene und

den italienischen Proletariern offen in die Augen schauen kann, beneide ich mich selbst.

*

*

*

Als ich in früher Jugend die Vorrechte und die Umgebung, in der ich geboren, verließ, um für meine revolutionäre Überzeugung zu kämpfen, war ich glücklich; doppelt glücklich bin ich jetzt, wo ich zum zweitenmal den Kampf für dieselbe Überzeugung aufgenommen habe.

Gewiß ist es unendlich schwerer, ein revolutionäres Vaterland zu verlassen als eines, dessen Befreiung von den Fesseln des Zarismus man ununterbrochen, und zwar nicht mit sehnsuchtsvollen Wünschen allein herbeigesehnt, als eine Umgebung, die man stets gehaßt hat. Trotzdem ich zum erstenmal Rußland als blutjunges, unerfahrenes Wesen verließ, zum zweitenmal aber als bejahrter, von so mancher Erfahrung bedrückter Mensch, ist meine Einstellung dieselbe geblieben: nur der Stimme des Gewissens folgen, nur sich selbst treu bleiben. Heute spricht aber mein Gewissen noch lauter zu mir als vor 25 Jahren. Zu jener Zeit konnte ich in den Dienst der ausgebeuteten Klassen nur meine Hingabe, meinen glühenden Protest gegen Ungleichheit und Ungerechtigkeit stellen, heute kann ich auch noch mit der Erfahrung, der Erfahrung eines im Kampfe für Wahrheit und Recht verbrachten Lebens dienen. Als ich, nur der Stimme meines sozialistischen Gewissens folgend, Sowjetrußland verließ, auf den Nimbus und die Autorität, die meinen Namen dort umgaben, verzichtend, eine neue Existenz zu führen begann, d. h. den Kampf um die Existenz aufnahm und denjenigen für den Sozialismus, erlebte ich förmliche Flitterwochen mit ihm, ich erlebe sie auch noch jetzt.

*

*

*

Bevor ich Rußland endgültig verließ, hatte ich die Gelegenheit, diejenige Seite des Lebens Rußlands kennenzulernen, die mich stets am meisten interessierte, den Einfluß, den die Revolution, das neue Regime auf das psychische, vor allem auf das religiöse Gefühl der Massen ausgeübt hat. Zu diesem Zweck habe ich in einer kleinen Abteilung eines kleinen Kommissariats gearbeitet, ohne daß die Besucher desselben gewußt hätten, wer ich sei. In der kurzen Zeit,

die ich in direkter Berührung mit den aus den Dörfern zur Erledigung kirchlicher Angelegenheiten Abgesandten und mit Priestern, Mönchen und dergleichen mehr verbrachte, habe ich viel mehr gelernt, als wenn ich jahrelang eine prominente Stellung eingenommen hätte. Dort habe ich Anschauungsunterricht bekommen davon, wie weit die menschliche Anpassungsfähigkeit geht, wie heuchlerisch das Verhalten des offiziellen Kirchentums ist, und wie leicht es wäre, eine nicht auf Klassenherrschaft aufgebaute Gesellschaft, die imstande wäre, die Ansprüche der Massen auf Brot und Wissen zu befriedigen, von dem sogenannten Glauben zu befreien. — — —

„Genossin Balabanoff,“ sagte mir eines Tages ein für die Vertretung Sowjetrußlands im Auslande bestimmter Genosse, „möchten Sie nicht mit mir im Auslande arbeiten?“ — „Gewiß möchte ich das, und gerade Ihr Ressort, die Arbeit im Kommissariat des Äußeren, würde mich sehr interessieren.“ — „Ja, aber welches Amt darf ich Ihnen vorschlagen?“ — „Amt?, das ist mir ganz gleichgültig. Nur die Möglichkeit haben, der Sowjetrepublik nützlich zu sein.“ — In einigen Wochen erfuhr ich zufällig, daß der erwähnte Genosse, an seinem Bestimmungsort angelangt, an die betreffenden Instanzen in Moskau geschrieben hatte, daß aber die Anfrage irgendwo steckengeblieben wäre. „Ich weiß nicht warum,“ sagte der uneingeweihte Genosse, „aber man scheint die Sache überhaupt nicht behandeln zu wollen.“ Wie gewöhnlich begab ich mich zu Lenin, ohne Vorreden und Erklärungen würde ich sofort aus seinem Blick verstehen können, wie es sich um diese Angelegenheit verhielt.

„Erinnern Sie sich vielleicht, Wladimir Iljitsch, ob das Zentralkomitee die Anfrage über meine Mitarbeit mit Genossen M. in Skandinavien besprochen?“

„Ich wüßte wirklich nicht, aber ich werde mich telephonisch erkundigen und die Sache beschleunigen. Wollen Sie wirklich hin? Glauben Sie nicht, daß Ihr Name den Verdacht erwecken würde, daß unsere Handelsvertretungen Propaganda treiben?“

„Ich glaube es nicht. Sind es doch schon Jahre, seit mein Name in der Presse nicht mehr erwähnt wird, auch wissen die Gegner nur zu gut Bescheid über unsere inneren Angelegenheiten.“ —

„Nun gut. Ich werde einen Sekretär anrufen. Sagen Sie, Genossin Balabanoff, würden Sie eine Broschüre gegen Serrati schreiben?“

„Ich gegen Serrati? Weshalb denn? Ich bin mit seinem Standpunkt einverstanden. Aber Sie, Genosse Lenin...“

Es war mir ganz klar geworden, daß man meine Reise nicht ge-

nehmigen würde, und ich war Lenin für seinen Wink dankbar. Wie immer hatte er auch damals das Politische vom Persönlichen getrennt, das zweite dem ersteren untergeordnet. Wie gerne er auch meinen Wunsch erfüllt hätte, vor allem wollte er wissen, ob aus meiner Reise Nutzen gezogen werden konnte für eine Kampagne, die seines Erachtens für die Sache nützlich war.

Als ich einige Tage danach im Sekretariat der Kommunistischen Partei erschien, um mir die offizielle Antwort einzuholen, stieß ich selbstverständlich auf ganz andere Behandlung. Fieberhaft wurde im Vorzimmer Sinowjew telephonisch gesucht, wobei man mich mit untertänigsten Entschuldigungen und Ausreden abzuspeisen suchte. Endlich war das Gespräch zu Ende. „Das Zentralkomitee hat sich gegen Ihre Reise ins Ausland ausgesprochen, und zwar wegen Ihrer Stellungnahme in der italienischen Frage“, erklärte mir der amtierende Sekretär.

„Mir ist zwar der Zusammenhang zwischen meiner Einstellung in der italienischen Frage und meinem Rechte, für die Sowjetrepublik zu arbeiten, nicht ganz klar, aber das geht selbstverständlich das Zentralkomitee an. Ich unterwerfe mich seinem Beschluß. Aber privatim, auf persönliche Verantwortung und ohne irgendwelche Befugnisse, bitte ich das Zentralkomitee, mich ins Ausland reisen zu lassen“, erwiderte ich.

„Geschieht es aus Gesundheitsrücksichten? In solch einem Falle wird das Zentralkomitee selbstverständlich...“

„Meine Gesundheit hat mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Seit mehr als zwanzig Jahren bin ich in der Bewegung, und zwar war ich früher im Auslande als in Rußland tätig; da wird mir wohl das Recht zustehen, auch jetzt wieder ins Ausland zurückzukehren.“

„Ja, das ist nicht so einfach, Sie sind ein so hervorragendes Mitglied der Partei. Wir können nicht ohne weiteres auf Ihre Mitarbeit verzichten; wir wären vielmehr bereit, Ihnen ein sehr reiches Arbeitsfeld zuzuweisen. Die Leitung der Agitation im ganzen Lande.“

„Ich bestehe auf meiner Absicht, ins Ausland zu reisen. Wenn Sie wünschen, erkläre ich schriftlich, daß ich es auf eigene Faust tue.“

In der schriftlichen Verfügung, die ich vom Zentralkomitee erhielt, las ich, daß es mir gestattet sei, nach Schweden zu gehen, mir aber andererseits nahegelegt würde, meine Ansichten in der italienischen Frage nicht zu bekunden. Am Tage meiner Abreise

wurde mir mitgeteilt, Genosse Lenin hätte mich angerufen. Da ein jeder „verdienstvolle“ Genosse, der ins Ausland ging, eine Summe Geldes mitbekam, vermutete ich, Genosse Lenin wollte mich in dieser Angelegenheit sprechen. Um das Geld zu verweigern, ohne seine Zeit mit Erklärungen und Überredungen in Anspruch zu nehmen, zog ich es vor, ihn vor meiner Abreise nicht mehr zu sprechen. Dagegen rief ich seine Sekretärin an zu einer Zeit, wo Lenin selbst nicht zu sprechen war. „Wissen Sie vielleicht, Genossin, was Wladimir Iljitsch mir sagen wollte?“ — „Er wollte Sie fragen, ob er Ihnen irgendwie bei Ihrer Abreise behilflich sein könnte.“ — — —

Etwa zwei Jahre nach meiner Abreise aus Rußland, als ich meine Mitarbeit an der italienischen Parteipresse wieder aufgenommen hatte, wurde mir aus der Sowjetgesandtschaft in Wien mitgeteilt, das Zentralkomitee erkundigte sich nach meinem Gesundheitszustand.

„Jetzt, mit einemmal?“ fragte ich erstaunt den Gesandten der Sowjetrepublik, der mir die Anfrage übermittelte. — „Mit der Beantwortung wird es wohl keine Eile haben, vielleicht sehen wir uns, wenn es mir einigermaßen besser geht. Heute bin ich zu krank dazu.“ — „Jetzt wird es Ihnen schon besser gehen. Sie werden sich in einem Sanatorium erholen. Der Parteivorstand schickt Ihnen Mittel dazu.“ — „Bitte, sofort das Geld zurückzuschicken.“ — Sofort schrieb ich dem Zentralkomitee nach Moskau, es sei mir schon schwer genug, als Parasit zu leben in dem Sinne, daß ich mich an der Bewegung nicht beteilige, zu diesem Parasitismus wolle ich nicht noch einen zweiten fügen: leben auf Kosten der Partei oder des Staates. Ich verfügte telephonisch, das Geld solle am selben Tag nach Moskau zurückgeschickt werden. Darauf wurde ich telegraphisch nach Moskau zitiert, um Rechenschaft abzugeben über irgend etwas, das von mir oder über mich in der italienischen sozialistischen Presse veröffentlicht gewesen. Ich erwiderte, daß ich keine Veranlassung hätte, zu diesem Zwecke nach Moskau zu kommen. Seit 1920 hätte ich wiederholt erklärt, daß die jetzige Leitung der Kommunistischen Internationale für die revolutionäre Bewegung der ganzen Welt verhängnisvoll sei; auf dieser Behauptung beharrte ich nach wie vor. Jetzt besonders, wo die Situation in Italien immer tragischer werde und das italienische Proletariat besiegt und verpönt dastehe, stellte ich mich um so energischer an die Seite der sozialistischen Partei Italiens, die die glorreiche Vergangenheit, Ideologie und Methoden des revolutionären italienischen Sozialismus verkörpere

und um deren Banner sich die revolutionäre Arbeiterbewegung Italiens zu ihrer Wiederauferstehung sammeln werde. —

Etwa 15 Monate, nachdem ich diesen Brief an das Zentralkomitee der Russischen Kommunistischen Partei geschrieben hatte, erfuhr ich aus der Zeitung, ich sei aus ihr ausgeschlossen, weil ich zur italienischen Konterrevolution übergegangen sei, im faschistenfreundlichen „Avanti“ arbeite und dergleichen mehr . . .

*

*

*

Die Stimmung, die innerhalb der proletarischen Arbeiterbewegung heute herrscht, weist eine tragische Ähnlichkeit mit derjenigen auf, die der Zusammenbruch der Zweiten Internationale in den Massen hervorrief . . . Beide Internationalen haben das Vertrauen und die Erwartungen der revolutionären Massen furchtbar enttäuscht. Diejenigen, die in ihren Reihen verbleiben, tun es aus Resignation, aus Opportunismus.

Jede der beiden Internationalen, die die Massen durch den Sozialismus zum Siege führen sollten, lebt von den Fehlern und den Versäumnissen, die die andere am Proletariat begeht. Der größte Teil desselben steht enttäuscht und entmutigt abseits der Parteien . . .

Zimmerwalds erstes Verdienst war, den Massen zu zeigen, was die Internationale nicht sein sollte. Dieselbe Pflicht erfüllen heute diejenigen der Revolution treugebliebenen Parteien und einzelne Revolutionäre, die eben, weil sie den Emanzipationskampf der Enterbten vor Entstellungen und Entartungen schützen wollen, sich keiner der vorhandenen Internationalen anschließen können oder aus ihnen auszutreten gezwungen werden und den Kampf für den internationalen Sozialismus außerhalb ihres Rahmens weiterführen.

Kientals großes Verdienst war, den gemarterten Völkern zu beweisen, daß es im blutigen Wettkampfe keine Sieger und keine Besiegten geben könne, sondern nur verblutete, ausgebeutete, nur besiegte Proletarier. Heute hingegen sagen wir den Proletariern, die zerstreut und entmutigt den Kämpfen der Führer der zwei Internationalen zuschauen: unter den zwei Streitgruppen, die die Arbeiterklasse entzweien, gibt es keine Besiegten und keine Sieger. Entkräftet und besiegt durch diesen Bruderzwist wird nur das Proletariat.

Das Proletariat muß durch das Wiederaufleben des Sozialismus den Willen und die Macht bekommen, sich zu vereinigen, und mit

gesammelten Kräften den Weg zu seiner endgültigen Befreiung wieder vorwärtsschreiten.

Der Geist des Sozialismus ist nicht tot. Er kann nicht sterben. In dieser glühenden Überzeugung habe auch ich in den vorliegenden Zeilen die Jahre des Kampfes wiedererlebt, der durch Zimmerwald zu einer neuen Belebung und Sammlung des internationalen Proletariats unter der Fahne des revolutionären Sozialismus führen wird.

*

*

*

Bevor ich die so wieder erlebten Zeilen dem Leser überlasse, lese ich sie nochmals und komme zur ehrlichen Überzeugung, ich sei meinem Vorsatz treugeblieben: wahrheitsgetreu habe ich über meine Erlebnisse berichtet, ohne mir irgendwelchen Zwang aufzuerlegen.

Als ich an meine Arbeit trat, tauchte in mir die Frage auf, für wen ich eigentlich schriebe. Jahre hindurch bestrebt, als sozialistische Rednerin meine Empfindungen und Gedanken den Massen mitzuteilen, um diese dem Sozialismus näherzubringen, bin ich gewöhnt, eine sozial und psychologisch konkrete Zuhörerschaft vor mir zu haben.

Dieses Buch, das ein halbes Menschenalter und ein ganzes Menschenleben widerspiegelt, habe ich in einigen Monaten geschrieben, ohne mich meinem jetzigen Milieu und meinen mannigfaltigen Beschäftigungen zu entziehen. Ich wollte auch den Ideenassoziationen ihren natürlichen Lauf lassen. Was bereits aus dem Gedächtnis geschwunden, sollte nicht durch künstliche Isolierung und Konzentrierung aufgefrischt werden, ebenso wenig wie die chronologische Reihenfolge oder Aufzählung aller wichtigen Erlebnisse beobachtet werden sollte. Trotzdem aber ergibt es sich, daß ich vor allem für meine heutigen und morgigen Gesinnungsgenossen geschrieben habe. Die Distanz, auf der ich äußerlich und innerlich von der bürgerlichen Gesellschaft lebe, ist auch beim Wiedererleben meiner vergangenen Tage zum Vorschein gekommen. Der bürgerliche Leser wird wahrscheinlich in dieser Schrift dasjenige Sensationelle vermissen, was er allein in den „Erlebnissen“ einer Revolutionärin sucht; vielleicht mag er auch dadurch enttäuscht sein, daß in dieser Schrift, die durch und durch erlebt ist, keine Bestätigung dessen vorzufinden ist, was die Gegner des Sozialismus über Sowjetrußland so gerne lesen möchten. Die Kritik einzelner Personen und Institutionen — sie mögen augen-

blicklich noch so ausschlaggebend für das Land sein — haben mit der russischen Revolution als solcher bitter wenig zu tun.

Es gab eine Zeit, wo Feinde und Freunde des Sozialismus jede Kritik an jeder Einzelheit des in Rußland oder in der Kommunistischen Internationale Geschehenden mit der Einstellung zu Sowjetrußland selbst identifizierten. Diese Zeit ist längst überholt. Die klassenbewußten Proletarier der verschiedenen Länder, die treu zur Idee Sowjetrußlands halten, wissen, warum sie es tun, von ihrer Einstellung wird sie nichts abhalten, auch nicht die selbstmörderische Taktik der führenden Persönlichkeiten des russischen und internationalen Kommunismus. Diese Taktik hat am allermeisten dazu beigetragen, daß die Massen einen tiefen, unüberbrückbaren Unterschied machen zwischen ihrer Einstellung zur sozialen Revolution, d. h. zur heldenhaften Erhebung der russischen Massen und dem offiziellen Kommunismus. Gab es eine Zeit, wo man aus Rücksicht auf die russische Revolution manches von ihren Führern verschweigen zu müssen glaubte, so hat die Stunde längst geschlagen, in der das Interesse des internationalen Proletariats mit solchem Verschweigen nicht mehr vereinbar ist.

Indem ich diese meine Bekenntnisse abschließe, denke ich unwillkürlich und ununterbrochen an die Worte, mit denen der große Dichter und Denker Giacomo Leopardi einen Teil seiner wahrheitsuchenden, selbsterfleischenden Betrachtungen einleitete: „Lange habe ich mich dagegen gewehrt, das von den Menschen zu sagen, was ich im nachstehenden zu sagen beabsichtige.“ Ich habe das Glück, dem genialen Pessimisten gerade in dieser seiner Behauptung nicht beipflichten zu müssen. Jedenfalls habe ich es meistens mit der Elite der Menschheit zu tun gehabt, d. h. mit denjenigen, die schon dadurch himmelhoch über dem Durchschnitt der bürgerlichen Mentalität stehen, daß sie die Abschaffung des Kapitalismus zu ihrem Lebenszwecke gemacht haben. Andererseits bin ich in meinem Leben fast auf keine Gemeinheit oder Feigheit gestoßen, die nicht Begleiterscheinung und Überbleibsel der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gewesen wäre.

Auch in Rußland handelt es sich letzten Endes darum, daß der revolutionäre Staat, um mit den bürgerlichen Staaten auskommen zu können, gezwungen war, zu Mitteln zu greifen, die der bürgerlichen Gesellschaftsordnung und ihrer Ideologie eigen waren, und daß so mancher von den Führern zu schwach war und von der bürgerlichen Ideologie zu sehr befangen, als daß er imstande

gewesen wäre, auf die Versuchung zu verzichten, sich ähnlicher Mittel zu sachlichen und persönlichen Zwecken zu bedienen, die anders nicht erreichbar gewesen wären. Auch das ist ein Grund mit dazu, daß mir das Aufdecken der Abweichungen vom Sozialismus, auf die ich bei so manchem gestoßen, keine weitere Überwindung gekostet hat. Gerade die Ereignisse der letzten Jahre haben mich in der Auffassung bestärkt, daß es nur einen Weg gibt, der zum Sozialismus führt, und das ist der der Wahrheit. Durch das Sehnen der Unzählbaren, durch das Suchen, Tasten und Kämpfen der Vorhut des Proletariats, trotz der Fehler und Schwächen der einzelnen, werden die künftigen Generationen, von der Wahrheit geleitet, nach Wahrheit strebend, den Weg zum völker- und menschenbefreienden Sozialismus finden.

Angelica Balabanoff.

Nachwort.

Als ich 1920 mich veranlaßt fühlte, die Arbeit in der Kommunistischen Internationale unwiderruflich aufzugeben, tat ich es aus der Überzeugung heraus, daß die von ihr angewandten Methoden sich schwer an den arbeitenden Massen Westeuropas und Rußlands rächen müßten, daß sie dazu angetan sind, der revolutionären Bewegung einen nicht mehr gutzumachenden Schaden zuzufügen. Das rasende Tempo, in dem sich diese Rache in allen Ländern, an allen kommunistischen Parteien vollzogen hat, die Tatsache, daß ganze Parteien — nicht nur eine Reihe von verantwortungsvollen Revolutionären — gezwungen wurden, denselben Entschluß zu fassen wie ich, und manches andere, das die Tragödie, die mich zum schwerwiegenden Entschluß bewog, zu einer kollektiven gemacht hat: alles das und auch die sonstigen Ereignisse seit dem Abschlusse meiner „Erinnerungen“ haben die Richtigkeit meiner Einstellung so sehr bestätigt, daß ich der Meinung bin, ich hätte mich an der revolutionären Bewegung, an meinem revolutionären Gewissen, an meiner revolutionären Vergangenheit vergangen, wenn ich nicht schon 1920 das Tischtuch zwischen mir und den betreffenden Methoden zerschnitten haben würde...

So manche Tatsachen und Nuancen, die, wenn sie einen ersten Hintergrund haben, dem nicht aufmerksamen, nicht eingeweihten Beobachter entgehen, drängen sich der Aufmerksamkeit und dem Auffassungsvermögen auch der Uneingeweihten auf, wenn sie einen komischen Anstrich haben. Wie oft haben wir Marxisten nicht Marxens prägnante Feststellung gelesen und zitiert, daß vieles, was sich zuerst als Tragödie offenbart, bei Weiterentwicklung und Wiederholung sich als Farce bekundet. Das lächerliche Schicksal Sinowjews erinnert an das italienische Sprichwort: „Gott wartet den Zahltag nicht ab,“ d. h. Vergeltung und Rache können unter Umständen viel früher eintreffen, als man es in unserer an Gerechtigkeit nicht allzusehr gewöhnten Welt anzunehmen pflegt. Die „Gerechtig-

keit“ besteht in diesem Falle nicht nur darin, daß der Vorsitzende der Kommunistischen Internationale von denselben Methoden und Werkzeugen getroffen wurde, die er geschaffen und durch die er unzählige Opfer seines Strebertums beseitigt hat, sondern auch darin, daß er nunmehr in dem ihm gebührenden Lichte erscheint — erbärmlich lächerlich! Es genügt, in einer offiziellen kommunistischen Zeitung nachzulesen, was seine Gesinnungsgenossen, seine ehemaligen Agenten und Speichellecker von ihm heute, da er, teils durch ihren Verrat, entthront, entlarvt, erniedrigt, ausgelacht, der Macht enthoben ist, sagen und schreiben. Es genügt, daran zu denken — auch das kann man in den kommunistischen Zeitungen nachlesen —, daß die russischen Arbeiter, als es ihnen erlaubt wurde, ihre Meinung zu äußern, ihn statt mit dem „nichtendenwollenden Beifall“ nach seiner Entthronung mit dem Ruf empfangen: „Wo warst du in den Oktobertagen?“, „Wir brauchen keine Feiglinge“, „Nieder mit den Parteispaltern“ und dergleichen mehr. Selbstverständlich kann es sich für uns hier nicht um ihn handeln, sondern um die Methoden, die sein Werdegang widerspiegelt und die im russischen und einem großen Teil des westeuropäischen Proletariats den Glauben an die Revolution, an die historische Mission der Arbeiterklasse erschüttert haben.

Eine Partei macht den kühnen, nie dagewesenen Versuch, die Geschicke des Volkes und ihres Landes der Willkür der die Produktionsmittel und die politische Macht besitzenden Minderheit zu entreißen, sie derjenigen Gesetzmäßigkeit zu unterwerfen, die der objektiven Entwicklungstendenz der gesellschaftlichen Kräfte entspricht. Das Volk, die unterdrückte Klasse, geht auf den Versuch ein, die Bedenken, die in ihm latent leben, überwindet es, weil diejenigen, die es zum Versuch aufmuntern, ihm eine Gewähr dafür bieten, daß alles, was kommen wird, kommen muß, im Interesse der Ideale, für die der gemeinsame Kampf aufgenommen wird. Dabei handelt es sich bei einer großen Volkserhebung in einem Riesenlande wie Rußland selbstverständlich nicht um das auf persönliche Kenntnis beruhende Zutrauen, sondern um das instinktive, kollektive Vertrauen, daß diejenigen, die so lange und blutig gekämpft haben, um die Willkürherrschaft zu vernichten — und unter dieser hat doch das russische Volk am meisten gelitten —, nicht auf dasselbe Geleise kommen werden. Und auch diejenigen, die keinen Begriff vom konkreten Inhalt der marxistischen oder bolschewistischen Grundsätze haben, in deren Namen man sie zum

Umsturz bewogen hat, fühlen sich veranlaßt, unsägliche Leiden und Entbehrungen auf sich zu nehmen: sie haben Vertrauen, daß nicht die Interessen und Meinungen der einzelnen, sondern kollektive Grundsätze die Geschicke des Landes lenken werden.

Der Fall Sinowjew exemplifiziert in einer unübertrefflich drastischen Weise, wie frevelhaft die einzelnen tonangebenden Bolschewisten sich am Volk vergangen, sein Vertrauen auf eine revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft untergraben haben. Das, was für das russische Volk gilt, gilt natürlich auch für die Arbeitermassen der anderen Länder, die in Sowjetrußland das erste Experiment der revolutionären Machtergreifung der Arbeiterklasse sehen. Es handelt sich um eine Probe aufs Exempel. Der unverantwortliche Unfug, der aus der Betrachtung dieses Einzelfalles sich ergibt, ist um so niederträchtiger, als er nicht irgendwie durch die objektiven Interessen der Revolution diktiert wurde. Es handelt sich hier nicht um die großen Kompromisse, wie den „Nep“ oder dergleichen mehr, im tatsächlichen oder vermeintlichen Interesse der Aufrechterhaltung der Sowjetrepublik, ebensowenig um unvermeidliche Folgen der Klassendiktatur als solcher. Im Gegenteil, es sind Entgleisungen, Entstellungen, Mißbräuche der Klassendiktatur durch eine die Macht mißbrauchende Minderheit.

Als Sinowjew Trotzki loswerden wollte, aus altem Neid und Haß und aus Rache dafür, daß dieser ihn an seine ruhmlose Vergangenheit erinnerte, nahm er zu denselben Methoden Zuflucht, die er andern gegenüber unzählige Male aus denselben oder ähnlichen Motiven angewandt hatte. Er mißbrauchte seine Machtstellung, seinen Apparat, die von ihm ökonomisch und politisch direkt oder indirekt abhängigen Elemente, um Trotzki zum „Menschewik“, „Sozialdemokraten“ zu stempeln. Trotzki war nicht das erste Opfer dieses Systems, aber daß der armselige Streber sich auch an ihn herangewagt hatte, beweist, wie idiotisch er das Prestige, ja selbst den Bestand der russischen Revolution seinem kleinlichen Ehrgeiz, seinem Größenwahnsinn opferte. Nicht etwa daß Trotzki unfehlbar wäre. Im Gegenteil, durch seine Beteiligung am Manövrieren und Intrigieren, dadurch, daß er nicht den Mut gehabt hat, gegen die Machthaber seinen Standpunkt zu vertreten und gegen den Strom zu schwimmen, hat er den größten Teil seiner riesigen Verdienste um die russische und die Weltrevolution illusorisch gemacht. Aber nicht darum handelt es sich in diesem Zusammenhange; als die Kampagne gegen Trotzki entfesselt wurde, genoß er die größte Sympathie und das

größte Vertrauen gerade in den breiten Volksschichten. Um zu Trotzki absolutes Vertrauen zu fassen, mußten die Bauernmassen unbewußt, instinktiv eine gewisse Dosis von Antisemitismus überwinden; daß sie es taten, und restlos taten, ist darauf zurückzuführen, daß jedes Auftreten Trozki's, ein jedes seiner Dekrete, alles das, was die Rotarmisten von ihm gefühlt, gesehn, gehört hatten, eine starke Persönlichkeit, einen unbeugsamen Willen bekundete, und darauf, daß er mit gutem Beispiel voranging, als es sich um Anspannung aller Kräfte und physischen Mut handelte. Die Verehrung, die die russischen Massen ihm zollten, war weniger Fetischismus als Anerkennung. Die Persönlichkeit Trozki's verkörperte für breite, dem Sozialismus zunächst mißtrauisch gegenüberstehende Bauernmassen die Revolution. Als man auf Befehl Sinowjew's an Trozki's Prestige rüttelte, als man ihn vor den Massen bloßstellte, ihm alle Verdienste um Gründung und Ausbau der roten Armee ostentativ absprach, ihn als Antileninisten und Emporkömmling der Revolution verklatschte, alle Behörden beauftragte, in der Bevölkerung und in der Armee gegen ihn Stimmung zu machen, Resolutionen gegen ihn „einstimmig“ anzunehmen, ihn nicht zu Worte kommen zu lassen: da erst tauchten große, nagende Zweifel im Volke auf. An wen soll man glauben, wenn auch er ein „Menschevik“ ist, an wen glauben, wenn die, welche ihn gestern zum Träger höchster Ehren und Würden erhoben, ihm das Heiligste des Heiligen, die Geschicke des proletarischen Vaterlandes, anvertraut hatten, ihn heute seines Amtes entheben, seine Verdienste in Abrede stellen, ihn mit Mißtrauen umgeben?

Nun kam die Weiterentwicklung der Farce, die für das Volk und nicht etwa für das russische allein längst zur Tragödie geworden ist. Trotzki haben die Kommunisten mit Widerwillen desavouiert. Die meisten taten es nur, weil der Befehl von oben kam und sie als Lohnempfänger des russischen Staates oder der Kommunistischen Internationale im Auslande vor die Alternative gestellt wurden, entweder auf ihre Erwerbsquelle oder auf die Bekundung der Solidarität gegenüber einem von den Machthabern Entthronten, Verfolgten zu verzichten. Andere wieder sagten sich, daß jener Sinowjew, dessen Photographien, Reden, Schriften sich ihnen überall aufdrängten, von dem sie stets lasen, daß seine Berichte über die russische und Weltrevolution mit „nichtendenwollendem Beifall“ aufgenommen würden, von dem sie wußten, daß er die Befugnis hatte, ganze west-europäische Parteien zu exkommunizieren, einen jeden Revolutionär

zum Konterrevolutionär zu stempeln, die ganze Arbeiteropposition und Revolutionäre aller Schattierungen zu verfolgen, zu dessen Verteidigung die Regierung ihren ganzen Apparat in Bewegung gesetzt hatte, doch im Recht sein müsse. Jetzt müssen dieselben Massen es erleben, daß derselbe Sinowjew, der eine Ausrottungskampagne gegen alle entfesselte, die in der winzigsten Nuance von dem Zentralkomitee, als er in ihm tonangebend war, abwichen und sich zum Beispiel mit Trotzki solidarisierten, zur Opposition übergeht und die Unverfrorenheit hat, zu erklären, der größte Fehler seines Lebens sei, Trotzki bekämpft zu haben! Bedenke man nur, mit welchen bluternsten Begriffen und Situationen diese frevelhafte Komödie gespielt wird! Jahrelang dauert eine Polemik, und zwar keine rein theoretische, sondern eine, deren einzelne Phasen mit dem Blute des russischen und westeuropäischen Proletariats besiegelt werden, ungeheure Macht und Geldmittel sind angewendet worden, um in der ganzen Welt alles zu unterdrücken, was von Sinowjews ehemaliger Meinung abweicht, unzählige russische und westeuropäische Revolutionäre haben durch Gefängnis, Verleumdungen, Exil büßen müssen, daß sie vor Jahr und Tag dieselben Fragen aufwarfen, die heute das allmächtige Zentralkomitee der Russischen Kommunistischen Partei in zwei einander bekämpfende Lager spaltet. Und jetzt müssen dieselben Massen sich gefallen lassen, daß dieselben Argumente, die mit Zustimmung des Zentralkomitees von Sinowjew gegen Trotzki geltend gemacht wurden, vom Zentralkomitee gegen Sinowjew selbst gebraucht werden, unter demselben Mißbrauch von Lenins Autorität und des „Leninismus“. Die Art und Weise, wie diese Fragen von den Vertretern beider Richtungen und ihrer Mitläufer aus den verschiedenen Ländern gehandhabt werden, liefert krasse Beweise dafür, wie die Macht mißbraucht wurde und Willkür, gepaart mit Emporkömmlingsgeist, den Geist der proletarischen Revolution längst verdrängte. Handelt es sich doch um nicht weniger als um die Lebensfragen für die revolutionäre Arbeiterbewegung der ganzen Welt: Wohin steuert die ökonomische Entwicklung Sowjetrußlands, ist die Verwirklichung des Sozialismus in einem Lande möglich? und um dergleichen wichtige, aktuelle Probleme mehr. Diese Probleme werden als Privatangelegenheiten betrachtet und werden erst dann der proletarischen Öffentlichkeit übergeben, wenn man sie braucht, um zwei sich bekämpfende Fraktionen im Rivalitätsstreit gegeneinander auszuspielen. Die Probleme selbst werden unerhört frivol in einem von

persönlicher Ranküne und Klatsch getragenen Tone erörtert. Aus allen Poren strömt die Art des Manövrierens, diejenige Komplizität, die, vom Sinowjewtum großgezogen, jetzt gegen es selbst angewendet wird. Die Telegramme und Resolutionen, die Reden und Proteste, die heute Sinowjew desavouieren, sind ebenso authentisch wie diejenigen, die er seinerzeit selbst verfaßte und versandte, als es galt, andere zu desavouieren. Alle Elemente, die von ihm seinerzeit unterdrückt wurden, werden gegen ihn mobilisiert. Von diesen wird mit einem Male in einer Sitzung der von ihm ehemals beherrschten Exekutive erklärt, er habe „den Parteiapparat mit der größten Rücksichtslosigkeit gehandhabt, um aus den Leitungen jedes Element zu entfernen, das ihm nicht als gefügiges Werkzeug seiner eigenen Anschauung erschien“. Warum haben diejenigen, die heute über einen Entthronten, für einige Zeit unschädlich Gemachten vernichtende Urteile fällen, bis jetzt geschwiegen, sich ihm unterworfen, ihm geschmeichelt, sich als Werkzeug von ihm behandeln lassen? Warum wird erst heute enthüllt, wie demagogisch, willkürlich er die ihm unbequem Gewordenen zu „Rechten“ stempelte?

Heute erst, wo es nicht mehr gefährlich ist, ihn anzugreifen, wo man im Gegenteil dadurch populär und der herrschenden Mehrheit genehm wird, die diese Verleumdermethoden mitgeschaffen, sie zum System erhoben hat? Und wenn ernste Revolutionäre sich zu solchem Servilismus herablassen können, wie ist es mit den anderen, den im Geiste des Sinowjewtumes Großgezogenen, die im politischen Kampf nur ein Intrigenspiel erblicken? Und mit den Jugendlichen, den vom Politikantismus Demoralisierten? Und die zahlreichen Vertrauensleute und Agenten Sinowjews, die in seinem Auftrage in allen Ländern gelogen und korrumpiert, intrigiert und verleumdet haben, die, weil sie in seinem Dienste standen, schalten und walten konnten, wie sie wollten, ungeheure Geldsummen zu ihrer Verfügung hatten: mit welcher Wollust werfen sie sich jetzt alle auf den gestürzten Sinowjew, ihren Abgott von gestern, belehren, beschimpfen, bespitzeln ihn und stellen sich in den Dienst der anderen Lohnzahler!

*

*

*

Eine der Kreaturen, die es immer ausnahmslos mit den Mächtigeren halten, die seinerzeit Trotzki im Auftrage Sinowjews wie

einen elenden, unwissenden Lausbuben behandelte, dieselbe Kreatur, die seinerzeit, um meinen Ausschluß aus der Russischen Kommunistischen Partei plausibel zu machen, geschrieben, meine Zugehörigkeit zur Russischen Kommunistischen Partei sei für diese eine Schmach gewesen, veröffentlicht jetzt die vernichtendsten Urteile gegen den ehemaligen Auftraggeber, und zwar tut sie es mit viel mehr Sachkenntnis und Spontaneität als ehemals. Der würdlose Sklave kann endlich seinen Sklavenhalter demaskieren und sich dadurch die Gunst derjenigen erwerben, die diesen besiegt haben.

*

*

*

Dieses erbärmliche System der Willkür, des Servilismus, der Demagogie hat der revolutionären Ideologie in den Augen ihrer Anhänger wie ihrer Feinde mehr geschadet, als die mächtigste Koalition der Arbeiterfeinde aller Länder das zu tun vermocht hätte. Denn durch dieses System ist der Geist der revolutionären Bewegung getroffen worden. Die tragische Zwangslage, in der sich die russische Revolution seit ihrem Beginn befunden hat, ist ausgenützt, mißbraucht worden, um dem Fraktionsgeist, der Herrschsucht einzelner Führer Genüge zu tun. Diese haben die Demarkationslinie zwischen objektiver Notwendigkeit und subjektiver Willkür längst überschritten, und dadurch, daß Millionen von Proletariern in der ganzen Welt sich davon Rechenschaft abgeben, haben sie den Glauben an die Revolution in diesen gelähmt, sie haben sie und so manchen von uns der Möglichkeit beraubt, so vehement gegen die Greuel und Heuchelei der herrschenden Klassen zu protestieren, als wir es ehemals taten, weil wir in unserem Innersten fühlen, daß Millionen von klassenbewußten Proletariern, Tausende von ehrlichen Menschen uns dieses Recht absprechen, weil unter der roten Fahne der Revolution sich Vorgänge abgespielt haben, die mit den Interessen der Revolution nicht mehr gerechtfertigt, mit ihrer Würde nicht mehr vereinbart werden können.

Daß es in Sowjetrußland wie im Auslande Millionen von ehrlich überzeugten Menschen und Revolutionären gibt, die im qualvollen Bewußtsein leben, daß in einem durch die Revolution befreiten Lande das menschliche Leben der Willkür einzelner ausgeliefert wird und die persönliche Unantastbarkeit, die gerade die russischen Revolutionäre aller Richtungen gegen den Zarismus als das heiligste Gut zu verteidigen verstanden, jetzt ebensowenig gegen die Voll-

strecker der Gewalt geschützt wird, wie ehemals unter dem Zarismus, das ist eine so schwerwiegende Anklage gegen die russische und jede Revolution, daß von ihrer Tragweite und ihren Folgen jeder Revolutionär in seinem Innersten erbeben muß . . .

Wir haben stets das menschliche Leben für das Heiligste erklärt und haben es der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gegenüber, die aus dem Menschen das Werkzeug ihrer Gewinn- und Machtgelüste macht, mit unserer ganzen Leidenschaft, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln verteidigt. Wir haben uns mit der tragischen Notwendigkeit, die einzelnen der Befreiung der Allgemeinheit opfern zu müssen, nur insofern abfinden können und dürfen, als durch solche Vernichtung menschlichen Lebens der Sieg des Sozialismus über die dem Kapitalismus innewohnende massenhafte Zerstörung menschlichen Lebens und menschlicher Würde beschleunigt werden könnte. Nun sehen wir, daß durch das frevelhafte Umgehen mit dem Leben und mit der Ehre überzeugter Revolutionäre die Massen, der größte Teil der Menschheit, sich immer mehr von dem Wege abwenden, der allein zur Befreiung der Unterdrückten, zur Abschaffung der Ausbeutung, zur Entfaltung des Menschentums führt, vom Wege der Revolution: weil das schreiende Beispiel aus Rußland auf die meisten Menschen überzeugender, vor allem abschreckender als Theorien zu wirken begonnen hat.

*

*

*

Das Tempo der Entwicklung, die einzelnen Tatsachen, die seit dem Abschluß meiner „Erinnerungen“ zum Vorschein gekommen sind, haben mich in meiner Einstellung nur noch bestärkt und mich veranlaßt, eifriger denn je in ihrem Geiste zu wirken. In demselben Maße, wie die Tragödie des italienischen Volkes sich erweiterte und vertiefte, d. h. im selben Maße, wie Überfälle, Brandstiftungen, Morde nicht mehr als einzelne Episoden der blutigen Reaktion vorkamen, sondern System wurden, wie das Schicksal Matteottis nicht mehr als ein Einzelschicksal betrachtet werden konnte, sondern so zahlreicher Opfer des Fascismus Los wurde, daß die Fascisten ihre Terminologie durch den Ausdruck „matteottisieren“ bereicherten — habe ich es immer mehr für meine Pflicht gehalten, die proletarischen Klassen der europäischen Länder über das Wesen des Fascismus aufzuklären, ihnen das Märtyrertum der italienischen Massen zu schildern. Durch diese Tätigkeit bin ich

so sehr in Anspruch genommen worden, daß alles andere, was ich in der letzten Zeit getan und erlebt habe, in den Hintergrund meiner Erinnerungen getreten ist. Wie erbärmlich klein und egozentrisch müßte man sein, um angesichts der allumfassenden, Menschen und proletarische Institutionen zermalmenden italienischen Tragödie an sich selbst denken zu können, sich selbst empfinden zu dürfen! Wenn von den gegen die zeitgenössischen, durch den Krieg und die Niederlage der Arbeiterklasse zynisch übermütig gewordenen, herrschenden Klassen kämpfenden Revolutionären mit Recht gesagt wurde, daß ein jeder Tag, den sie leben, eigentlich ein Geschenk, ein Zufall, ein Wunder sei — so ist für diejenigen, die den italienischen Massen nahestehen, an ihrem sozialistischen Aufbau mitgearbeitet haben, das Leben heute überhaupt nur eine Pflicht: die Pflicht, dem italienischen Volke zu helfen, sein Kreuz zu tragen, ihm helfen, seine Ketten zu sprengen, dafür zu arbeiten, daß die Legenden, die man über das vorfascistische und fascistische Italien verbreitet, endlich zerstört werden. Über Italien und seine sozialistische Bewegung herrschen noch heute oder gerade heute, leider auch unter den arbeitenden Massen — vor allem infolge der mangelhaften, einseitigen, sehr oft bewußt entstellenden Schilderungen ihrer Führer — dieselbe Voreingenommenheit, dieselben Vorurteile und derselbe Mangel an Kenntnis wie unter den herrschenden Klassen. Diese glauben, daß es sich um ein noch im tiefen Mittelalter steckendes Land handelt, jene glauben, daß die italienischen werktätigen Massen auf einer ganz niedrigen Stufe der geistigen und sozialistischen Entwicklung stehen. Diese zwei von den tatsächlichen Verhältnissen gleich entfernten, gleich unrichtigen Meinungen kamen besonders nach der Niederlage der italienischen werktätigen Massen zum Ausdruck. Die meisten Menschen sind geneigt, den Besiegten unrecht zu geben; so manche objektive Tatsache erscheint in ganz verschiedenem Lichte, je nachdem sie der Scheinwerfer des Sieges oder der Niederlage bestrahlt. Die Linie des schwächeren Widerstandes wird gerade auf diesem Gebiete fast ausnahmslos befolgt. Dagegen anzukämpfen habe ich mich stets bemüht, einmal aus ganz elementaren, allgemein menschlichen Gründen der Solidarität mit Besiegten, Unterdrückten, Mißverstandenen überhaupt und zum anderen aus politisch-pädagogischer Zweckmäßigkeit. Von derselben Einstellung geleitet, habe ich es vor dem Siege der Oktoberrevolution und besonders nach der blutigen Niederlage, die die russische revolutionäre Bewegung 1905 erlitten hatte, für meine Pflicht gehalten,

die Aufmerksamkeit der proletarischen Massen auf die Vorgänge in Rußland zu lenken, die Leiden, das Märtyrertum, den Heldenmut der russischen Revolutionäre zu verkünden. Obwohl die russischen Emigranten über ganz andere Mittel der Information und Aufklärung verfügten als heute die italienischen — Presseorgane, Organisationen, Vertretung in einer einigen, Prestige ausübenden Arbeiterinternationale —, hielt ich es für selbstverständlich, gerade den Befreiungskampf der russischen Massen in den Vordergrund meiner Vorkriegstätigkeit zu stellen, und zwar zu einer Zeit, wo manche Führer und manche Schichten der europäischen gewerkschaftlich und politisch organisierten Arbeiterschaft die russische revolutionäre Bewegung infolge ihrer numerischen Winzigkeit, ihrer äußeren Mißerfolge wegen, mit einer gewissen Überlegenheit, von oben herab, betrachteten. Der italienischen Arbeiterbewegung gegenüber empfinde ich dieselbe Pflicht in noch größerem Maße — die Tragödie eines Volkes und einer Klasse, der alle ihre Errungenschaften und vor allem die Freiheit geraubt werden, ist viel größer als die eines Volkes oder einer Klasse, die weder das eine noch das andere überhaupt besessen haben.

Es gibt aber auch noch andere, eben so schwerwiegende Gründe, die mich veranlassen, die Aufklärung der arbeitenden Massen über das Wesen, den Werdegang und die Urheber des italienischen Fascismus als meine Hauptaufgabe zu betrachten: weshalb ich auch in diesem Nachwort auf diese brennendste Frage zurückkomme. Einer dieser Gründe ist der Mangel an psychologischem Orientierungsvermögen dem Fascismus gegenüber, auf den man fast ausnahmslos überall stößt und der eine viel größere unmittelbare Gefahr in sich birgt als seinerzeit das Versagen des Verständnisses für die russische revolutionäre Bewegung. Wobei hinzugefügt werden muß, daß die Geringschätzung der italienischen sozialistischen Bewegung sich auch noch schwer rächen kann, weil sie das Verständnis des Fascismus erschwert, die Aufmerksamkeit der Arbeiterschaft der anderen Länder vom Hauptproblem ablenkt, wodurch geistige und politische Passivität einer Erscheinung gegenüber großgezogen werden, die die intensivste, ununterbrochene Aufmerksamkeit der ausgebeuteten Klassen aller Länder verdiente — und sei es auch nur aus dem einfachen Selbsterhaltungstrieb heraus . . .

Während die Führer der beiden Strömungen, die innerhalb der Arbeiterbewegung um die Hegemonie streiten, sich gegenseitig beschuldigen, den Fascismus heraufbeschworen zu haben, und dadurch die Kluft zwischen den Massen nur noch erweitern, ja fast unüber-

brückbar machen, sammelt der Fascismus, vor allem der italienische, die ihm in den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, in den verschiedenen Ländern nahestehenden Kräfte und die, die sich sonst zu ihm hingezogen fühlen. Nur das unverzeihliche Verhalten der Führer des Proletariates und die ihm entsprechende, von ihm geförderte passiv-gleichgültige Einstellung der Massen gegen die fascistischen Bestrebungen ebnen dem Fascismus — und nicht nur dem Italiens — den Weg. Auch hier hat man in beschämender Weise die Linie des minderen Widerstandes bezogen. Es ist ja auch viel leichter, sich und den Massen einzureden, daß der Fascismus in anderen Ländern unmöglich sei, daß er in Italien nur infolge dieser oder jener taktischen Fehler, infolge dieses oder jenes Verrates habe siegen können, siegen über einen leicht zu besiegenden Feind! — — —

Der Zarismus war eine den russischen sozialökonomischen Verhältnissen entsprechende Erscheinung, die zwar indirekt durch ihr bloßes Vorhandensein als Bollwerk der Weltreaktion den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse anderer Länder hemmte und beeinträchtigte, sie selbst aber nicht direkt bedrohte. Anders ist es mit dem Fascismus. Er ist das Produkt der Übergangszeit, in der wir alle leben. Die Weltkrise und das Beispiel Rußlands haben die Zuversicht der herrschenden Klassen aller Länder in die Unantastbarkeit ihrer ökonomischen Privilegien und politischen Macht, ihr allgemeines Sicherheitsgefühl tief erschüttert. Sie sind bereit — abgesehen vom Grade der Stabilität, die die kapitalistische Wirtschaft in den verschiedenen Ländern erreicht hat oder erreicht zu haben glaubt —, zu allen Mitteln zu greifen, selbst zu denjenigen, die sich über kurz oder lang auch gegen sie selbst wenden müssen, von denen sie einen Schutz gegen den vermuteten oder tatsächlich drohenden expropriierenden Anprall der werktätigen Massen erhoffen. Die wenigsten unter ihnen glauben, dadurch mit der „roten Gefahr“ endgültig aufräumen zu können, sie wissen schon, daß aufgeschoben noch nicht aufgehoben heißt. Aber alle Mittel, auch die abenteuerlichsten, sind ihnen, besonders nach dem verführerischen Beispiel Italiens, recht, um die Stunde der endgültigen Klassenabrechnungen zu verschieben.

Feigheit mehr noch als Selbsterhaltungstrieb war es, der die herrschenden Klassen Italiens bewog, das Land einer Bande von notorischen Abenteurern auszuliefern. Und eine solche Auslieferung der Interessen des ganzen Volkes — die Interessen der eigenen

Klasse miteinbegriffen! — kann nur in einer Zeitperiode scharfer Krisen, tiefer sozialer Erschütterungen geschehen, wenn die zum Niedergang verurteilten Klassen und ihre Angehörigen in den Tag hineinleben. Wie schwach, wie arm an Klassenbewußtsein und Tradition, an sozialem Orientierungsvermögen die italienischen herrschenden Klassen, die eigentlich erst im Kriege zu einem wirklichen Klassenbewußtsein erwacht sind, auch gewesen sein mögen; soviel Einsicht besaßen sie schon, um voraussehen zu können, daß durch eine Abenteuerbande auch ihre Interessen nicht auf die Dauer gefördert werden können, sondern daß eine Ära unbegrenzter, unabsehbarer Möglichkeiten durch den Fascismus eröffnet werden könnte, die Katastrophe, die den Weltfrieden nunmehr unmittelbar bedroht, den Krieg, nicht ausgeschlossen. Ob überhaupt die Furcht der italienischen Agrarier und norditalienischen Großindustriellen — diese Kreise waren es, die mit Hilfe der damaligen Regierung der Monarchie den Fascismus aus der Taufe gehoben haben — vor der baldigen sozialistischen Expropriierung berechtigt war, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Tatsache ist, daß, als sie sich vor die Wahl gestellt sahen, sie es vorzogen, die Macht Abenteuerhaufen zu übertragen, damit sie nicht von disziplinierten, zielbewußt organisierten Massen der Ausgebeuteten erobert werden könnte . . .

Vor ähnliche Alternativen könnte noch so manche ökonomisch privilegierte Klasse in absehbarer Zeit sich gestellt fühlen. Wozu sie sich entschließen würde, ist — besonders nach dem Beispiel Italiens — nicht schwer zu erraten. Gerade, weil es sich um ein abenteuerliches Experiment, um ein Hasardspiel handelt, ist es nicht leicht, den Augenblick, das Tempo des Überfalles auf die Arbeiterklasse, die Mittel, deren zu bedienen man sich entschließen wird, vorauszusagen. Darum muß die Arbeiterklasse für alle Eventualitäten gerüstet sein, vor allem geistig gerüstet sein. Ihr Auge muß durch die Betrachtung der Vorgänge in Italien geschärft werden.

Daß dem jetzt noch nicht so ist, davon habe ich mich während meiner letzten Agitationsreisen in Frankreich wie in der Tchechoslowakei, in Österreich wie in Deutschland überzeugen müssen. Eine jede Feststellung, ein jeder Hinweis auf den Werdegang des Fascismus wirkte wie eine Offenbarung. Nichts Falscheres z. B. als die weit verbreitete Annahme, der Fascismus sei von seinen Anfängen an eine „ordnungsverbreitende“ Kraft gewesen! Der Fascismus ist als eine Rebellion vom Kriege enttäuschter, im Trüben zu fischen begehrender Elemente entstanden, die nichts weniger als Ordnung

schaffen wollten. Davon konnte, abgesehen von ihrem demagogischen, ausgesprochen expropriatorischen Glaubensbekenntnis, bei diesen klassenentwurzelten, von negativen Instinkten der Zerstörung, Vergeltung, des Neides beseelten Individuen niemals die Rede sein. Vielmehr haben sich die Fasci, die für die Abschaffung aller Privilegien, des Kircheneigentumes, der Kriegsgewinne usw. eintraten, zum Unterschied von den gewerkschaftlich, politisch und genossenschaftlich organisierten werktätigen Massen, von Anfang an an Plünderungen individuellen und kollektiven Charakters beteiligt. Sie waren diejenigen, die durch die Anwendung von Gewalt die Kaufleute und Händler zwangen, die Verkaufspreise herabzusetzen. Sie und ihr Mussolini waren es, die während der sogenannten bolschewistischen Ära 1919 und 1920, als Italien durch Lohnbewegungen, Streiks, Besetzung von Fabriken, von Latifundien-gütern und dergleichen mehr erschüttert wurde, einer jeden Forderung der sozialistischen Arbeiterschaft eine noch weitgehendere Forderung gegenüberstellten, einer jeden Revolte der Ausgebeuteten gegenüber nicht nur eine wohlwollende Stellung einnahmen, sondern die Unzufriedenheit schürten, die unorganisierten Massen gegen die organisierten aufhetzten, die Forderungen der berufenen Instanzen der Gewerkschaften und der sozialistischen Partei überboten und diese der übertriebenen Mäßigkeit beschuldigten. Das erste Experiment der Fabrikbesetzung, das am 16. März 1919 in Dalmine (Provinz Bergamo) stattfand, wurde nicht nur von der fascistischen Presse verherrlicht, sondern Mussolini, der durch seinen Verrat an der sozialistischen Partei jedes Prestige verloren hatte und sich populär machen wollte, begab sich aus Mailand nach dem erwähnten Orte, um die 22 000 Arbeiter, die die Fabrik besetzt hatten, zum Ausharren zu ermuntern. An diese turbulenten Elemente wandte sich die Bourgeoisie, die nicht mehr die Hoffnung hatte, auf legalem Wege den Aufstieg der klassenbewußten, von der sozialistischen Partei geführten Arbeiterklasse verhindern zu können! Ebenso, wie der Versuch der Bourgeoisie der Entente und Italiens, die italienischen werktätigen Klassen ideologisch für den Krieg zu gewinnen, an ihrem Klassenbewußtsein und ihrer internationalistischen Einstellung gescheitert war, und man nur dadurch Stimmung für den Krieg machen konnte, daß man einen Führer der sozialistischen Partei, Mussolini nämlich, korrumpierte und seinen Verrat gegen die von ihm verratene Klasse ausnutzte, ebenso klar war es den herrschenden Klassen jetzt, daß man auf normalem, legalem Wege die

italienischen Massen von der Verfechtung ihrer Klasseninteressen nicht abbringen konnte! Deshalb benutzten sie denselben Verräter für eine Aktion, die nur ein Mensch verrichten konnte, der jeden Halt verloren, jedes Schamgefühl eingebüßt hatte, denselben Arbeiterverräter Mussolini. Man brauchte jemanden, von dem man sicher sein konnte, daß kein Verrat für ihn zu schmachlich sei, kein Rückzug unmöglich, kein Komödiantentum zu lächerlich. Wie sehr korrumpiert die Mitglieder der fascistischen Organisation, dieser absolut heterogenen chaotischen Gruppe auch waren, man konnte sich schwer von ihnen vorstellen, daß sie alle die Schamlosigkeit besitzen würden, ohne weiteres dasjenige zu verrichten, für dessen Verwirklichung sie angegeben hatten, in den Krieg gezogen zu sein, nämlich die „absolute unbeschränkte, sich selbst genügende Freiheit“, deren Sieg die Folge der Niederringung Deutschlands und Österreichs sein sollte! Hatten sie doch gerade in dem von Mussolini gegründeten Blatte erklärt, daß die widerpenstigen Elemente der Bourgeoisie auf entsprechenden „Bäumen und Laternen aufgehängt“ werden würden. Wurde doch bei der Einweihung der Fasci (März 1919) vom Hauptredner Mussolini erklärt: „Wir müssen der Arbeiterklasse entgegenkommen: ob sie den Achtstundentag verlangt, ob die Bergarbeiter morgen den Sechstundentag verlangen oder die nachts arbeitenden Proletarier es tun, ob sie Invaliden- und Altersversicherung fordern oder die Kontrolle der industriellen Unternehmungen durch die Arbeiter, auf das alles müssen wir eingehen, werden wir eingehen, vor allem, weil wir die Arbeiter an die Leitung der Unternehmungen gewöhnen wollen!“ Um nach solchem „Glaubensbekenntnis“ zum Rizinusöl, zu Gummiknüppeln, Torturen, Bomben im Kampf gegen diejenigen zu greifen, die einen Teil der obenerwähnten Forderungen verfochten haben, muß man, abgesehen von allem anderen, über ein Maß von Schamlosigkeit und Schurkentum verfügen, über das ein einigermaßen normaler, mag er noch so deklassierter Mensch sein, nicht leicht verfügt. Und um solche Gemeinheit auszuführen, um den Auftrag dazu zu bekommen, muß man Beweise geliefert haben, daß man zu allem fähig sei! Nicht Mussolini hat Italien vor der Unordnung gerettet, sondern nachdem dieser mit seinem Versuch, in die proletarische Bewegung wieder aufgenommen zu werden, Fiasko gemacht und mit seinem demagogisch umstürzlerischen Programm Schiffbruch erlitten hatte, bot er den herrschenden Klassen nochmals seine Handlangerdienste an, und das um so bereit-

williger, als inzwischen die sozialökonomische Konjunktur sich in der einen konterrevolutionären Richtung weiterentwickelt hatte!

Auf diesen Werdegang des Fascismus muß immer wieder hingewiesen werden, weil man immer wieder auf die Legende von der sogenannten starken Individualität Mussolinis stößt!

*

*

*

Das Mitfühlen und -arbeiten mit den besonders nach Frankreich massenhaft geflüchteten Opfern und Zeugen des Fascismus, der unmittelbare Kontakt mit ihnen, hat mich in dem bereits vor Abschluß meiner Erinnerungen Erwähnten durchaus bestärkt: der italienische Sozialismus ist nicht durch seine eigene Schwäche vom Fascismus besiegt worden, sondern durch die allerwidernatürlichste Koalition der heterogensten Elemente, wie man sie unter normalen Verhältnissen, ja sogar in einem Bürgerkrieg kaum je gesehen und erlebt hat. Auch wenn die italienische Arbeiterklasse 1920 bewaffnet gewesen wäre — was sie leider nicht war (unter den damaligen Verhältnissen auch nicht sein konnte) —, sie hätte unterliegen müssen. Um die Strafexpeditionen der Fascisten gegen ganze Ortschaften zu ermöglichen, hat die italienische Regierung, ganz abgesehen von allem anderen, einer jeden von ihnen eine Hausdurchsuchung nach Waffen vorangehen lassen. Für jeden gefallenen Fascisten wurden ganz offiziell Ausrottungskampagnen gegen die Bevölkerung des beschuldigten Ortes veranstaltet. Schon Matteotti hat in einer seiner wuchtigen Anklagereden gegen den Fascismus der Regierung mit völliger Klarheit über das Problem zugerufen: „Nicht wir haben den blutigen Kampf gewollt, nicht wir haben ihn begonnen. Aber wenn es sein muß, wohlan, wir werden uns mit dem Feinde messen, die Regierung soll sich nur zurückziehen — damit wir von Klasse zu Klasse fechten können!“

Seit dieser Zeit habe ich Unaufzählbares, Unbeschreibliches aus der fascistischen Wirklichkeit vor meinem physischen und geistigen Auge auftauchen sehen. Ich habe Menschen gesehen, deren Blick zerfahren und unendlich traurig war, Menschen, deren Haar in einer Nacht ergraute, Frauen, deren Männer in ihrer Gegenwart ermordet wurden, Mütter, deren Kinder vor Schreck gestorben sind. Ich habe Greise weinen sehen, weil in ihrer Gegenwart die stolzen Arbeiterheime, für die ganze proletarische Generationen gearbeitet, entbehrt, geopfert haben, stolze Volkshäuser, Redaktionen der Zei-

tungen, die jahrzehntelang die nach Wissen und Befreiung lechzenden Massen geistig genährt hatten, von alkohol- und siegesberauschten Schergen in Brand gesteckt wurden. Ich habe die Stimme junger, selbstbewußter Revolutionäre zittern hören, als sie schilderten, wie die Fascisten schwangere Frauen bei der Gurgel packten, um sie zu zwingen, den Aufenthaltsort ihrer Männer zu verraten, ich habe alte Frauen fluchen und Rache schwören hören, als sie davon erzählten, wie man eine Lehrerin, eine heldenmütige Genossin aus Ferrara, wiederholt gezwungen hat, Rizinusöl einzunehmen, wie man ihr Haus und dann auch ihren Körper mit Ruß und obszönen Emblemen bemalte, weil sie, statt, wie man es von ihr mit der Pistole an der Schläfe verlangte, den Fascismus hochleben zu lassen, in einem fort wiederholte: „Es lebe der Sozialismus.“ Ich habe Männer und Frauen gesehen, die auf ihrer Brust ein Zeichen eintätowiert hatten, das auf ihre Parteizugehörigkeit hinwies, ich habe Männer gesehen, die jahrelang nicht mehr bei ihrer Familie haben schlafen können, weil ihre Anwesenheit Gewalttaten und Mord auf alle Familienmitglieder heraufbeschworen hätte; ich habe tapfere, stolze Menschen, die ihr ganzes Leben lang ihre und ihrer Klasse Würde verteidigt haben, einander erzählen hören, wie oft und unter welchen Umständen sie von den fascistischen Banditen überfallen und geschlagen wurden, ich habe Menschen gesehen, die im Exil dahinsiechten, weil sie sich nicht an den grauen Himmel, die fremde Umgebung, an die grausame Einsamkeit des Exils gewöhnen konnten. Ich habe Hunderte von Menschen, die in Italien eine menschenwürdige Existenz als Partei- oder Gewerkschaftssekretäre, als Journalisten, Beamte, Privatgelehrte geführt hatten, in Schmutz und Elend der Gruben arbeiten sehen, damit sie das Nötige zur Bestreitung der nackten Existenz gewannen, alles, um sich der fascistischen Willkür nicht unterwerfen zu müssen. Ich habe mir von einem blutjungen Mädchen erzählen lassen müssen, wie die Fascisten, als sie erfuhren, daß der 70jährige Turati, von Krankheit und Schicksalsschlägen getroffen, sich aufs Land gegeben hatte, sein Hotel umzingelten, die ganze Nacht hindurch Todesdrohungen grölten, gemeine Lieder sangen, deren Inhalt und Leitmotiv lautete, aus dem Barte Turatis Bürsten zu machen, um mit ihnen die Stiefel Mussolinis zu putzen . . .

Das und vieles andere habe ich gehört, aber nie, in keinem Augenblick, mit keiner Silbe, mit keinem Blick hat ein einziger von diesen Unzählbaren je auf die Möglichkeit hingedeutet, irgendwie den

Kampf aufzugeben, nie ist ein Atom des Zweifels in all diesen Massen und Führern darüber aufgetaucht, daß der Weg, den wir gegangen sind, der Weg der Auflehnung gegen Ungerechtigkeit und Ungleichheit, der Weg der internationalen sozialistischen Solidarität der einzig richtige Weg sei. Die italienischen Proletarier zählen die Dornen nicht, auch wenn an ihnen ihr Fleisch, das Fleisch ihres Fleisches hängenbleibt. Darin bekunden sie ihre sozialistische Weltanschauung! Wir alle waren in diesem Geiste erzogen: Nichts Unantastbares gibt es in der kapitalistischen Gesellschaft, alle Er rungenschaften, alle Institutionen der Ausgebeuteten, ja ihre Freiheit, ihr Leben können geraubt und zerstört werden, der revolutionäre Kampf muß seine Flut und seine Ebbe haben! Der italienische Sozialismus war nicht auf den unmittelbaren Erfolg eingestellt, er war vom unerschütterlichen Glauben an den Sieg der heiligen Sache beseelt. Matteotti hat den Gedanken aller seiner Kampfesgenossen ausgesprochen, als er den ihn würgenden Schergen mit sterbender Stimme sagte: „Ihr tötet mich, meinen Geist aber nicht. Den Sozialismus tötet ihr nicht, er lebt, er wird leben.“ —

Es gibt niemanden unter den gemarterten Opfern des Fascismus, der nicht wüßte, daß die Rache der herrschenden Klassen und ihres elenden Werkzeuges vor allem denjenigen gilt, die während des Krieges die Internationale um so kühner und leidenschaftlicher verteidigten, als die anderen, die meisten, sich von ihr abgewandt hatten. Ruhiger, glühender Stolz leuchtet im Blicke der gemarterten Pioniere der Menschenbefreiung auf, wenn sie daran erinnert werden . . .

Namen- und Sachverzeichnis.

Abramovitch, Führer des Jüdischen Bundes 148.

Adler, Friedrich, österreichischer Sozialist 116, 117, 168.

— Viktor, Führer der österreichischen Sozialdemokratie 44 ff., 55.

Agnini, italienischer Sozialist 52.

Amfiteatrow, russischer Schriftsteller 145.

Allessandri, italienischer Sozialist 14.
Antibolschewistische Liga, Stockholm 183 ff.

Antikriegspropaganda, linkssozialistische.

I. Konferenz der Linkssozialisten in Lugano, 67, 107.

— Mussolinis Veröffentlichung 68.

— Antrag auf Einberufung der II. Internationale 69.

Internationale sozialistische Frauenkonferenz in Bern März 1915 100 ff.

— Ablehnung der Beschickung durch die deutsche Sozialdemokratische Partei 96.

— Bolschewistische Quertreibereien 100.

— Proletarierin, wo ist dein Sohn? 98.

— Politische Kundgebung gegen den imperialistischen Krieg 99.

Internationale Jugendkonferenz, April 1915, Bern, 101.

1. Zimmerwald - Konferenz 104 ff.

— Gründung und Anfänge 104.

— Charakter und Zweck 105.

— Idee des Klassenkampfes gegen den Krieg 106.

— Psychologische Hindernisse 107.

— Eröffnungssitzung am 5. September 1915 110.

— Manifest gegen den Krieg 115.

— Internationale Sozialistische Kommission 115.

1. Zimmerwald - Konferenz

— Konferenz von Parlamentariern Zimmerwalder Anschauungen 120.

— Mitglieder der Zimmerwald-Bewegung 127.

— Aufruf der österreichischen sozialistischen Minderheit gegen den Krieg, Dezember 1915 117.

2. Zimmerwald - Konferenz April 1916 in Kiental 126.

— Die Frage der Bewilligung von Kriegskrediten 128.

— Abrüstung oder obligatorisches Schiedsgericht gegen den Krieg? 130.

— Manifest von Kiental 131.

3. Zimmerwald - Konferenz in Stockholm 1917 167 ff.

— Eröffnung am 5. September 1917 167.

— Manifest zum internationalen Generalstreik („Friedenskundgebung aus Stockholm“) 168.

— Frauenkonferenz 168.

— 100 000 Dollar 178.

— Sitzung der Internationalen Sozialistischen Kommission in Petersburg 148.

— Liquidierung der Zimmerwald-Bewegung 226 ff.

D'Arragona, italienischer Gewerkschafter 253.

Archiv für Sozialismus und Arbeiterbewegung 104.

Armuzzi, italienischer Sozialist in der Schweiz 69.

Auswanderer, italienische, in der Schweiz 12, 13.

„Avanti“, Zentralorgan der italienischen Sozialdemokratie 39, 48, 62, 68, 71, 79 ff., 117.

— Bissolati, Gründer des „Avanti“ 39.

— Treves, reform. Chefredakteur 42.

— Mussolini als Chefredakteur 48.

— und Tripoliskrieg 48.

Avvenire del Lavoratore, Organ der ital. Emigranten in der Schweiz 14.
 Axelrod, Paul, hervorragender russischer Sozialist 55, 138, 158, 167.

Baseler internationaler sozialistischer Kongreß 1912 52.

Bebel, August, Führer der deutschen Sozialdemokratie 8, 43, 44 ff., 200.

— Tod 52.

— Stellung zum Weltkrieg 52, 53, 54.

„Berner Tagwacht“, schweizerisches sozialistisches Organ 109.

— Revolutionär-marxistische Bekämpfung des Krieges 110.

Bernstein, Eduard, deutscher revisionistischer Sozialist 30, 165.

Berzine, Leiter der schweizerischen Sowjetmission 1918 202.

Bienstock, Gregor, Menschewiki-Internationalist 159 ff.

Bissolati, Führer der italienischen Rechtssozialisten 39.

— Ausschluß aus der italienischen sozialistischen Partei 40, 41.

Bobroff, russischer Sozialrevolutionär, 137, 138, 148.

Bombacci, italienischer Linksozialist 253.

Bondfield, Margret, Minister im Kabinett Macdonald 100, 253.

„Bote der russischen Revolution“, Radeks Stockholmer Blatt 178.

Bourderon, französischer Gewerkschaftler 110, 111.

Brizon, französischer sozialistischer Parlamentarier 128.

— verweigert die Kriegskredite 129.

Cachin, M., Führer der französischen Kommunisten 119.

— als Verfechter der Entente-Durchhaltepolitik 119.

Cohn, Oskar, ehemaliger deutscher sozialistischer Abgeordneter 49, 165, 169.

„Critica sociale“, Zeitschrift Turatis 32.

Dalström, Kata, schwedische Linksozialistin 141.

Della Vella, Sekretär der italienischen sozialistischen Partei 14, 40, 73, 78, 116.

Disziplin, revolutionäre 206 ff.

— Mißbrauch 207 ff.

Duncker, Käthe, deutsche Kommunistin 98, 165.

Ebert, Friedrich, sozialistischer Abgeordneter und Reichspräsident 57.

„Edinstwo“, Plechanoffs Zeitung 158.

Engels, Friedrich 21.

Entente-Propaganda durch Sozialisten in Rußland 152.

— gegen Zimmerwald, für Offensive gegen Deutschland 153.

Ermanski, Menschewiki-Internationalist 167.

Fascismus 75 ff.

— Haß gegen den Sozialismus 61.

— Bürgertum und Fascismus 61.

— Entstehung aus dem Lumpenproletariat 260, 288, 290 ff.

— Hilfestellung der oberitalienischen Großindustriellen 289.

— Wesen und Charakteristik 286 ff.

— Vorstoß über die Grenzen 287 ff.

— Propaganda für die oberitalienischen Fabrikbesetzungen März 1919 290.

— Mussolinis Rede bei der Einweihung der Fasci 1919, im März 291.

— Die italienische Regierung vor Mussolini als Helfer 291.

— Kulturschande des Fascismus 292 ff.

Ferri, Enrico, italienischer Sozialist, Universitätsprofessor 24, 34, 38.

— Mario, schweizerischer Sozialist 69.

Friedenskonferenz, sozialistische, zu Stockholm 1917 165 ff.

Fuchs, Eduard, Kunst- und Kulturhistoriker 119.

Generalstreik gegen den Krieg 55, 56.

— Vorschlag der britischen Trade Unions 56.

Giolitti, ehemaliger italienischer Ministerpräsident 40, 123.

Guesde, Jules, französischer Rechtssozialist 55.

Gorki, Maxim 25, 153.

Graziadei, italienischer Kommunist 253, 257, 258.

Greulich, Hermann, Führer der schweizerischen Sozialdemokratie 69, 123.

Grimm, Robert, Führer der Schweizer Sozialdemokratie 57, 67, 69, 102, 112, 115, 131, 137.

— Verdienste um die Zimmerwald-Bewegung 108 ff.

— Gegen die Stockholmer sozialistische Konferenz 149.

— Wegen „Deutschfreundlichkeit“ Verweigerung der Einreise nach Rußland 137.

— Anfrage wegen Friedensbedingungen in Deutschland 157 ff.

— Ausweisung aus Rußland 158.

- Grimm, Robert, Opfer der Geheimdiplomatie und ententistischer Ränke 162 f.
- Grumbach, elsässischer Sozialist 119.
- Haase, Hugo, Führer der USPD. 165, 169, 202.
- „Hamburger Echo“, Parteiblatt der SPD. 116.
- Herzfeld, J., deutscher sozialistischer Abgeordneter 165.
- Hobhouse, Miß, englische Pazifistin 121.
- Hofer, E., ehem. sozialistisches Mitglied des Preußischen Landtages 165.
- Hoffmann, Adolph, ehemaliger deutscher sozialistischer Abgeordneter 110, 128.
- Höglund, Führer der schwedischen Linkssozialisten 140, 166, 172, 175.
- Intellektuelle und Massen 155.
- Internationale, Die Zweite 43, 67.
- Bureaukratismus der Zweiten Internationale 43 ff.
- Letzte Vorkriegssitzung 55 ff.
- Manifest gegen die Kriegsgefahr 55, 57.
- Entartung im Kriege 238.
- Internationale, Die Kommunistische 25, 66.
- Gründung 224.
- Nepotismus 233 ff.
- Die Fiktion ihrer Unabhängigkeit 234.
- Korruption der revolutionären Idee 238.
- Vertretung des Auslandes 251 ff.
- Italienisches Proletariat:
- Kollektivistischer Idealismus 20.
- Organisationsfähigkeit 20.
- Analphabetismus 20, 21, 23.
- Landarbeiterorganisationen 20.
- Genossenschaftsbewegung 21, 22.
- Presse 22.
- Kirche und Religion 22, 31.
- Kampf gegen den Zarismus 23, 24 ff.
- Italienische Sozialistische Partei:
- Beschluß gegen die Kriegsteilnahme 58.
- Internationalismus gegen Imperialismus 60.
- Trostlose Vereinsamung 60.
- Die Verleumdungskampagne 61 ff.
- Bestechungsversuche an Funktionären 124.
- Jaurès, Jean, Führer der französischen Sozialdemokratie 43, 44 ff., 49, 55, 56.
- Jaurès, Jean, Stellung zum Weltkrieg 53, 54.
- Ermordung 57.
- Jenaer Parteitag 49.
- Joffe, erster Sowjetvertreter in Berlin 210.
- Ausweisung 210.
- Kalinin, Präsident des Allrussischen Sowjet-Kongresses 247.
- Kamenew, Sekretär der russischen Kommunistischen Partei 148.
- Gegen die Oktoberrevolution 175.
- Kautsky, Karl, marxistischer Theoretiker 165.
- Keir Hardie, englischer Sozialist 56.
- Kerenski, russischer Revolutionsminister 158, 162.
- Kiental (S. unter Antikriegspropaganda).
- Kollontay, A., Sowjetdiplomatin 215 ff., 222.
- Kongreß zu Reggio Emilia 40.
- Krapotkin, anarchistischer Theoretiker 8.
- Krestinski, Botschafter Sowjetrußlands in Berlin 244.
- Kriegspsychologie sozialistischer Beobachter 133 ff.
- Labriola, Antonio, Universitätsprofessor, Marxist 11, 35 ff., 64.
- Arturo, Sekretär der italienischen Sozialistischen Partei 35, 152.
- Leone, italienischer Syndikalist 39.
- Lapinsky, polnischer Sozialist 137, 148, 157.
- Larine, russischer Sozialrevolutionär 148, 159.
- Lazzari, Costantino, Sekretär des italienischen sozialistischen Parteivorstandes 34, 40, 58, 68, 73, 78, 131.
- Ledebour, Georg, ehemaliger deutscher sozialistischer Abgeordneter 110, 165, 172, 202.
- Lenin 43, 46, 102, 136, 148, 221, 223, 241, 246, 262 ff.
- Erklärung über die Reise durch Deutschland 136.
- Gegen die Stockholmer Konferenz 149.
- Über Trotzki 150 ff.
- Über Sinowjews Feigheit 176 ff.
- Nach dem Attentat 185 ff.
- Persönlichkeit 186 ff.
- Über Barbusses „Feuer“ 188.
- Über die „Nep“ 208.
- In Räuberhänden 224.
- Über Parteidisziplin 228, 237.
- Gegen die Fabrikbesetzungen in Italien 259.

Lenin, Stellung zur europäischen Diplomatie 268.
 — Über Angelica Balabanoff 263.
 Levi, Paul, deutscher sozialistischer Abgeordneter 119.
 Liebknecht, Karl, 43, 116, 202, 223.
 Lindhagen, sozialistischer Bürgermeister Stockholms 181.
 Longuet, P., französischer sozialistischer Abgeordneter 121.
 Losowsky, russischer Gewerkschaftler 258.
 Lunatscharski, russischer Volkskommissar 138, 145.
 Luxemburg, Rosa, 43, 55, 56, 116, 223.
 Marine, Die Gehorsamsverweigerungen in der deutschen 172.
 Martinoff, ehemaliger Menschewik 138, 148.
 Martoff, russischer Sozialrevolutionär 137 ff., 148, 157.
 Matteotti, italienischer sozialistischer Abgeordneter 267, 293.
 „Matteottisieren“, fascistischer Ausdruck für die „Beseitigung“ Mißliebiger 286.
 Merrheim, französischer Kriegskreditverweigerer 110, 111, 113.
 Miljukow, russischer Minister 137.
 Ministerialismus 149.
 Modigliani, italienischer sozialistischer Abgeordneter 69, 112.
 Morgari, italienischer radikaler Sozialist 24, 57, 112, 115.
 — Reise in die Ententeländer zur Vorbereitung einer Sitzung des Bureau der Zweiten Internationale 107.
 — Persönlichkeit 113.
 Moor, Schweizer Vertreter in der Zweiten Internationale 57.
 Morgen, französische Sozialistin 119.
 Musatti, italienischer Radikalsozialist 40, 68 ff.
 Mussolini, Benito, 14, 40, 71, 75 ff., 116, 122.
 — Geld aus Deutschland 48, 49.
 — Für den Sieg der Zentralmächte 59.
 — und Südekum 72 ff.
 — Politischer Flüchtling in der Schweiz 76.
 — Deklassiert zum Bettler 76.
 — Deserteur 78.
 — Gegen den Tripoliskrieg 78.
 — Chefredakteur des „Avanti“ 79.
 — Balabanoff muß helfen 79.
 — Geistige Unselbständigkeit als Redakteur 80.

Mussolini, Benito, Persönliche Feigheit und Mangel an moralischem Mut 81 ff., 86 ff., 88.
 — Verhalten in kritischen Situationen 83.
 — Schaufensterheld und Archivar 85.
 — Psychologisches zu seinem sozialen Verrat 89 ff.
 — Von der Entente gekauft? 89.
 — Ausschluß aus der italienischen Sozialistischen Partei 95.
 — Feier der Ermordung Matteottis mit dem russischen Botschafter 267 ff.
 — Hetzreden zu den Fabrikbesetzungen in Dalmine Frühjahr 1919 290.

Naine, Schweizer Sozialist und Pazifist 69, 115.
 NEP (Neue ökonomische Politik) 208.
 — als Selbstzweck 209 ff.
 Nikolaus II. in Italien 23, 24, 27.
 „Nowaja Jisn“, Gorkis Zeitung 153.
 Partito Socialista italiano 14.
 Philips, Marion, englische Delegierte zur Frauenkonferenz Bern 100.
 Pflüger, Schweizer Sozialist 69.
 Platten, Sekretär der Schweizer Sozialistischen Partei 136.
 Plechanow, Georg, marxistischer Theoretiker 63, 64, 158.
 — Kriegsbegeisterung gegen Deutschland 63.
 — Ursachen 65.
 — Deutschenhaß 158.
 „Politiken“, schwedisches sozialistisches Organ 166, 175.
 Prampolini, italienischer sozialistischer Agitator 30.
 „Prawda“, Zentralorgan der Bolschewiki 161.

Radek, Karl 109, 165, 167, 172, 175, 178.
 — der Prophet 134.
 — Mitglied der Exekutive der Kommunistischen Internationale 250.
 Rakowsky, bolschewistischer Funktionär 112, 148, 157, 162.
 — Gegen Veröffentlichung des Stockholmer Aufrufes zum Massenstreik 175.
 — Volkskommissar in der Ukraine 223, 241.
 Rjasanoff, russischer Sozialrevolutionär 117, 138, 148, 158.
 Reformismus und Revisionismus 30.
 — als Krise der Intellektuellen 31.
 Rossner, Marguerite, französische Sozialistin 119.

Rubanovitch, russischer Sozialrevolutionär 55.

Russel, Bertrand, englischer Pazifist 53.

Rousseaus Bekenntnisse 8.

Rußland nach der Oktoberrevolution 212.

— Psychologische Ursachen der Massen-Unzufriedenheit 213.

— Das tägliche Brot, der Angelpunkt 214.

— Die Tragödie des kollektiven Leidens 215.

— Das Leiden der Frauen 216 ff.

— Wirkungen der Hungerblockade 217 ff.

— Nicht Politik, sondern Brot 218.

— Privilegienwirtschaft 219 ff.

— Die Folgen davon 221.

— Keine Sabotage des Systems 241.

— Der Aufbau der Propaganda 244.

— Die erste westeuropäische Studienkommission 253 ff.

— Keine „Kinderfinger in der Suppe“ 255.

— Das religiöse Gefühl der Massen 270 ff.

Sadoul, Hauptmann, französischer Kommunist 240.

Schlesinger, Therese, österreichische Sozialistin 168.

Schweiz und der Krieg:

— Würdelose Presse 191.

— Deutschenhetze 191 ff.

— Krieg und Fremdenindustrie 192.

— Antibolschewistische Hetze 193 ff.

— Die Ausweisung der Sowjetgesandtschaft 195 ff.

— Ausweisung Angelica Balabanoffs 193 ff.

„Sempre Avanti“, Morgaris Propagandablatt 24.

Serrati, maximalistischer Führer der italienischen sozialistischen Partei 14, 30, 40, 68 ff., 78, 92, 118, 131, 253.

— „Es lebe Serrati“ 256.

— Serrati gegen Sinowjews Intrigenwirtschaft 256.

Shaw, Tom, englischer Sozialist 253.

Singer, Paul, Führer der deutschen Sozialdemokratie 46.

Sinowjew, Grigori, 148, 211, 251.

— Gegen die Oktoberrevolution 175.

— Präsident der Kommunistischen Internationale 230.

— Intrigenwirtschaft 231 ff.

Sinowjew, Grigori, Korruptionsmethoden aus Ehrgeiz und Rechtshaberei 237, 246, 280.

— Vorbereitung der Spaltung der italienischen sozialistischen Partei 257 ff.

— Totschweigen der Opposition 261.

— Sturz 279.

Skepsis der Massen 32.

Skobelev, Minister der Kerenskiregierung 141.

Slapier, Bruce, englischer Sozialist 56.

„Soffitta“, Zeitung der italienischen Maximalisten 40.

Sokolnikoff, russischer Sozialrevolutionär 138.

Spionagebetrieb in Stockholm 166.

Spiridonowa, Maria, russische Revolutionärin 28.

Stadthagen, Artur, deutscher sozialistischer Abgeordneter 165, 168 ff.

Ström, schwedischer Linkssozialist 140, 166.

Südekum, Dr. Albert, deutscher Sozialist 71.

— Verteidiger Wilhelms II. 73.

— Emissär deutscher Diplomatie? 73.

— „Südekumerei“ in Italien 74.

Swerdloff, Vorsitzender des Exekutivkomitees der Sowjets 223.

Tancredi, italienischer Anarchist und Fascist 90.

Tema, russischer Revolutionär 138 ff.

Terror in der Revolution 206 ff.

Treves, Claudio, italienischer Rechtssozialist 42, 71.

Troelstra, Führer der holländischen Sozialisten 107.

Trotzki, Leo, 112, 148 ff., 187, 221, 223, 228, 246, 250.

— Urteil Lenins 150 ff.

— Urteil Sinowjews 281 ff., 283.

— Die psychologischen Folgen seiner Enthebung als Kriegskommissar 282.

Tscheidse, Präsident des Petersburger Sowjets 159.

Tschernoff, Minister der Kerenskiregierung 141.

Tschitscherin, Volkskommissar des Äußeren 180, 224.

Tseretelli, Minister der Kerenskiregierung 141, 157.

Turati, italienischer sozialistischer Führer 30, 68.

— Persönlichkeit 32 ff.

Urizky, Parteigänger Trotzki 149.

Vandervelde, belgischer Minister, Vorsitzender der Zweiten Internationale 131, 165.

— Schleppenträger des Ententeimperialismus 132.

Wiener „Arbeiterzeitung“, Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie 117.

— Artikel „Tag der deutschen Nation“ 59.

Worowsky, bolschewistischer Diplomat 165, 180 ff.

— Gesandter in Stockholm 179.

Worowsky, Sekretär der Kommunistischen Internationale 230.

Zalkind, bolschewistischer Diplomat 202.

Zarismus 26.

Zetkin, Clara, Sekretärin der sozialistischen Fraueninternationale 96, 200.

Zietz, Luise, deutsche sozialistische Abgeordnete 165, 172.

Zimmerwald, s. u. Antikriegspropaganda.

S o e b e n s i n d e r s c h i e n e n :

Der Zukunftsstaat

Wirtschaftstechnisches Ideal und volkswirtschaftliche Wirklichkeit

Von Professor Karl Ballod (Atlanticus)

Vierte, völlig neubearbeitete Auflage. Großoktav. Umfang 316 Seiten. Preis
kartoniert RM. 4,50, Leinen RM. 5,50.

Ballods berühmtes Werk, das hier in völlig neuer Gestalt vorliegt, befaßt sich mit den Fragen des synthetischen, des konstruktiven Sozialismus, des praktischen sozialistischen Aufbaues selbst. Kein Zweifel, daß es in der nunmehr vorliegenden, auf den derzeitigen Stand des technischen und wirtschaftlichen Wissens gebrachten Ausgabe seinen anerkannten Rang als ein Standardwerk der Sozialwissenschaft behaupten wird. Das Buch ist zugleich ein kritischer Grundriß der wirtschaftlichen Nachkriegsentwicklung, deren Zusammenhänge und Bedeutung dem Leser mit häufig bitterem Sarkasmus an die Adresse der verantwortlichen Persönlichkeiten in Politik und Wirtschaft dieser Zeit klargemacht wird. Daß das Bild, auch für den Sozialismus, gerade keinen Goldrahmen verträgt, ist nicht Ballods Schuld.

✱

Vom Rußland der Gegenwart

Wirtschaftliche und soziale Beobachtungen

Von Professor Dr. E. I. Gumbel

Umfang 6 Bogen. Preis kartoniert RM. 1,80.

Sowjetrußland findet in der Darstellung Berufener und Unberufener entweder eine über alle Schwächen hinwegsehende Preisung als das Paradies der Menschheitszukunft oder aber erbittertste, kritikloseste Ablehnung der Verteidiger bürgerlicher Weltordnung. Tatsächlich Wichtiges in der Gestaltung der russischen Dinge wird dabei zu leicht übersehen und so dem Leser ein Zerspiegel zum Guten oder Bösen vorgesetzt. Ein Bild dessen, was sich wirklich in Rußland gestaltet, und damit eine Grundlage für die Beurteilung dessen, was in Rußland zukunftsträchtig ist, gab es bisher nicht. Professor Gumbels, des bekannten deutschen Statistikers und Pazifisten, knappes Büchlein berichtet nunmehr in knapper, leidenschaftsloser Darstellung über das, was der Verfasser in längerem Aufenthalt in Rußland sehen, hören und untersuchen konnte. Gumbels Bericht gibt also keine Auszüge aus amtlichen russischen Werken, sondern teilt mit, was dem Verfasser aus eigenem Studium wissenschaftlich erscheint. Das Urteil selbst bleibt dem Leser überlassen.

✱

Zu beziehen durch die Volksbuchhandlungen, wo nicht, direkt von

E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W 30
Gleditschstraße 6

Soeben sind erschienen:

Der Rebell und die Demokratie

〈Zur Krise des Sozialismus〉

Von Valeriu Marcu

Umfang 60 Seiten. Preis kartoniert RM. 1,—.

Marcu donnert nicht mit dem schweren Geschütz drohender Worte gegen Erscheinungen und Entwicklungen im Sozialismus der Zeit, die ihm nicht geheuer erscheinen, sondern schreibt sich enttäuschte Liebe und Hoffnungen um das Objekt mit dem spitzen Florett geschliffener Vergleiche und dialektischer Widerspiegelungen aus Witz und Ironie vom Leibe. Er konfrontiert Vorsatz und Erscheinung, Idee und Wirklichkeit, Prophetie und Tatsachen im Sozialismus der Gegenwart und Vergangenheit, wobei Ziel des Angriffes manche nach dem Umsturz zu beobachtende Aussöhnung des sozialistischen Klassenkämpfers mit der bürgerlichen Wirklichkeit, die Verdrängung der sozialistischen Opposition durch die Gewöhnung an bürgerliche Sitte ist. So entstanden vier geistreiche, stellenweis sehr amüsante Kapitel vom Sozialismus in Rußland, Frankreich, England und Deutschland, die gleichwohl der tieferen Bedeutung nicht entbehren. Nur, wie gesagt, Marcu zürnt mit Ironie, die wie eine Säure ätzt, nicht wie ein Hammer schlägt. Sein Pessimismus kommt aus Gesinnung, nicht aus Gefühl, und fordert deshalb zu jenem Widerspruch heraus, der der Vater aller Dinge ist.

★

Justiz=Erlebnisse

Von Ernst Toller

Umfang 9 Bogen. Preis broschiert RM. 3,—, in Leinen gebunden RM. 4,—

Diese Dokumente, teils Darstellungen eigener Erlebnisse Tollers und anderer, teils wortgetreue Wiedergaben amtlicher Verfügungen, sind erschütternd im Zusammenklang menschlicher Größe und Niedertracht. Hier wird dokumentarisch erhärtet die absichtliche Häufung von Kränkungen und Demütigungen aller Art, denen die Niederschönenfelder Festungsgefangenen ausgesetzt gewesen. Fanatischer politischer Haß, verbunden mit borniertestem Beamtendünkel aus Strebergeist, wirkten zusammen, um die Opfer justizlicher Willkür seelisch und körperlich bis zur Auflösung zu zermürben. Das Werkchen Tollers ist jedem geistig und politisch Tätigen ein Spiegel eigenen Schicksals in der Deutschen Republik und zugleich ein Brandmal unauslöschlicher Kulturschmach für Bayern und das Reich, die dem jahrelangen In-den-Kot-Zerren jeder Menschenwürde in Niederschönenfeld untätig zugehören.

★

Zu beziehen durch die Volksbuchhandlungen, wo nicht, direkt von

E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W 30

Gleditschstraße 6

Schriftenreihe Neue Menschen

Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Max Adler, Wien.

Die Aufgabe dieser Schriftenreihe ist die Erörterung der vom Sozialismus geforderten geistigen Umstellung auf allen Gebieten des Lebens, in Partei und Gewerkschaft – Ökonomie und Politik – Wissenschaft und Kunst – Schule und Haus, zur Vorbereitung der von Marx geforderten „Revision des Bewußtseins“. Die Durchdringung der Gesellschaftswissenschaften mit dem Arsenal des modernen soziologischen Erfahrungs- und Gedankenschatzes in den präzisen und zielbewußten Formulierungen streng marxistisch-sozialistischer Ideologie soll das Wahrzeichen und zugleich das methodologische durchaus Neue unserer Schriftenreihe bilden.

Bisher erschienen:

Prof. Dr. Max Adler: Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung. Zweite, vermehrte Auflage. Kartoniert RM. 2,80, Leinen RM. 4,-.

Prof. Dr. Max Adler: Politische oder soziale Demokratie. Kartoniert RM. 2,50, Leinen RM. 3,50.

Prof. Anna Siemsen: Beruf und Erziehung. Kartoniert RM. 3,50, Leinen RM. 4,50.

Im Frühjahr 1927 erscheint:

Gg. Engelbert Graf: Zur Soziologie der Jugend. Kartoniert etwa RM. 2,50, Leinen etwa RM. 3,50.

Weitere Bände in Vorbereitung

Aus den Pressestimmen:

»Vorwärts«, Berlin: ... Die Erziehung, die das Bürgertum in allem und jedem zum Instrument seiner Beharrungsabsichten gemacht hat, muß vielmehr zur vornehmsten Waffe des proletarischen Klassenkampfes werden ... Dazu aber bedarf es der bewußten Loslösung von allen übernommenen Wertungen ... Max Adler ... legt also, seiner Denk- und Schaffensweise getreu, die ihn als einen der klarsten und originellsten marxistischen Theoretiker bekanntgemacht hat, das prinzipielle Fundament für eine sozialistische Erziehungslehre, indem er sie ... im Klassenkampf verankert ...

»Kölnische Zeitung«: Adlers Buch (Politische oder soziale Demokratie) ist eine Zweckchrift, der Versuch, durch wissenschaftliche Deduktion Instinkte in Axiome umzuwerten, um dem Proletariate die Zuversicht zu geben, daß Vernunft und Moralauf seiner Seite seien, wenn es die Gesellschaftsordnung umstürzt und die Besitzenden enteignet ...

Deutsche Hochschule für Politik: »Beruf und Erziehung« ... bietet weit mehr als ... bescheldener Titel vermuten läßt. Es stellt eine Art soziologischer Pädagogik dar ... ungemein anregende Darbietungen einer ebenso kenntnis- wie einsichtsreichen Übersicht ... die tiefe Problematik unseres heutigen Bildungswesens mit großer Klarheit ... herausgearbeitet.

»Volkszeitung«, Kiel: ... Ausgehend von der Vielseitigkeit des Begriffes »Demokratie«, unternimmt Adler eine tiefeschürfende begriffliche und soziologische Klärung der Probleme um die Demokratie ... Es ist die lange vermißte und erwartete Darstellung eines brennend aktuellen Problems ... für das sozialistische Studium wird das Buch fortan unentbehrlich sein ...

»Vorwärts«, Berlin: ... Anna Siemsen hat den Rahmen ihrer Untersuchungen so weit gezogen, hat sich so energisch auf noch wenig erforschtes Gelände vorgewagt, daß ihre Arbeit notwendigerweise ein erster großer Wurf bleibt ... Der Wert ihres Buches liegt in dieser Großzügigkeit, mit der hier einmal die Zusammenhänge all unserer gesellschaftlichen Nöte gesehen werden, liegt aber weiterhin auch in der überaus glücklichen Art, wie sich hier eine unbeirrbar sichere theoretische Grundlage mit vielseitigen Kenntnissen und umfassenden praktischen Erfahrungen verbinden ...

*

Zu beziehen durch die Volksbuchhandlungen, wo nicht, direkt von

E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30

Gleditschstraße 6

Jungsozialistische Schriftenreihe

Herausgegeben von der Reichsleitung der Jungsozialisten
Mit Unterstützung von Max Adler = Wien, Gg. Engelbert Graf
und Anna Siemsen

Umfang 48 Seiten. — Preis kartoniert RM. 0,85

Bisher erschienen:

Adler, Prof. Max: Die Aufgabe der Jugend in unserer Zeit.
Fraenkel, Dr. Ernst: Zur Soziologie der Klassenjustiz.
Graf, Gg. E.: England am Scheidewege.
Lepinski, Franz: Die jungsozialistische Bewegung, ihre Geschichte und ihre Aufgaben.
Siemsen, Prof. Anna: Politische Kunst und Kunstpolitik.

Demnächst erscheinen:

Calhonn, Prof. Arthur: Die amerikanische Arbeiterbewegung im Lichte amerikanischer Kritik.
Jensen, Otto, Tinz: Der Kampf um den Staat.

Weitere Hefte in schnellster Folge

Die ersten Pressestimmen:

»Volkswacht«, Bielefeld: Die bekannte Jenenser Pädagogin ... führt den Nachweis, daß alle wesentliche Kunstübung gesellschaftlicher Notwendigkeit entsprang und gesellschaftlichen Zwecken diene, ganz gleich, ob es sich um profane oder sakrale Kunstübung gehandelt. Auch die Kunst ist nichts als eine der vielen Ausdrucks- und Geltungsformen des sozialen Machtkampfes und muß deshalb als solche gewürdigt werden. Deshalb ist die Bedeutung der Kunst als einer sozialen Machtquelle gar nicht hoch genug einzuschätzen, woraus folgt, daß besonders die aufstrebenden Klassen sie bewußt in ihren sozialen Kampf einzufügen haben. Die Erfüllung dieser Aufgabe weist Prof. Siemsen vor allem der proletarischen Jugend zu, die in der Kunst die Mittel zur Entladung und Wirkung suchen muß, deren wir als Kämpfer für den Sozialismus und als Menschen mit dem Willen zu einer neuen Form der Gemeinschaft bedürfen.

»Volksstimme«, Kottbus: Lepinskis Schrift ... schildert den Werdegang der deutschen jungsozialistischen Bewegung, die als Reaktion des Kriegserlebnisses sich gegen die aus der Vorkriegszeit übernommenen gesellschaftlichen und politischen Gestaltungen wandte und bewußt nach einer neuen Lebensform im Gemeinschaftsgeiste, in sozialistischem Kultur- und Weltgefühl strebte ... in knappen Strichen die allmähliche Gestaltung der Ziele und Aufgaben dieser jungsozialistischen Bewegung, die heute für sich in Anspruch nimmt, die geistig regsamste und politisch tätigste Jugend im Rahmen der Sozialdemokratischen Partei zu umfassen ... auch das Verhältnis der Jungsozialisten zur Partei selbst und zur sozialistischen Arbeiterjugend distanziiert, so daß ein klares Bild des Wesens und der Aufgaben der jungsozialistischen Bewegung entsteht ...

»Volksblatt«, Konstanz: Adlers Reden an die Jugend haben alle dasselbe Thema: die Aufforderung, den Blick in die Zukunft einer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu richten ... Mit gläubigen und begeisternden Worten umreißt Prof. Adler die eigentliche Aufgabe der Jugend unserer Zeit: Bannerträger des Fortschrittes und Sturmbock gegen die materialisierte Lebensauffassung unserer Tage zu sein. Von prachtvollem Schwunge der Gedanken ist zumal das Kapitel über die revolutionäre Bedeutung der marxistischen Sozialwissenschaft, die den wissenschaftlichen Grund für die wichtigste Aufgabe der Zeit legt: Gestalterin der Zukunft zu sein!

✱

Zu beziehen durch die Volksbuchhandlungen, wo nicht, direkt von

E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30
Gleditschstraße 6

